

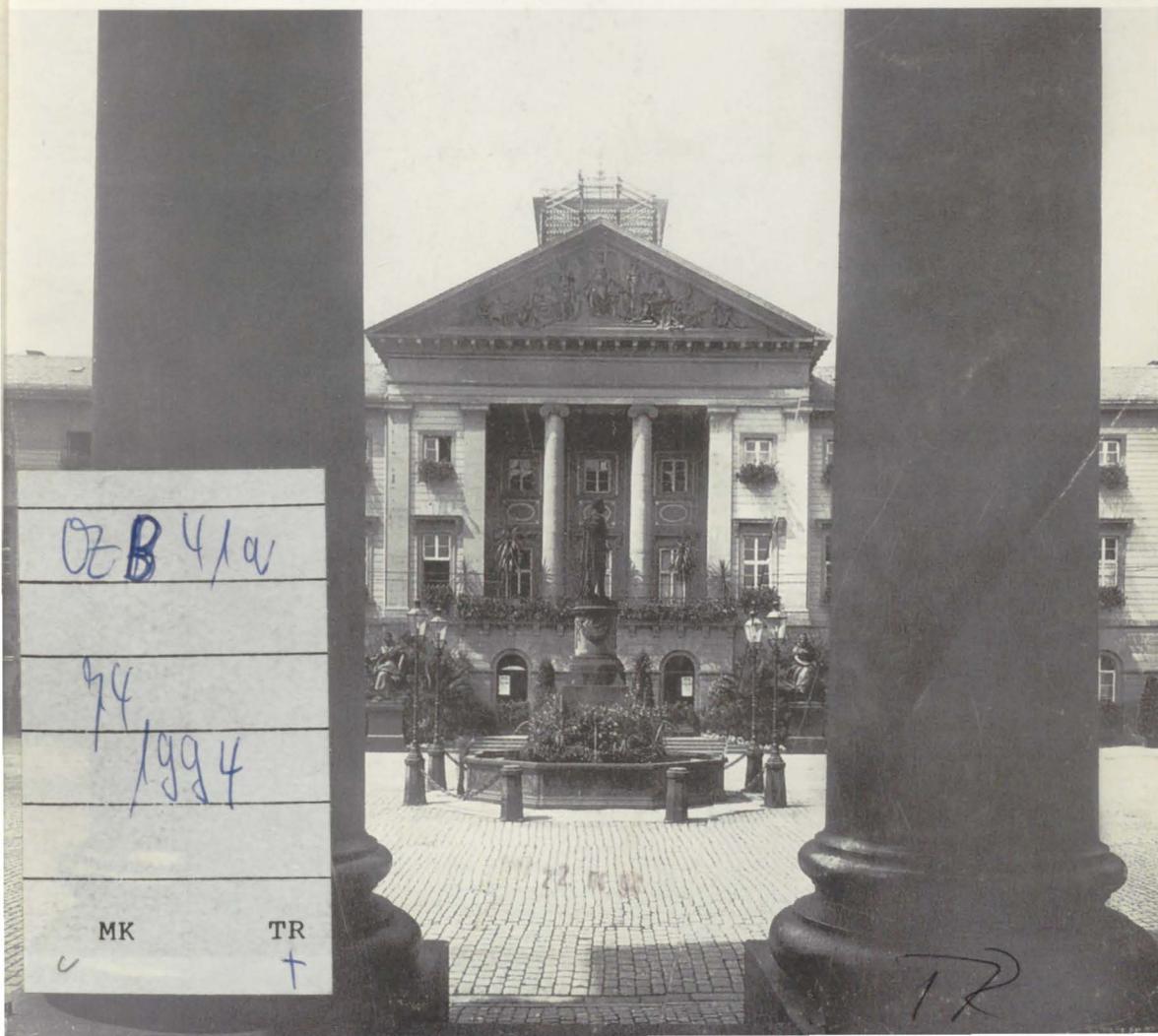
Badische Heimat

März
1/1994

[Sch] St BW
Hm

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

Landesversammlung der Badischen Heimat 1994 in Karlsruhe



OZB 4/a
94
1994
MK TR
+

TR

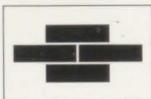
Wie Sie Ihre Wohnträume verwirklichen



Sie träumen von einem schöneren Zuhause? Und wünschen sich mehr Raum zum Leben? Aber: die nötige finanzielle Bewegungsfreiheit - die fehlt noch? Gemeinsam mit unserer Bausparkasse

Schwäbisch Hall

Auf diese Steine können Sie bauen



liefern wir Ihnen die passenden Finanz-Bausteine und helfen Ihnen so zu wohnen, wie Sie es sich erträumen.

Wir machen den Weg frei



Volksbanken Raiffeisenbanken

Badische Heimat

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

Herausgegeben im Auftrage des
Landesvereins Badische Heimat e.V.

Präsident: Ludwig Vögely, Karlsruhe
Schriftleiter: Heinrich Hauß, Karlsruhe

Inhaltsverzeichnis

74. Jahrgang

- | | | | |
|-------|-----------------------------|--------|--|
| 1.0 | Geschichte | 5.0 | Volkskunde/Regionalismus/Heimat |
| 1.0 | Allgemeine Geschichte | 5.1 | Volkskunde |
| 1.1 | Badische Geschichte | 5.2 | Regionalismus/Heimat |
| 1.2 | Familiengeschichte | 5.2.1 | Regionalpolitik |
| 1.3 | Frauengeschichte | 5.3 | Arbeitskreise |
| | | 5.4 | Naturschutz |
| 2.0 | Kunst/Kunstgeschichte/Musik | 5.5 | Denkmalschutz |
| 2.1 | Architektur | 6.0 | Heimattage/Heimatbund |
| 2.1.1 | Stadtpläne | 7.0 | Mundart |
| 2.1.2 | Gartenarchitektur | 8.0 | Kirchen |
| 2.2 | Malerei | 9.0 | Persönlichkeiten |
| 2.3 | Plastik | 10.0 | Museen unserer Heimat/Geschichtsvereine/Bibliotheken/Archive |
| 2.4 | Ausgrabungen | 10.1 | Museen unserer Heimat |
| 2.5 | Ausstellungen | 10.2 | Geschichtsvereine |
| 2.6 | Restaurierungen | 10.3 | Bibliotheken |
| 2.7 | Musik | 10.4 | Archive |
| 2.8 | Photographie | 10.5 | Verlage |
| 3.0 | Literatur/Philosophie | 11.0 | Vereinsnachrichten |
| 3.1 | Theater | 11.1 | Landesverein |
| 3.2 | Presse | 11.2 | Vereinsnachrichten |
| 3.3 | Hebeliana | 11.3 | Ortsgruppen |
| 3.3.1 | Hebelpreisträger | 11.3.1 | Jahresberichte |
| 3.3.2 | Hebelschoppen | 11.3.2 | Ehrungen |
| 3.3.3 | Hebeldank | | |
| 3.4 | Hansjakob | 12.0 | Texte |
| 4.0 | Landschaften/Orte | 12.1 | Gedichte |
| 4.1 | Landschaften | 12.2 | Prosa |
| 4.2 | Orte | 12.3 | Aktuelle Positionen |
| 4.2.1 | Regionen | 13.0 | Editorial |
| 4.3 | Stadt/Dorfsanierung | 14.0 | Literaturberichte/Buchbesprechungen |
| 4.4 | Raumplanung | | |
| 4.5 | Wirtschaft | | |
| 4.6 | Handwerk | | |
| 4.7 | Firmen | | |
| 4.8 | Technik | | |
| 4.9 | Soziales | | |



1.0 Geschichte

1.0 Allgemeine Geschichte

Nathan Chytraeus (1543–1598) – Zum 450 Geburtstag eines Kraichgauer Humanisten Thomas Fuchs, Kraichtal	1	113
Kulturpropaganda an den Reichsgrenzen Die Reichsfestschauspiele in Heidelberg und Marienburg Meinhold Lurz, Heidelberg	3	325

1.1 Badische Geschichte

Agrarunruhen an der badischen Bergstraße im März 1858 Rainer Gutjahr, Karlsruhe	1	121
Badische Liberalität als Verfassungsprinzip Ihre Entfaltung und ihre Grenzen 1818–1970 (Teil II 1914–1970) Robert Albiez, Ettlingen	2	171
Aus dem Leben eines Durlacher Bürgers und Geschäftsmannes in der Napoleonischen Zeit Walter Vesenbeckh, Bad Dürkheim	2	215
Ein festes Band umschließt die Badener Helmut Engler, Freiburg	3	317
250 Jahre Michaelskapelle bei Bruchsal-Untergrombach Josef Lindenfelder, Untergrombach	4	569
225 Jahre Lehrerausbildung in Karlsruhe Gerhard Silberer, Offenburg	4	587
Der rückgewandte Blick – Bildinstallation nach 225 Jahren Lehrerausbildung in Karlsruhe Helmut G. Schütz, Karlsruhe	4	599
Winterhauch, Bauland und Taubergrund Umbrüche in der nordostbadischen Landwirtschaft im 19. und frühen 20. Jahrhundert Wolfram Förster, Mannheim	4	627

1.3 Frauengeschichte

Frauen in der kommunalen Kulturförderung Annette Niesyto, Karlsruhe	1	25
--	---	----

2.0 Kunst/Kunstgeschichte/Musik

2.1 Architektur

2.1.1 Stadtpläne

Über Karlsruhe, seinen Plan und dessen Sinn Johannes Werner, Elchesheim	4	481
--	---	-----

2.2 Malerei

„Mir ist um Wahrheit zu thun...“ Jakob Wilhelm Roux (1771–1830) Patrick Heinstejn, Weinheim	4	495
Ein eigenes Bild von der Welt. Primitive Malerei im 20. Jahrhundert im Museum „Haus Cajeth“ Heidelberg Hubert Morgenthaler, Neckargemünd	4	551

2.3 Plastik

Baumeister am Münster zu Unserer Lieben Frau in Freiburg im Spätmittelalter und in der Renaissance

Gerhard Kaiser, Ettlingen	1	65
Johannes Schoch, Baumeister der Renaissance und seine Zeit		
Gerhard Kaiser, Ettlingen	3	393
Bildhauer Alois Raufer (1794–1856)		
Kurt Hodapp, Waldshut	4	511

2.7 Musik

Vor 100 Jahren wurde der badische Komponist Josef Schelb geboren

Konrad Watrin, Freiburg	4	661
-------------------------------	---	-----

3.0 Literatur/Philosophie

Reinhold Schneider – Dichterwort in bewegter Zeit

Reiner Haehling von Lanzener, Baden-Baden	2	243
---	---	-----

Emanuel von Bodman – Vor 120 Jahren wurde der Dichter geboren

Manfred Bosch, Rheinfelden	1	107
----------------------------------	---	-----

3.3 Hebeliana

Johann Peter Hebel als biblisch-aufgeklärter Kritiker der Aufklärung

Johann Anselm Steiger, Heidelberg	2	257
---	---	-----

Ein neuaufgefundener Erstdruck Johann Peter Hebels

Johann Anselm Steiger, Heidelberg	4	645
---	---	-----

3.3.1 Hebelpreisträger

Johannes-Peter-Hebel-Gedenkplakette für Prof. Dr. Gustav Oberholzer

Elmar Vogt, Hausen	2	289
--------------------------	---	-----

4.0 Landschaften/Orte

4.2 Orte

Ländliches Kulturerbe, aber keine Erben?

Breisgauer Dorfbilder im Wegwerfzeitalter

Thomas Lutz, Basel	1	51
--------------------------	---	----

„Aldes G'lump“? – Bauforschung an spätmittelalterlichen um frühneuzeitlichen Fachwerk- häusern im Stadtkreis Pforzheim

Christoph Timm, Pforzheim	3	369
---------------------------------	---	-----

Weingarten anno 1618 am Ende friedlicher Jahre

Wilhelm Kelch, Weingarten	3	
---------------------------------	---	--

Zwei nahe Verwandte: Die berühmte Pall Mall und die Palmeienstraße in Durlach

Ludwig Vögely, Karlsruhe	1	35
--------------------------------	---	----

Neue Bücher zu Karlsruhe

Ludwig Vögely und Leonhard Müller, Karlsruhe	1	43
--	---	----

Der Heidelberger Philosophenweg

Arthur Tischer, Heidelberg	2	237
----------------------------------	---	-----

4.2.1 Regionen

Erinnerungen an das Lahrer Bähnel

Martin Frenk, Ottenheim	2	207
-------------------------------	---	-----

4.5 Wirtschaft

Die wirtschaftlichen Verhältnisse des Mosbacher Spitäles und Gutleuthauses vom 15. bis 18. Jahrhundert

Wilhelm Seußler, Karlsruhe 3 405

4.9 Soziales

Kommunen als Pioniere moderner Sozialstaatlichkeit

Das Mannheimer Arbeitsamt verweist auf eine 100jährige Tradition

Wolfram Förster, Mannheim 1 79

5.0 Volkskunde/Regionalismus/Heimat

5.1 Volkskunde

Peter Assion (5. 8. 1941–1. 4. 1994)

Waltraud Werner-Künzig, Freiburg 2 273

5.2.1 Regionalpolitik

Region und Kultur – Zum Wandel der TechnologieRegion Karlsruhe in eine Kulturregion

Michael Heck, Karlsruhe 1 17

Brücken und Barrieren. Grenzüberschreitende Zusammenarbeit am Oberrhein

Klaus Oesterle, Karlsruhe 2 185

5.4 Naturschutz

Die „Lappen bei Walldürn – wertvolles Biotop für den Vogelzug

Manfred Hauck, Walldürn 1 135

5.5 Denkmalschutz

Denkmalschutz – Käseglocke oder Erhalt heimatlicher Lebensqualität

Traudl Schucker, Karlsruhe 2 195

Seit über 100 Jahren ringen Denkmalfreunde um die Erhaltung der Ruine Schauenburg an der badischen Bergstraße

Christian Burckhart, Dossenheim 3 357

„Aldes G'lump“? – Bauforschung an spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Fachwerkhäusern im Stadtkreis Pforzheim

Christoph Timm, Pforzheim 3 369

9.0 Persönlichkeiten

In Memoriam Dr. Franz Laubenberger

Ludwig Vögely, Karlsruhe 1 6

Theodor Bauer (1873–1933), Landtagsabgeordneter – Kämpfer für soziale Gerechtigkeit

Erwin Dittler, Kehl-Goldscheuer 1 83

Marquart Herrgott

Franz Hilger, Pfaffenweiler 1 99

Otto Helmle – Schöpfer der Landeselektrizitätsversorgung oder Weimarer „Systemverbrecher“ – Eine verspätete Würdigung

Bernhard Stier, Mannheim 1 127

Anne-Rose wäre jetzt siebzig Jahre alt. Ein Lebensbild mit Trauerrand

Johannes Werner, Elchesheim 2 229

Dr. Carl Lehmann (1885–1915)

Erwin Dittler, Kehl-Goldscheuer 2 441

Wilhelm Noll und der badische Kulturkampf		
Leonhard Müller, Karlsruhe	2	461
Hans Kampffmeyer – Pionier der Gartenstadtbewegung und badischer Wohnungsbauspektor		
Manfred Bosch, Rheinfelden	4	617
Lebensweg und Vermächtnis des Pantaleon Rosmann		
Adolf Schmid, Freiburg	4	639
Vor 190 Jahren geboren: Naturforscher Karl Friedrich Schimper (1803–1867)		
Karl Wörn †, Schwetzingen	4	653
Das Lebenswerk der badischen Schneckenpfarrers Gottfried Nägele (1841–1914)		
Clemens Siebler, Freiburg	4	605

10.0 Museen

Ein Jahrhundert Möbel für den Fürstenhof		
Rosemarie Stratmann-Döhler, Karlsruhe	2	267
Ein Rundgang zwischen Chuuscht, Chader und Schrüttelfuß.		
Das Freilichtmuseum Vogtsbauernhof im Gutachtal		
Sabine Wienker-Piepho, Freiburg	4	561

11. Vereinsnachrichten

11.1 Landesverein

Grußwort von Oberbürgermeister Prof. Dr. Seiler zur Landestagung 1994 des Landesvereins Badische Heimat und zum 85-jährigen Bestehen	1	3
Liebe Mitglieder und Freunde der Badischen Heimat		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	1	5
In Memoriam Dr. Franz Laubenberger		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	1	6
Historiker – Archivar – Biograph – Professor Bernd Ottnad zum 70. Geburtstag		
Fred Ludwig Sepaintner, Freiburg	3	467
Auszug aus dem Protokoll der Mitgliederversammlung des Landesvereins Badische Heimat am 5. Juni 1994 in Karlsruhe		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	3	307

11.3 Ortsgruppen

11.3.1 Jahresberichte der Ortsgruppen

Ortsgruppe Mannheim	1	149
Ortsgruppe Heidelberg	1	150
Ortsgruppe Schwetzingen	1	152
Ortsgruppe Bruchsal	1	153
Ortsgruppe Bretten	1	154
Ortsgruppe Karlsruhe	1	154
Ortsgruppe Pforzheim	1	155
Ortsgruppe Baden-Baden	1	156

Ortsgruppe Lahr	1	157
Ortsgruppe Freiburg	1	158
Ortsgruppe Markgräflerland	1	159
Ortsgruppe Rastatt	1	159

11.3.2 Ehrungen

Ehrennadel des Landes Baden-Württemberg für Andreas Mannschott		
Martin Frenk, Schwanau-Ottenheim	2	291
Bundesverdienstkreuz für Dr. Lothar Brandstetter		
Dieter Baeuerle, Baden-Baden	2	293
Großes Engagement für die Heimat: Stadtarchivar i. R. Edmund Kiehnle feierte seinen 70. Geburtstag		
Bernd Röcker, Eppingen	4	659
Zum Tode von Karl Wörn		
Volker Kronemayer/Ludwig Vögely	4	653

14.0 Literaturberichte/Buchbesprechungen

Buchbesprechungen	2	297
Buchbesprechungen	3	469
Buchbesprechungen	4	662
Neue Bücher zu Karlsruhe		
Ludwig Vögely und Leonhard Müller, Karlsruhe	1	43

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND
ISSN 0930-7001

Herausgeber:
Landesverein Badische Heimat e.V.
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:
Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:
Heinrich Hauß
Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24

Geschäftszeiten:
Mo. 14.00—18.00 Uhr,
Di. 8.00—12.00Uhr,
Do. 8.00—12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 40,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 12,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:
Postgiroamt Karlsruhe, Nr. 16468-751
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873
BLZ 680 301 00
Öffentl. Sparkasse Freiburg,
Girokonto 200 3 201
BLZ 680 501 01
Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.
Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse
Freiburg
Vermerk: Spende Badische Heimat bitte
nicht vergessen

Gesamtherstellung: G. Braun Druckerei GmbH & Co. KG
Anzeigenverwaltung:
G. Braun Fachverlage GmbH & Co. KG
Karl-Friedrich-Straße 14—18
76133 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 65-2 33
Telefax (07 21) 1 65-7-3 78
Zur Zeit Anzeigenpreisliste Nr. 6 gültig
Reproduktionen:
G. Braun GmbH

Inhalt

Grußwort von Oberbürgermeister Professor Dr. Gerhard Seiler zur Landestagung 1994 des Landesvereins Badische Heimat und zum 85jährigen Bestehen	3
Liebe Mitglieder und Freunde der Badischen Heimat <i>Ludwig Vögely, Landesvorsitzender, Karlsruhe</i>	5
Im Memoriam Dr. Franz Laubenger	6
I. Karlsruhe	
Das Stadtarchiv Karlsruhe: „Schaltstelle“ und „Rückgrat“ der Stadtgeschichtsforschung <i>Ernst Otto Bräunche, Karlsruhe</i>	7
Region und Kultur — Zum Wandel der TechnologieRegion Karlsruhe in eine Kulturregion <i>Michael Heck, Karlsruhe</i>	17
Frauen in der kommunalen Kulturförderung <i>Annette Niesyto, Karlsruhe</i>	25
Zwei nahe Verwandte: Die berühmte Pall Mall und die Palmailenstraße in Karlsruhe-Durlach <i>Ludwig Vögely, Karlsruhe</i>	35
Neue Bücher zu Karlsruhe <i>Ludwig Vögely und Leonhard Müller, Karlsruhe</i>	43
II. Heimatschutz, Denkmalpflege	
Ländliches Kulturerbe, aber keine Erben? Breisgauer Dorfbilder im Wegwerfzeitalter <i>Thomas Lutz, Basel</i>	51
Baumeister am Münster zu Unserer Lieben Frau in Freiburg im Spätmittelalter und in der Renaissance <i>Gerhard Kaiser, Ettlingen</i>	65
III. Mannheim	
Kommunen als Pioniere moderner Sozialstaatlichkeit Das Mannheimer Arbeitsamt verweist auf eine 100jährige Tradition <i>Wolfram Förster, Mannheim</i>	79
IV. Persönlichkeiten/Geschichte	
Theodor Bauer (1873—1933), Landtagsabgeordneter (DVP) Kämpfer für soziale Gerechtigkeit <i>Erwin Dittler, Kebl-Goldscheuer</i>	83
Marquart Herrgott <i>Franz Hilger, Pffaffenweiler</i>	99
Emanuel von Bodman — Vor 120 Jahren wurde der Dichter geboren <i>Manfred Bosch, Rheinfelden</i>	107
Nathan Chytraeus (1543—1598) — Zum 450. Geburtstag eines Kraichgauer Humanisten <i>Thomas Fuchs, Kraichtal</i>	113
Agrarunruhen an der badischen Bergstraße im März 1858 <i>Rainer Gutjahr, Karlsruhe</i>	121
Otto Helmle — Schöpfer der Landeselektrizitätsversorgung oder Weimarer „Systemverbrecher“ — Eine verspätete Würdigung <i>Bernhard Stier, Mannheim</i>	127
V. Biotope	
Die „Lappen“ bei Walldürn — wertvolles Biotop für den Vogelzug <i>Manfred Hauck, Walldürn</i>	135
VI. Jahresberichte der Ortsgruppen	
Ortsgruppe Mannheim	149
Ortsgruppe Heidelberg	150
Ortsgruppe Schwetzingen	152
Ortsgruppe Bruchsal	153
Ortsgruppe Bretten	154
Ortsgruppe Karlsruhe	154
Ortsgruppe Pforzheim	155
Ortsgruppe Baden-Baden	156
Ortsgruppe Lahr	157
Ortsgruppe Freiburg	158
Ortsgruppe Markgräflerland	159
Ortsgruppe Rastatt	159
VII. Inhaltsverzeichnis, 73. Jahrgang (Hefte 1—4 1993)	
	161

Grußwort von Oberbürgermeister Professor Dr. Gerhard Seiler

zur Landestagung 1994 des Landesvereins Badische Heimat
und zum 85jährigen Bestehen



Willkommen in Karlsruhe

den Mitgliedern des Vereins, die aus allen badischen Landesteilen in die ehemalige Residenz Karlsruhe gekommen sind. Gleichzeitig blickt der Landesverein auf sein 85jähriges Bestehen zurück. Es ist ein guter Grund zum Feiern. Schon vor zehn Jahren — beim 75jährigen — haben sich die Gratulanten in Reden und Aufsätzen darüber gewundert, welch

wechselvolles Schicksal der Begriff „Heimat“ seit der Vereinsgründung 1909 erfahren hat. Der Wandel, der in den letzten Jahren mit den politischen Veränderungen eingetreten ist, gibt erst recht Anlaß zur Rückschau und zum Blick in die Zukunft. Zu diesem Innehalten auf dem Weg zum Hundertjährigen spreche ich gerne meine guten Wünsche, aber auch die des Gemeinderats und der Bürgerschaft aus.

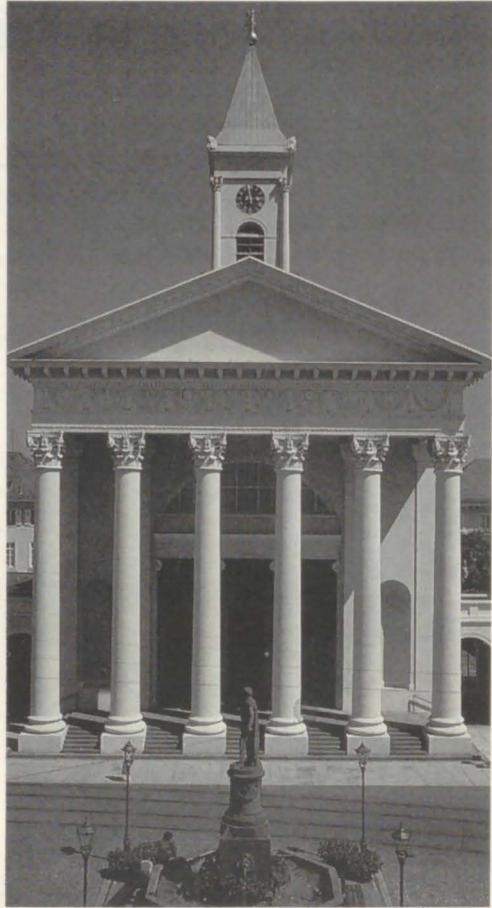
Wohlverstandene Heimatliebe war es, die die Mitglieder zweier Vereine 1909 bewogen hat, sich zusammenzuschließen. Etliche Ziele des neuen Bündnisses haben bis heute nichts von ihrer Aktualität verloren: die Erhaltung, Pflege und wissenschaftliche Erforschung des heimischen Volkstums, der Schutz der heimischen Landschaft, ihrer Kultur-, Natur- und Baudenkmäler.

Dank sei den Mitgliedern der „Badischen Heimat“ gesagt, die viel Kraft und Zeit eingesetzt haben, um das gute Erbe der Vergangenheit für künftige Generationen zu retten. Nicht immer hatten sie es leicht, aber zu allen Zeiten haben sie engagierte Mitstreiterinnen und Mitstreiter gefunden. Die Erfolge, die sie nun vorweisen können, sind beachtlich. Daß das schöne Neue Ständehaus im vergangenen Jahr eröffnet werden konnte, hat gewiß viele zu Recht mit tiefer Befriedigung erfüllt. Unermüdlich hat der Landesverein um die Erinnerung an dieses Denkmal des deutschen Parlamentarismus und der frühen badischen Demokratie gekämpft.

Möge der Landesverein Badische Heimat auf dem Weg zum Hundertjährigen noch an manchem Beispiel erleben, daß uneigennütziger Einsatz zum Wohle aller nie vergebens ist, sondern Früchte trägt. Karlsruhe möchte dieses Wirken nicht mehr missen.

Gerhard Seiler

Prof. Dr. Gerhard Seiler
Oberbürgermeister



Liebe Mitglieder und Freunde der Badischen Heimat!

Der Landesverein Badische Heimat hält alle zwei Jahre seine Mitgliederversammlung ab, um einerseits die notwendigen Regularien zu erledigen, andererseits in einer öffentlichen Festversammlung seine Bedeutung zu dokumentieren. Diese Landestagungen sind deshalb eine willkommene Gelegenheit, den Landesverein Badische Heimat verstärkt in das Bewußtsein der Öffentlichkeit zu rücken, seine Aufgabe darzustellen und damit aufzuzeigen, wie wichtig er gerade für die Gegenwart ist. Gegründet im Jahre 1909, wird die „Badische Heimat“ 85 Jahre alt, ein Grund mehr, sich auf ihre unverändert aktuell gebliebenen Ziele zu besinnen und Wege in die Zukunft zu suchen. Dazu bedarf es die Mithilfe aller unserer Mitglieder und Freunde. Die Sparwelle unseres Landes hat auch uns erfaßt, und nirgends läßt sich eben leichter sparen als an den Ausgaben für die Kultur und leider auch für die Heimatarbeit. Jahrzehnte segensreich für unser Land wirkende Vereine wie der unsrige werden hart getroffen und zu einem materiellen Existenzkampf gezwungen. Deshalb hat die Mitgliederversammlung 1994 über eine Beitragserhöhung abzustimmen, um damit die Weiterarbeit wie bisher zu gewährleisten. Darüber hinaus stehen Vorstandswahlen auf dem Programm, welche für

die Weichenstellung, die in die Zukunft führen soll, überaus wichtig sind. Das alles sind Gründe, welche eine hohe Beteiligung der Mitglieder an der Tagung am 5. Juni 1994 sehr wünschenswert machen.

Ich rufe Ihnen deshalb zu:

Kommen Sie zur Mitgliederversammlung am 5. Juni 1994 nach Karlsruhe in die badischste aller Städte, in die alte Residenz! Kommen Sie und helfen Sie mit, der Öffentlichkeit zu zeigen, wie lebendig die 85-jährige „Badische Heimat“ noch ist!

Ich danke Herrn Oberbürgermeister Prof. Dr. Gerhard Seiler sehr herzlich, daß er uns ohne zu zögern den Bürgersaal des Karlsruher Rathauses zur Verfügung gestellt hat. Das ist ein schöner Beweis der freundschaftlichen Beziehungen des Landesvereins zu der Stadt und ihrem Oberbürgermeister, die wir auch in Zukunft achtsam pflegen werden.

Liebe Mitglieder, nehmen Sie bitte regen Anteil an dem Nachmittagsprogramm, das wir Ihnen anbieten und an allem, was die liebenswürdige Stadt Karlsruhe sonst in reichem Maße zu bieten hat.

Herzlich willkommen in Karlsruhe!

L. Vögely
Landesvorsitzender

In memoriam

Dr. Franz Laubenberger

1917—1993

Am 26. Dezember 1993 verstarb nach längerer Krankheit in Freiburg Stadtarchivdirektor i. R. Dr. Franz Laubenberger. Wieder hat der Tod dem Landesverein „Badische Heimat“ einen herben Verlust zugefügt.

Wir haben mit dem Verstorbenen eine Persönlichkeit verloren, die mit der „Badischen Heimat“ sehr eng verbunden war und vierzehn Jahre ihre Geschicke geleitet und ihren Weg bestimmt hat. In einer schwierigen Situation hat Dr. Laubenberger 1968 den Landesverein übernommen in einer nicht minder schwierigen Zeit des Umbruchs und der neuen Definition des Heimatgedankens. Erhebliche Umstrukturierungen waren auch für unseren Landesverein mit großer Tradition die Folge. Dies erforderte von dem Landesvorsitzenden Dr. Laubenberger viel Engagement, Weitsicht und Umsicht. Weit über ein Jahrzehnt hat er diese Last getragen, und wir stehen tief in seiner Schuld. Ohne Dr. Laubenberger ist die Geschichte des Landesvereins „Badische Heimat“ nach dem II. Weltkrieg nicht zu denken. Er hat sich darin einen festen Platz erworben.

Wir danken ihm für alles, was er für unser Land getan hat, das ihn mit der Verleihung der Verdienstmedaille ehrte, und bleiben mit ihm über den Tod hinaus verbunden.

Ludwig Vögely
Landesvorsitzender



Das Stadtarchiv Karlsruhe: „Schaltstelle“ und „Rückgrat“ der Stadtgeschichtsforschung¹⁾



Ernst Otto Bräunche, Karlsruhe

„Während fast alle badischen Städte von irgend welcher Bedeutung ihre Geschichtsschreiber gefunden haben und die größeren und älteren unter ihnen wohlgeordnete Archive besitzen, kann sich Karlsruhe bis jetzt weder des einen noch des anderen rühmen. Man wird aber diesen Mangel nicht etwa von unpatriotischer Gesinnung der Bevölkerung herleiten dürfen, sondern mit dem jugendlichen Alter der Stadt erklären und mit dem Umstände entschuldigen dürfen, daß die Jugend nicht die Zeit ist, Erinnerungen zu pflegen, sondern zu hoffen und zu streben. Indessen erreicht Karlsruhe, wenn man den Tag der Grundeinstellung für das Großherzogliche Schloß, also den 17. Juni 1715, als seinen ersten Geburtstag annimmt, im kommenden Sommer ein Alter von 170 Jahren, und es dürfte daher nicht verfrüht sein, wenn nun auch den historischen Beziehungen dieses Gemeinwesens einige Aufmerksamkeit zugewendet wird.“²⁾ So wurde am 10. Juli 1885 das Ortsstatut über die Verwaltung des Städtischen Archivs und die Bildung einer siebenköpfigen Archivkommission begründet.

Die Aufträge, ein Archiv zu unterhalten und die Stadtgeschichte zu schreiben, bilden also seit der Gründung des Stadtarchivs Karlsruhe eine untrennbare Einheit. Daß „wohlgeordnete Archive“ letztlich die Voraussetzung jeglicher Geschichtsschreibung sind, wird zwar nicht explizit betont. Die Tatsache, daß man damals die Einrichtung eines Stadtarchivs und nicht nur die Publikation einer Stadtge-

schichte beschloß, zeigt aber, daß man sich dessen durchaus bewußt war.

An diese Tradition knüpfte die Stadt Karlsruhe an, als sie 1990 eine Archivsatzung erließ, die diese Aufgaben in § 1 festlegt:

„1) Die Stadt unterhält ein Archiv.

2) Das Archiv hat die Aufgabe, alle in der Verwaltung angefallenen Unterlagen, die zur Aufgabenerfüllung nicht mehr ständig benötigt werden, zu überprüfen und solche von bleibendem Wert mit den entsprechenden Amtdrucksachen zu verwahren, zu erhalten, zu erschließen sowie allgemein nutzbar zu machen. Das Archiv sammelt außerdem die für die Geschichte und Gegenwart der Stadt bedeutsamen Dokumentationsunterlagen und unterhält eine Archivbibliothek. Es kann fremdes Archivgut aufnehmen.

3) Das Archiv fördert die Erforschung und die Kenntnis der Stadtgeschichte und erarbeitet eigene stadtgeschichtliche Beiträge.“³⁾

Es bleibt also festzuhalten, daß der Auftrag des Stadtarchivs Karlsruhe die Stadtgeschichtsarbeit war und noch ist. Der Begriff „Stadtgeschichtsarbeit“ wird an dieser Stelle gewählt, um zu betonen, daß sich die Arbeit der Stadtarchive in vier nicht voneinander zu trennenden Bereichen vollzieht:

1. Bewertung, Sicherung und Erschließung der stadtgeschichtlichen Quellen
2. Bereitstellung der Quellen für Dritte
3. Eigene Auswertung der erschlossenen Quellen in Form der Stadtgeschichtsforschung und -schreibung.

4. Vermittlung der Ergebnisse der Stadtgeschichtsforschung und -schreibung.

Die in der Diskussion über die Arbeit der Archive und speziell der Stadtarchive auch anzutreffenden Begriffe „Historische Bildungsarbeit“⁴⁾ oder „Öffentlichkeitsarbeit“ benennen nur den explizit nach außen gerichteten und unter den Punkten 3 und 4 genannten Teil der Arbeit der Archive und machen nicht deutlich, daß zur Stadtgeschichtsarbeit unabdingbar die Erschließung und Bereitstellung der Quellen dazugehört.

Im folgenden sollen die zentralen archivischen Aufgaben anhand einiger Beispiele aus der Arbeit des Stadtarchivs Karlsruhe vorgestellt werden. Darüber hinaus wird aber auch die Bandbreite der archivischen Tätigkeiten deutlich, die in Variationen und den personellen und räumlichen Möglichkeiten entsprechend von den Stadtarchiven wahrgenommen werden.⁵⁾

Sicherung und Erschließung der Archivalien

Den stadtgeschichtlichen Auftrag hat das Stadtarchiv Karlsruhe seit seiner Gründung je nach personeller Ausstattung wahrgenommen. Die inzwischen auf über 2000 Regalmeter angewachsenen Akten- und Amtsbücherbestände, die umfangreichen Sammlungsbestände mit allein mehr als 50 000 Plänen und Bildern sowie zahlreichen Nachlässe belegen, daß die Sicherung der historischen Überlieferung der Stadt als Aufgabe erkannt und wahrgenommen wurde. Karteien und Findbücher, inzwischen z. T. mit EDV erstellt, erschließen die Bestände und machen sie den stadtgeschichtlich Interessierten zugänglich.

Neben den Unterlagen, die in der Stadtverwaltung selbst entstanden sind, werden natürlich auch stadtgeschichtlich relevante Unterlagen von Privatpersonen und Firmen archiviert. Zeitzeugenbefragungen ergänzen kontinuierlich die Bestände.

Seit 1990 steht mit dem für Archivzwecke umgebauten ehemaligen Pfandleihhaus auch ein Gebäude zur Verfügung, das den archivischen Anforderungen in allen Bereichen entspricht, d. h. daß dort auch die Räumlichkeiten vorhanden sind, in denen die Besucher die Archivalien einsehen und auswerten können.

Obwohl die Sicherung und Erschließung der Archivalien für die Stadtgeschichtsschreibung unerlässlich ist und ihr vorausgehen muß, wird ihr Stellenwert in der Öffentlichkeit vielfach unterschätzt bzw. gar nicht wahrgenommen. Daß es in Karlsruhe in einigen Fällen gelungen ist, diese Mauer zu



Stadtarchiv Karlsruhe, Markgrafenstraße 29, Blick auf den Eingangsbereich, rechts der Magazintrakt

durchbrechen, liegt zum einen an den vielfältigen Anstrengungen, über diese Arbeit zu informieren (siehe unten), zum anderen aber an einem Glücksfall, wie er Archivarinnen und Archivaren sicher leider nur selten widerfährt: Am 20. Mai 1985 erließen das baden-württembergische Ministerium für Wissenschaft und Kunst und das Justizministerium eine gemeinsame Verwaltungsvorschrift, in der festgelegt wurde, daß Grundbücher, Güterbücher und vergleichbare vor 1900 angelegte Bücher den Gemeinden zur Archivierung überlassen werden. Als das Stadtarchiv Karlsruhe diese Bestände im Herbst 1985 übernahm, fanden sich unter den rund 800 Grundbüchern der Stadt auch 13 der bislang für verloren gehaltenen Ratsprotokolle des 18. Jahrhunderts.⁶⁾ Einen willkommeneren und spektakuläreren Nachweis, daß ein funktionsfähiges Archiv die historische Überlieferung der Stadt sichert, kann man sich sicher nicht wünschen.

Auswertung und Vermittlung der historischen Überlieferung

Die Stadtgeschichtsschreibung

Die Auswertung und die Vermittlung der historischen Überlieferung in Form der Stadtgeschichtsschreibung und deren Vermittlung steht im öffentlichen Bewußtsein vielfach im Vordergrund. Dies ist aber wahrlich kein Grund zur Trauer oder gar Resignation, denn die Stadtgeschichtsschreibung ist selbstverständlich ebenso integraler Bestandteil der Arbeit des Stadtarchivs wie die Sicherung und Erschließung der Archivalien.

In Karlsruhe wurde die Stadtgeschichtsschreibung auftragsgemäß unmittelbar nach der Gründung des Stadtarchivs in Angriff genommen. Bereits 1887 legte Karl Gustav Fecht im Auftrag der städtischen Archivkommission eine erste einbändige Stadtgeschichte mit dem Titel „Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe“ vor, der acht Jahre

später der erste Band des dreiteiligen Werkes „Karlsruhe. Geschichte der Stadt und ihrer Verwaltung“ von Friedrich von Weech, dem damaligen Direktor des Generallandesarchivs, folgte.⁷⁾ Zum 200jährigen Stadtjubiläum 1915 erschien eine im wesentlichen von Robert Goldschmit, Mitglied der städtischen Archivkommission, verfaßte Festschrift.⁸⁾ An diese Tradition knüpfte das Stadtarchiv 1965 an, als eine stadtgeschichtliche Reihe mit einem Werk über die Karlsruher Flurnamen des seinerzeitigen Stadtarchivars Ernst Schneider eröffnet wurde.⁹⁾ Bis 1980 erschienen insgesamt fünf Bände, seit 1987 zehn weitere, darunter die beiden Bände zur Geschichte der Karlsruher Juden, „Alltag in Karlsruhe“, „Karlsruher Chronik“ und „Karlsruher Frauen“.¹⁰⁾ Der Band 11 „Geschichte und Bestände des Stadtarchivs Karlsruhe“ erfüllt gleichzeitig den Auftrag, die Bestände zugänglich zu machen und Ergebnisse der Auswertung der Archivalien zu vermitteln.¹¹⁾

Darüber hinaus wurde 1992 mit der Dissertation von Christina Müller über „Karlsruhe im 18. Jahrhundert“ eine zweite Schriftenreihe des Stadtarchivs Karlsruhe „Forschungen und Quellen zur Stadtgeschichte“ eröffnet.¹²⁾ In der städtischen Schriftenreihe „Karlsruher Beiträge“ betreute das Stadtarchiv bislang drei Bände, den über „Karlsruher Straßennamen“ gemeinsam mit dem Vermessungs- und Liegenschaftsamt.¹³⁾ Beiträge in Zeitschriften und Zeitungsbeilagen sowie Zeitungsartikel der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Stadtarchivs gehören heute zum selbstverständlichen Aufgabenbereich. Als sehr hilfreich hat sich hier vor allem der vierteljährlich erscheinende „Blick in die Geschichte“ erwiesen. Diese Beilage zum Amtsblatt der Stadt Karlsruhe wird vom „Forum für Stadtgeschichte und Kultur“ in enger Kooperation mit dem Stadtarchiv herausgegeben und erreicht mit einer Auflage von mehr als 120 000 Exemplaren nahezu jeden Haushalt in Karlsruhe.¹⁴⁾



Blick in den Besucherraum

Vorträge und Führungen

Publikationen sind aber nur eine Möglichkeit der Vermittlung von Stadtgeschichte. Bereits frühzeitig haben die Archive und hier speziell auch die Stadtarchive das Angebot erweitert. Stadtgeschichtliche Vorträge, sei es im Archiv oder in anderen Institutionen werden regelmäßig angeboten. Ein besonders erfolgreiches Projekt hat das Stadtarchiv Karlsruhe im Jahr 1993 durchgeführt. Die Vorträge anlässlich des 60. Jahrestages der nationalsozialistischen Machtergreifung waren jeweils von mehr als 200 Personen besucht. Aufgrund der starken Nachfrage wurden sie als Broschüre gedruckt.¹⁵⁾

Außerdem gehören Führungen durch das Stadtarchiv zum festen Angebot, von dem viele Gruppen Gebrauch machen. Veranstaltungen und Aktivitäten dieser Art sollen

allein der Stadtgeschichte Interessierte ansprechen und über den Dienstleistungsservice des Stadtarchivs informieren.

Archivpädagogik

An eine klar definierte Zielgruppe richten sich die Aktivitäten, die unter dem Begriff „Archivpädagogik“ zusammengefaßt werden. Ausgehend von den französischen Vorbildern des „service éducatif“ setzten in der Bundesrepublik seit den 70er Jahren verstärkte Bemühungen ein, über ein archivpädagogisches Angebot die Archive für Schüler zu öffnen.¹⁶⁾ Feste Archivpädagoginnen stellen für diesen Arbeitsbereich sind allerdings nach wie vor eher selten. Das Stadtarchiv Karlsruhe zählt zwar ebenfalls nicht zu den Stadtarchiven, die einen eigenen Archivpädagogen beschäftigen. Da aber zwei der wissenschaftlichen Mitarbei-

ter bzw. Mitarbeiterinnen über eine abgeschlossene pädagogische Ausbildung verfügen, kann dieser Bereich im Rahmen der zeitlichen Möglichkeiten mitabgedeckt werden. So sind im Laufe der letzten Jahre einige größere Projekte in der Regel mit dem Arbeitskreis Landesgeschichte im Unterricht Karlsruhe durchgeführt worden. In Zusammenarbeit mit diesem Arbeitskreis wurden zu den größeren Ausstellungen im Prinz-Max-Palais, an denen das Stadtarchiv beteiligt war (siehe unten), Schülerarbeitsblätter erstellt. Darüber hinaus wurde eine schülerorientierte Archivausstellungsreihe mit der Ausstellung „Stadtgeschichte in Plakaten — Karlsruhe im Ersten Weltkrieg“ begonnen, die fortgeführt werden soll.

Ausstellungen

Diese Ausstellung ist auch ein Beispiel für die Archivalienausstellungen, die in den Räumen des Stadtarchivs gezeigt werden. Leider steht kein eigener Ausstellungsraum zur Verfügung. Nur zur Eröffnung des Archivs im Jahr 1990 konnte die Ausstellung „Geschichte und Bestände des Stadtarchivs“ in einem ca. 80 m² großen Raum umfassend über die Arbeit des Archivs informieren und einige der „Schätze“ zeigen. Da dieser Raum für Schulzwecke abgegeben werden mußte, steht nun nur noch der ca. 35 m² große Seminarraum und einige Vitrinen im Eingangsbereich des Archivs zur Verfügung. Die ausgesprochen gute Resonanz auf diese kleinen Ausstellungen bestärken uns allerdings, auch auf beengtem Raum mit der Vorstellung der Bestände fortzufahren, sei es gezielt für Schüler und Schülerinnen oder aber wie derzeit mit einem Einblick in den Luftbilderbestand des Archivs für alle Interessierte.

Neben diesen kleinen, im Stadtarchiv selbst gezeigten Ausstellungen wurden einige der größeren Ausstellungen im Prinz-Max-Palais mit maßgeblicher Beteiligung des Stadtarchivs durchgeführt. Zu der Ausstellung „Ju-

den in Karlsruhe“, die 1988 anlässlich der 50. Wiederkehr der sogenannten „Reichskristallnacht“ gezeigt wurde, erschienen zwei Bände in der Veröffentlichungsreihe des Stadtarchivs, die die Grundlage der Ausstellung bildeten, an deren Konzeption und der Textgestaltung das Stadtarchiv beteiligt war. Dieses Projekt ist auch ein Beispiel für eine enge Zusammenarbeit zwischen Archiv und Museum, wie sie schon vielfach gefordert und in Karlsruhe mehrfach erfolgreich umgesetzt worden ist.¹⁷⁾ Das Stadtarchiv brachte in diese Kooperation seinen Beitrag in Form der wissenschaftlichen Aufarbeitung eines Themas und der Bereitstellung der schriftlichen Überlieferung ein und war an den Konzeptionsgesprächen bzw. bei der Umsetzung beteiligt. Der Präsentationsort ist in diesem Fall das Museum, das seinen eigenständigen Auftrag der Vermittlung der Stadtgeschichte in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv wahrnimmt. In ähnlicher Weise wurde die Ausstellung anlässlich des 275. Stadtjubiläums „Alltag in Karlsruhe“ durchgeführt. Mit beiden Ausstellungen wurde eine Öffentlichkeit über Karlsruhe hinaus erreicht. Da die Stadt Karlsruhe 1988 alle noch lebenden ehemaligen jüdischen Mitbürger und Mitbürgerinnen eingeladen hatte, sahen diese Ausstellung zudem viele heute im Ausland lebende Besucher — über 800 Personen folgten der Einladung.¹⁸⁾

Innovative Projekte des Stadtarchivs

Karlsruher Frauen

Zu den Projekten, die über Karlsruhe hinaus beachtet wurden, gehörte auch das Projekt zur Erforschung der Geschichte der Karlsruher Frauen. Programmatisch heißt der in der Veröffentlichungsreihe des Stadtarchivs erschienene Band 15“ Karlsruher Frauen 1715—1945. Eine Stadtgeschichte“.¹⁹⁾ Die Umsetzung der Forschung in die gleichnamige vielbeachtete Ausstellung erfolgte durch

die im Stadtarchiv als Stadthistorikerin beschäftigte Projektleiterin und die Buchautorinnen in Zusammenarbeit mit einem nicht-städtischen Ausstellungsbüro.

Bei dem auf eine Initiative der im Gemeinderat vertretenen Frauen hin entstandenen Projekt handelte es sich um das bislang bestausgestattete Projekt zur Erforschung der Frauengeschichte in Baden-Württemberg. Als eine sehr erfreuliche Resonanz auf dieses Pilotprojekt und sicher als Anerkennung der Vorleistungen des Stadtarchivs erhielt inzwischen eine der am Projekt beteiligten Historikerinnen ein zweijähriges Forschungsstipendium des Ministeriums für Familie, Frauen, Weiterbildung und Kunst zur Erforschung der Geschichte der Karlsruher Frauen seit 1945.

Projekt Ständehaus

Aus einem zunächst kleineren Projekt entstand ein Auftrag, der das Stadtarchiv bis an die Grenzen seiner Arbeitskapazität forderte, mit dem aber neue zukunfts-trächtige Wege beschrritten wurden.

Anlässlich der gemeinsam von dem Verein „Badische Heimat“ und der Karlsruher Zeitung „Badische Neueste Nachrichten“ durchgeführten Veranstaltung „Ständehaus. Was nun?“ im November 1987 zeigte das Stadtarchiv Karlsruhe eine kleine Ausstellung zur Geschichte des badischen Ständehaus. Kaum jemand ahnte damals, daß aus dieser kleinen, an einem verlängerten Wochenende im Dekanatszentrum St. Stephan auf dem Boden des ersten deutschen Parlamentsgebäudes gezeigten und im wesentlichen aus den Beständen des Stadtarchivs zusammengestellten Ausstellung die „Erinnerungsstätte Ständehaus“ werden sollte. Am 20. März 1991 beschloß der Karlsruher Gemeinderat, auf dem verbliebenen Restgrundstück des badischen Ständehauses das „Neue Ständehaus“ zu bauen, in dem die Stadtbibliothek und die „Erinnerungsstätte Ständehaus“ untergebracht werden sollten. Der Karlsruher Kulturreferent

Dr. Michael Heck rief daraufhin Vertreter von Institutionen zusammen, die im historischen Bereich tätig sind, um über die Gestaltung der Erinnerungsstätte zu diskutieren, darunter der Verein Badische Heimat, das Haus der Geschichte Baden-Württembergs, das Generallandesarchiv, das Badische Landesmuseum und die Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein. Im Herbst 1992 erhielt das Stadtarchiv schließlich den Auftrag, diese „Erinnerungsstätte“ inhaltlich zu konzipieren und zu realisieren. Zu diesem Zweck bildete sich eine Projektgruppe, die in Zusammenarbeit mit einer Innenarchitektin und der „Hyper-Media-Gruppe“ des Steinbeis-Transferzentrums den „Ausstellungsbereich“ gestaltete.²⁰⁾ Der zur Verfügung stehende Platz und die Notwendigkeit einer großzügigen Präsentation zwangen hier zu einer straffen Konzentration der konventionellen Ausstellung. Die Geschichte des badischen Landtags konnte und sollte hier nicht in seiner ganzen Breite präsentiert werden. Dies erfolgt stattdessen über ein zeitgemäßes Medium, das Informationssystem Ständehaus. Es handelt sich hier um das Informationssystem, das gelegentlich schon als „kaltes Herz der Erinnerungsstätte“ apostrophiert wurde.²¹⁾ Die bisherige Resonanz läßt nun durchaus den Schluß zu, daß sich landesgeschichtlich interessierte Besucher auch für „kalte Herzen“ erwärmen können.

Im Erdgeschoß, in der Ständehausrotunde, steht dieses Informationssystem Ständehaus seit Jahresbeginn als das bislang einzige im musealen Bereich in der Bundesrepublik angebotene multimediale Informationssystem dieser Art der Öffentlichkeit in vollem Umfang zur Verfügung.

Mit dieser Präsentationsart hat das Stadtarchiv Karlsruhe neue Wege beschrritten. Das Informationssystem vermittelt die badische Landtagsgeschichte auf zwei Großmonitoren und drei Kleinbildschirmen. In ständiger Wiederholung laufen neun ca. einein-

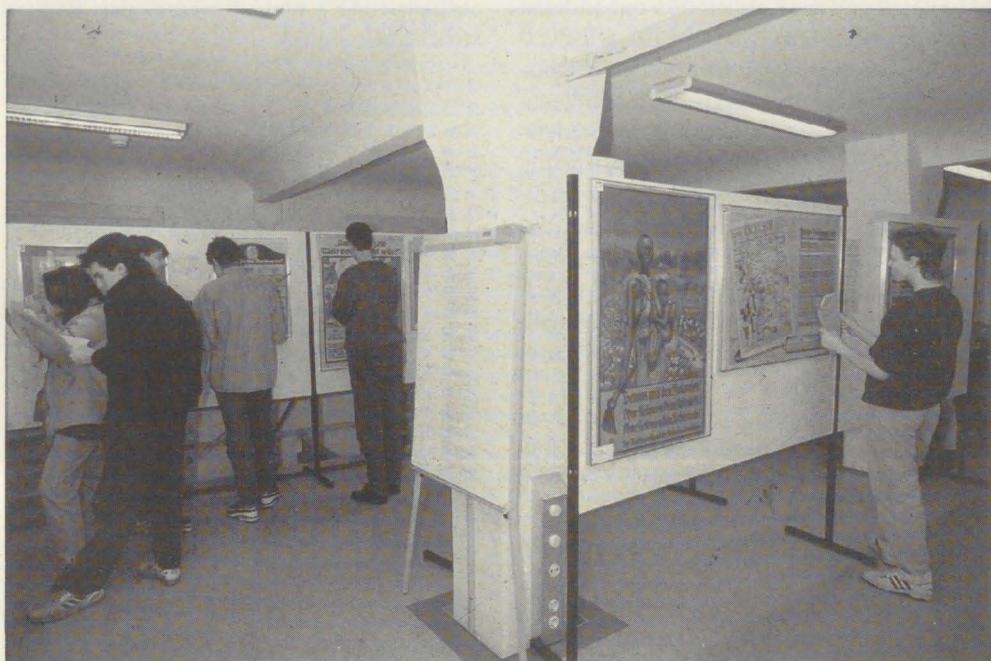
halbminütige Filmsequenzen ab, die schlaglichtartig die Höhepunkte der badischen Landtagsgeschichte beleuchten und zur weiteren Beschäftigung mit ihr anregen sollen. Dies ermöglichen Informationen in rund 2800 Datensätzen, darunter auch bewegte Bilder (z. B. der Abriß der Ständehausruine) und Tondokumente (z. B. das Badische Wiegenlied). Da die einzelnen Daten und Informationen mit inzwischen mehr als 7700 Querverweisen (Hypertext) versehen sind, hat der Benutzer nahezu unbegrenzte Möglichkeiten, seinen Weg durch die badische Landtagsgeschichte zu suchen.

Die bisherige Auswertung der Benutzungsfrequenz und der durchschnittlichen Verweildauer belegen, daß das Informationssystem von der Öffentlichkeit sehr gut angenommen worden ist. Das Stadtarchiv hat inzwischen auch mehr als 50 Führungen durchgeführt, bei denen sich gezeigt hat, daß das Informati-

onssystem auch von der älteren Generation akzeptiert wird. Schüler und Jugendliche haben mit Computern inzwischen ja sowieso sehr viel mehr Erfahrungen. Bis voraussichtlich Mitte des Jahres werden auch Arbeitsblätter für Schüler und Schülerinnen vorliegen, die das Stadtarchiv mit dem Lehrerkreis „Landesgeschichte im Unterricht“ entwickelt.

Kooperation mit nichtstädtischen Institutionen und Gruppen

So wie das „Projekt Ständehaus“ ein Beispiel für eine harmonische und erfolgreiche Zusammenarbeit mit einem nichtstädtischen Partner ist, gibt es weitere Institutionen, mit denen das Stadtarchiv zusammenarbeitet. Die gemeinsam mit dem Arbeitskreis „Landesgeschichte im Unterricht“ durchgeführten Projekte wurden bereits erwähnt. Aus der Ausstel-



Ausstellung „Geschichte in Plakaten“

lung „Juden in Karlsruhe“ entstand z. B. die Diareihe „Juden in Baden“ mit einem Begleitheft als Ergebnis der Kooperation zwischen Stadtarchiv, Landesbildstelle Baden und Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg.²²⁾ Ohne die Unterstützung und die Zusammenarbeit mit dem Generallandesarchiv Karlsruhe wären viele Projekte nicht denkbar. So lastete ein wesentlicher Teil der Vorbereitungen des „Deutschen Archivtages“, zu dem die Stadt Karlsruhe 1990 im 275. Jubiläumsjahr eingeladen hatte, auf den dort beschäftigten Kolleginnen und Kollegen. Von dem Skovgaard Museum in Viborg/Dänemark übernahm das Stadtarchiv 1992 die Ausstellung „Gurs — Ein Internierungslager in Südfrankreich“, die in der Krypta der Evangelischen Stadtkirche gezeigt wurde. Mit dem Haus der Geschichte Baden-Württemberg bereitete das Stadtarchiv 1993 das Symposium „Verfassung und Gesellschaft im Wandel“ vor.

Die vielbeschworene Vernetzung kultureller Aktivitäten und die Kooperation mit anderen Institutionen gehört also ebenso selbstverständlich zu einer sinnvollen Stadtgeschichtsarbeit wie die Zusammenarbeit mit den Vereinen und Gruppen, die sich mit der Stadtgeschichte in ihrer Freizeit nicht berufsmäßig befassen. In verschiedenen Karlsruher Stadtteilen bestehen solche Vereine, in denen das Stadtarchiv aktiv mitarbeitet. Neben der städtischen Stadtgeschichtsschreibung, die sich auch der Geschichte eingemeindeter ehemaliger Vororte widmet²³⁾, gehört selbstverständlich auch die Beratung und Mitarbeit in solchen Projekten zum Aufgabenbereich hinzu. Die Tendenz in diesem Bereich ist steigend.

Information über Archivarbeit

Um darüber zu informieren, wie das Stadtarchiv diese privaten Aktivitäten unterstützen kann, und welche Dienstleistungsangebote generell bereit gehalten werden, bedarf es

einer kontinuierlichen Öffentlichkeitsarbeit. Der Presseberichterstattung über alle Bereiche der Stadtgeschichtsarbeit fällt hier sicher eine zentrale Rolle zu. Neben den Berichten über spektakuläre Ereignisse wie die Präsentation eines Buches oder einer Ausstellung sind hier vor allem die Berichte über Neuerwerbungen oder neue Findbücher zu erwähnen. Damit wird die Sicherungs- und Erschließungsarbeit des Stadtarchivs einem breiten Publikum vermittelt. Darüber hinaus tragen Informationsveranstaltungen (z. B. für Hobbyhistoriker), Archivführungen, Rundfunk- bzw. Fernsehsendungen oder Tage der offenen Tür zur Erreichung des Ziels bei, die Stadtgeschichtsarbeit als Auftrag des Stadtarchivs ins Bewußtsein zu rücken.

Die Stadtgeschichtsarbeit bildete und bildet einen wesentlichen und unentbehrlichen Bestandteil der Kulturarbeit der Stadt Karlsruhe. Hier wie in anderen Städten wird die Historische Bildungsarbeit der Stadtarchive kontinuierlich fortgesetzt, das Stadtarchiv ist „Schaltstelle“²⁴⁾ und „Rückgrat der Stadtgeschichtsforschung“.²⁵⁾

Anmerkungen:

¹⁾ Die folgenden Ausführungen geben den Diskussionsstand im Stadtarchiv Karlsruhe wieder.

²⁾ Stadtarchiv Karlsruhe (StadtAK) 3/B 21.

³⁾ Archivordnung der Stadt Karlsruhe vom 1. Juli 1990, veröffentlicht im Amtsblatt der Stadt Karlsruhe vom 6. Juli 1990.

⁴⁾ Vgl. Franz-Josef Jakobi: Archive und Geschichtsbewußtsein, in: Paul Leidinger/Dieter Metzler: Geschichte und Geschichtsbewußtsein. Festschrift Karl-Ernst Jeismann zum 65. Geburtstag, Münster 1990, S. 680—704, S. 689 ff und ders.: Zur öffentlichen Funktion der Archive und zum beruflichen Selbstverständnis der Archivarinnen/Archivare, in: Der Archivar 45, 1992, Sp. 197—204.

⁵⁾ Diese Zusammenstellung beansprucht keine Allgemeingültigkeit für die Aufgaben der Stadtarchive oder gar der Archive insgesamt. Da über den Auswertungsauftrag der Archive inzwischen verteilt auch andere Meinungen vorhanden sind, benennt sie aber die Bereiche, die nach meinem

Verständnis und sicher auch der meisten Kolleginnen und Kollegen die Kommunalarchive als Aufgabe abdecken. An dieser Stelle wird aber bewußt auf eine Auseinandersetzung verzichtet mit den Stimmen, die den Auswertungsauftrag bestreiten oder unterstellen, daß er in Kommunalarchiven nicht in ausreichendem Maße wahrgenommen wird. Zur Diskussion vgl.: Der 64. deutsche Archivtag 1993 in Augsburg, Vorträge, Berichte, Referate, hier: Der Auswertungsauftrag der Archive, erste und zweite Arbeitssitzung, in: Der Archivar 47, 1994, Sp. 31–76.

⁶⁾ Vgl. Ernst Otto Bräunche: Die wiederentdeckten Karlsruher Ratsprotokolle des 18. Jahrhunderts, in: Der Archivar Jg. 40, 1987, H. 2, Sp. 270–272.

⁷⁾ Karl Gustav Fecht: Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe, Karlsruhe 1887

⁸⁾ Robert Goldschmit u. a.: Die Stadt Karlsruhe, ihre Geschichte und ihre Verwaltung. Festschrift zur Erinnerung an das 200jährige Bestehen der Stadt, Karlsruhe 1915.

⁹⁾ Ernst Schneider: Die Stadtgemarkung Karlsruhe im Spiegel der Flurnamen, Karlsruhe 1965 (= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 1)

¹⁰⁾ Juden in Karlsruhe: Beiträge zu ihrer Geschichte bis zur nationalsozialistischen Machtergreifung, hrsg. von Heinz Schmitt unter Mitwirkung von Ernst Otto Bräunche und Manfred Koch, Karlsruhe 1988, (= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 8); Josef Werner: Hakenkreuz und Judenstern. Das Schicksal der Karlsruher Juden im Dritten Reich, Karlsruhe 1988 (= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 9); Alltag in Karlsruhe. Vom Lebenswandel einer Stadt durch drei Jahrhunderte, Karlsruhe 1990, (= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 10), Manfred Koch: Karlsruher Chronik. Stadtgeschichte in Daten, Bildern, Analysen, Karlsruhe 1992 (= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 14) und Susanne Asche, Barbara Guttmann, Olivia Hochstrasser, Sigrid Schambach, Lisa Sterr: Karlsruher Frauen 1715–1945. Eine Stadtgeschichte, Karlsruhe 1992 (= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 15).

¹¹⁾ Ernst Otto Bräunche, Angelika Herkert, Angelika Sauer: Geschichte und Bestände des Stadtarchivs Karlsruhe, Karlsruhe 1990 (= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 11).

¹²⁾ Christina Müller: Karlsruhe im 18. Jahrhundert. Zur Genese und zur sozialen Schichtung einer residenzstädtischen Bevölkerung, Karlsruhe 1992 (= Forschungen und Quellen zur Stadtgeschichte. Schriftenreihe des Stadtarchivs Karlsruhe Bd. 1).

¹³⁾ Richard Wagner und Karlsruhe, Karlsruhe 1987 (= Karlsruher Beiträge Nr. 4), Durlacher

Geschichte. Fünf Vorträge in der Karlsburg, Karlsruhe 1990 (= Karlsruher Beiträge Nr. 5) und Straßennamen in Karlsruhe, Karlsruhe 1994 (= Karlsruher Beiträge Nr. 7).

¹⁴⁾ Die Nummern 1 bis 20 des „Blicks in die Geschichte“ erscheinen in diesem Jahr als Buchausgabe.

¹⁵⁾ Susanne Asche, Ernst Otto Bräunche, Manfred Koch: Vorträge zur Stadtgeschichte: Aufstieg der NSDAP und Widerstand, Karlsruhe 1993. Diese Broschüre kann gegen eine Schutzgebühr von 5 DM beim Stadtarchiv Karlsruhe bezogen werden.

¹⁶⁾ Zur Archivpädagogik vgl. Thomas Lange (Hrsg.): Geschichte – selbst erforschen. Schülerarbeit im Archiv, Weinheim und Basel 1993. Hier finden sich auch Hinweise auf die inzwischen zahlreichen Äußerungen zu diesem Thema.

¹⁷⁾ Zur Diskussion über die Zusammenarbeit zwischen Archiv und Museum vgl. Reinhard Vogel-sang: Kommunalarchiv und Historisches Museum, in: Der Archivar Jg. 40, 1987, H. 1, Sp. 29–33.

¹⁸⁾ Vgl. „Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung“. Dokumentation zum Besuch ehemaliger jüdischer Mitbürgerinnen und Mitbürger in Karlsruhe, hrsg. vom Presse- und Informationsamt der Stadt Karlsruhe in Zusammenarbeit mit dem Hauptamt und dem Stadtarchiv, Karlsruhe 1988.

¹⁹⁾ Susanne Asche, Barbara Guttmann, Olivia Hochstrasser, Sigrid Schambach, Lisa Sterr: Karlsruher Frauen 1715–1945. Eine Stadtgeschichte, Karlsruhe 1992 (= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 15).

²⁰⁾ Zum Informationssystem vgl. Adelheid Rehbaum-Keller: Informationssystem im Neuen Ständehaus. Konzepte und Chancen. Konventionelle Ausstellung contra interaktives Informationssystem zur Landtagsgeschichte, in: Badische Heimat 3/1993, S. 499–511, Ernst Otto Bräunche, Manfred Koch, Alexander Mohr, Adelheid Rehbaum-Keller: Erinnerungsstätte im Ständehaus. Ein Informationssystem zur Landesgeschichte, in: Blick in die Geschichte Nr. 19, 18. Juni 1993 und dieselben: Erinnerungsstätte im Ständehaus, in: Das neue Ständehaus. Stadtbibliothek und Erinnerungsstätte, Karlsruhe 1993, S. 43–52.

²¹⁾ Heinrich Hauß: 175. Jubiläum der Badischen Verfassung und die Einweihung der „Stadtbibliothek im Ständehaus“ – Bürgergesellschaftliche Überlegungen zum Jubiläum und zur Einweihung, in: Badische Heimat 3/1993, S. 355–374, S. 363.

²²⁾ Susanne Asche, Ernst Otto Bräunche, Karin Müller: Juden in Baden. Lichtbildreihe zur Landeskunde, hrsg. von der Landesbildstelle Baden, dem Stadtarchiv Karlsruhe und der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, Karlsruhe 1990.

²³⁾ In der Reihe des Stadtarchivs erschienen bisher Gerhard Linder: Eintausend Jahre Hagsfeld. Die

Geschichte eines Dorfes, Karlsruhe 1991 (= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 12) und Susanne Asche: Eintausend Jahre Grötzingen. Die Geschichte eines Dorfes, Karlsruhe 1991 (= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 13).

²⁴⁾ Manfred Koch: Stadtgeschichte — warum und

wie?, in Blick in die Geschichte, Nr. 1, 9. Dezember 1988

²⁵⁾ Der kommunale Kulturauftrag. Eine Arbeitshilfe für die Kulturarbeit in Städten und Gemeinden, bearbeitet von Jürgen Grabe, DST-Beiträge zur Bildungs- und Kulturpolitik, Reihe C, Heft 17, Köln 1991, S. 22.



Veröffentlichungen des Stadtarchivs Karlsruhe

Region und Kultur

Zum Wandel der TechnologieRegion Karlsruhe in eine Kulturregion



Michael Heck, Karlsruhe

Regionalität und Kultur

Regionen als zentrale Einheiten der ökonomischen, gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklung finden in letzter Zeit immer mehr das Interesse der Politik. Ein Beispiel ist die Formierung des Emscher Parks in Nordrhein-Westfalen. In Karlsruhe wurde 1987 auf freiwilliger Basis die TechnologieRegion gegründet. Jüngstes Beispiel: Der Landtag hat am 2. Februar 1994 in seiner 38. Plenarsitzung das in mehrjähriger Diskussion vorbereitete Gesetz über die „Stärkung der Zusammenarbeit in der Region Stuttgart“ in dritter Lesung verabschiedet¹⁾. Das Gesetz sieht für den Mittleren Neckarraum zum 1. Oktober 1994 die Bildung eines Regionalverbandes vor. Aufgaben des Verbandes, ausgestattet mit einer vom Volk direkt gewählten Regionalversammlung, sind gemeinsame Planung und Koordinierung der Siedlungsentwicklung, des Regionalverkehrs, der Wirtschaftsförderung, der Tourismus-Werbung und der Abfallentsorgung. Regional bedeutsame Messen und Kongresse sowie Sport- und Kulturveranstaltungen gelten als freiwillige Verbandsaufgaben. Mit der neuen Region Stuttgart ist zugleich eine neue Ebene in die politische Struktur des Landes eingezogen worden.

Was ist eigentlich eine Region? Eine Definition findet sich in der vom Europäischen Parlament im November 1988 verabschiedete „Gemeinschaftscharta der Regionalisierung“: *Im Sinne dieser Charta versteht man unter Region ein Gebiet, das aus geographischer Sicht eine deutliche Einheit bildet . . . und deren Bevölkerung durch bestimmte gemeinsame Elemente gekenn-*

zeichnet ist. (. . .) Unter gemeinsamen Elementen . . . versteht man gemeinsame Merkmale hinsichtlich der Sprache, der Kultur, der geschichtlichen Tradition und der Interessen im Bereich der Wirtschaft und des Verkehrs.

Andere Begriffsbestimmungen sind ganz ähnlich abgefaßt²⁾. Welche Quelle man auch immer heranzieht, die Legaldefinitionen der überregionalen Körperschaften sind in zwei Punkten immer relativ unscharf. Die geographische Ausdehnung wird selten genauer umschrieben, so daß man zu „Region“ kaum mehr sagen kann, als daß darunter eine räumliche Einheit zu verstehen ist, größer als eine Stadt und kleiner als ein Staat. Die zweite begriffliche Unschärfe ist jeder fehlende Hinweis auf die politische Verfaßtheit der Regionen in Europa. Europarat und Europäisches Parlament halten offen, ob eine Region überhaupt (national) staatsrechtlichen Bestand hat. Selbst die Möglichkeit transnationaler Regionen ist gegeben.

Die konstituierenden Elemente der Regionen sind demnach vielmehr — so muß man annehmen — eher vorstaatlicher und natürlicher Art: naturräumliche Gegebenheiten, Gemeinsamkeiten der Menschen in Sprache, Geschichte, Kult und Brauch, Nahrung und Kleidung verleihen einer Region Identität, Dignität und Legitimation. Erst an letzter Stelle nennt das Europäische Parlament Merkmale wie gemeinsame Interessen im Bereich der Wirtschaft und des Verkehrs.

Zur These verdichtet: Grundsätzlich ist Region, sofern sie mehr sein soll als statistische Konstruktion und Abgrenzung, *Kulturräum³⁾*. Gelebte Region ist Sprache, Geographie, Arbeit, kulturelle Tradition, Architek-

tur, täglich-alltägliches Erleben. Die Zusammengehörigkeit der in der Region Lebenden ist ein Moment der Erfahrung. Region ist nicht nur eine kulturhistorisch geprägte Einheit, sondern auch aktueller Kommunikationsraum. Mit Kommunikation ist hier (entgegen der den Raum erweiternden und letztendlich raumauflösenden Fähigkeit moderner Kommunikationstechnologien) der unmittelbar erfahrbare Austausch gemeint. In diesem Sinn ist die Region die *größtmögliche kommunikative Einheit*⁴).

Die Wiederbelebung des Regionalgedankens hat zunächst und in erster Linie ökonomische Gründe. Regionen als Wirtschaftsräume, was sie natürlich auch sind, werden durch den Bedeutungsverlust nationalstaatlicher Wirtschaftsmacht im Rahmen fortschreitender internationaler Konzentration und des Zusammenwachsens in der Europäischen Union, aber auch durch größere Flexibilität im Modernisierungsprozeß, zur adäquaten Handlungseinheit der ökonomischen Modernisierung. Das ist vor allem gemeint, wenn heute zunehmend häufiger vom „Europa der Regionen“ gesprochen wird.

Dieses wirtschaftliche Regionenverständnis als wichtige Triebfeder im Modernisierungsprozeß ist eng verknüpft mit einem gegenwärtig erstarkenden politischen Regionalismus. Region steht in diesem Zusammenhang sowohl gegen die großräumigen, notwendig bürokratischen und zentralistischen Organe auf Landes-, Bundes- oder Europaebene. Die neuen politischen Regionalbestrebungen bilden sich durch die Bestimmung auf historische Traditionen, kulturelle Zusammenhänge, ökonomische Strukturen und auch sprachliche und ethnische Besonderheiten.

Etwas weiteres kommt hinzu. Wachsende Disparitäten zwischen Stadt und Land verlangen eine ausgleichende Raumordnungspolitik, zudem sprengen die tatsächlichen Verflechtungszusammenhänge die Grenzen lokaler Zuständigkeit und Kompetenz. Der Planungsbedarf ist nicht mehr zu verorten —

vielmehr muß in Wirtschaftsräumen, Verkehrsräumen, Erholungsräumen usw. gedacht werden. Die Region scheint die geeignete Planungsgröße zu sein. „Regionale Strukturpolitik“ ist deshalb zur gängigen Forderung geworden, eine Forderung, die mit dem eingangs erwähnten Gesetzesbeschluß des Landtags schon praktische Umsetzung erfahren hat.

Von diesem Ansatz her ist die kulturelle Bedeutung der Region fast in Vergessenheit geraten. Auf Dauer kann jedoch die Herausbildung einer Region nicht ohne Berücksichtigung ihrer kulturellen Bezüge erfolgen.

TechnologieRegion Karlsruhe

Die TechnologieRegion Karlsruhe wurde 1987 gegründet. Sie ist ein Zusammenschluß der acht Städte Baden-Baden, Bühl, Bretten, Bruchsal, Ettlingen, Gaggenau, Karlsruhe, Rastatt und der zwei Landkreise Rastatt und Karlsruhe. Sie wird vertreten durch die Oberbürgermeister und Landräte, die Geschäftsführung hat die Industrie- und Handelskammer Karlsruhe. Die TechnologieRegion Karlsruhe ist entstanden, um die Entwicklungs- und Standortchancen des Raumes Karlsruhe angesichts Herausforderungen langfristig zu sichern, der besonderen räumlichen Situation Rechnung zu tragen, strukturelle Engpässe zu überwinden und die regionale Kooperation zu verbessern. So die Programmatik. Die ursprünglichen Tätigkeitsschwerpunkte der TechnologieRegion Karlsruhe bildete das „Standortmarketing“. Die Partnerstädte und -kreise entwickelten ein einheitliches gemeinsames Erscheinungsbild und werben seitdem künftig gemeinsam. Dies war der erste Schritt einer Identitätsbildung der Region, zunächst nur nach außen gerichtet und unter starken wirtschaftspolitischen Vorzeichen:

Geographisch umfaßt das Gebiet der TechnologieRegion einen Raum, den man aus historischer Sicht als „Badisches Kernland“ be-

zeichnen würde. Warum diese Beschränkung? Stand und steht nicht mit dem alten Land Baden ein Regionalkonzept zur Verfügung, das im Bewußtsein der Menschen stärker verankert und geschichtliche Würde besitzt? In der Tat hat sich in der Diskussion um und in der TechnologieRegion die alte gesamtbadische Idee immer bemerkbar gemacht. Die bewußte Zäsur historischer Traditionslinien zeugt durchaus von Realismus. „Baden“ ist zwar als Idee nach wie vor identitätsstiftend, aber ohne staatliche Grundlage in seiner Bedeutung als gemeinsamer Kommunikations- und Handlungsraum wesentlich gemindert. Unverkennbar ging es den Gründern der TechnologieRegion aber bei der gewählten Größe ihres Zusammenschlusses um Aktionsfähigkeit.

Der Name *TechnologieRegion* setzt ebenfalls Zeichen. Er akzentuiert bestimmte Aspekte des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens der Region und hebt sie gegenüber anderen besonders hervor. Es ist ein Marketing-Begriff (was auch die modische Schreibweise mit großem „R“ zeigt), der für den Karlsruher Raum Modernität, Effizienz, Fortschrittlichkeit und ökonomische Kompetenz vermittelt. So vorzüglich sich TechnologieRegion für die regionale Standortwerbung eignet, in seiner Binneneinwirkung mag dieser Begriff auf Vorbehalte stoßen. Nicht allein die Tatsache, daß damit Technik zum Markenzeichen des Raums stilisiert wird, dürfte auffallen. Vergleichbare Bezeichnungen wie „Kohlrevier“ oder „Stahlregion“ haben zu früherer Zeit ebenfalls verbreitet Akzeptanz gefunden. Es geht vielmehr darum, ob und wie sich die Menschen hier im Raum darin wiederfinden. Kann Technologie Emotionalität und Sympathie entwickeln, lassen sich damit Gefühle der Vertrautheit, Identität und die Vorstellung bestimmter Topografie und Städtebilder verbinden?

In der Tat ist das ein gewisses Problem der TechnologieRegion von Anfang an gewesen, das sich spätestens dann zeigte, als die tradi-

tionellen Formen des Standortmarketings sich erschöpften. Galt es ursprünglich, Unternehmen in den Karlsruher Raum mit den bekannten Argumenten zur vorhandenen Infrastruktur zu holen, so änderte sich die Stoßrichtung der Anzeigenkampagnen etwa ab 1991. Mangel an Gewerbeflächen und andere Restriktionen führten dazu, statt extensiver Ausweitung der Wirtschaft eine Intensivierung zu versuchen. Damit änderte sich die Zielgruppe der Werbung: nicht mehr Unternehmer, sondern qualifizierte Arbeitskräfte wurden verstärkt angesprochen. Die Botschaften lauteten nunmehr: eine Region, in der man zu leben versteht, eine Region, in der man gut leben kann, eine Region, die sympathisch ist. Dies war auch der Zeitpunkt, in dem wieder stärker auf landsmannschaftliche Besonderheiten verwiesen wurde: Auch tauchte seitdem das Wort „Baden“ verstärkt in den Anzeigen auf.

Von Anfang an wollte die TechnologieRegion aber mehr sein als eine Werbegemeinschaft. Um eine verstärkte Kooperation verschiedener gesellschaftlicher Bereiche zu ermöglichen und zu fördern, schuf die Region mit der *Regionalkonferenz* hierfür ein Organ, in dem Vertreter aus verschiedenen relevanten gesellschaftlichen Bereichen zusammenkamen. Zu Beginn der 90er Jahre definierte sich die TechnologieRegion Karlsruhe als „Bund von Wirtschaft, Wissenschaft und Verwaltung“. Gleichzeitig verlagerte sie den Schwerpunkt ihrer Aktivitäten vom Regionalmarketing hin zur Regionalpolitik.

Markstein der Regionalpolitik bildet das *Regionalforum* vom Herbst 1991, auf dem ein „Weißbuch zur Regionalpolitik“ verabschiedet wurde⁵⁾. Anlaß für das Regionalforum der Technologie-Region war die Erkenntnis, daß in verschiedensten Bereichen wie Wirtschaft, Verkehr, Abfallwirtschaft, Wohnen etc. Entwicklungen eingesetzt haben, die regionalpolitisch analysiert und gegebenenfalls zum Wohle dieser Region gestaltet werden müßten. Experten aus den Kommunen, der

Wissenschaft und der Wirtschaft haben dafür zu den genannten Sachgebieten Thesenpapiere erarbeitet, die seither den Orientierungsrahmen für die Regionalpolitik in der TechnologieRegion bilden.

Diese *Politisierung* der TechnologieRegion hat zwei Ursachen, beide nicht ohne gemeinsamen Zusammenhang. Zum einen hatte man in Karlsruhe und den umliegenden Gemeinden durchaus interessiert verfolgt, daß im mittleren Neckarraum recht weitgreifende Schritte mit maßgeblicher Unterstützung der Landesregierung in Angriff genommen wurden. Dies machte eine Antwort aus Karlsruhe notwendig. Zum anderen stand man natürlich auch hier vor denselben Problemen wie in Stuttgart: Ausgleich von Disparitäten der Wirtschafts- und Siedlungsentwicklung, Entgrenzung früher lokal zu bewältigender Aufgaben (Verkehr, Abfallentsorgung) und neue Herausforderungen durch das Entstehen des Europäischen Binnenmarkts.

Freilich: politisches Mandat und Legitimität einer Interessengemeinschaft bestehend aus den acht Städten und zwei Landkreisen, deren Geschäfte die örtliche Industrie- und Handelskammer führt, bedarf noch anderer Fundamente. Die TechnologieRegion, begonnen als ein kommunaler „Zweckverband“, entwickelte neue Handlungsleitlinien. Um als „Region“ ernstgenommen zu werden, bedurfte es eines intensiveren Gefühls der Zusammengehörigkeit und Gemeinsamkeit. Dies herzustellen, bedeutet nichts weniger als die Region als Lebens- und Kommunikationsraum ernst zu nehmen und zu konstituieren. Und das geht nicht ohne die Kultur.

Kultur in der TechnologieRegion Karlsruhe

Die Fortentwicklung der TechnologieRegion Karlsruhe zur Kulturregion war ein Wunsch, der die Region seit ihres Bestehens begleitet hatte. Stimmen aus der Öffentlichkeit und der Politik hatten wiederholt darauf hinge-

wiesen, daß ohne Kultur ein wesentliches Element von Regionalität fehle. In der Tat: anfänglich hatte die Kultur zunächst noch keinen Platz in der TechnologieRegion. Zwar gehört Kultur zu den „weichen“ Standortfaktoren, und so wurde auch viel und oft von der kulturellen Dichte im Raum Karlsruhe berichtet. Kultur „kam vor“, aber sie war kein Handlungsträger, sie war Objekt aber kein Subjekt. Seit 1991 hat sich das aber geändert. Erstmals befaßte sich die TechnologieRegion mit Kultur 1991 während der Vorbereitungen auf das *Regionalforum* im Oktober desselben Jahres. Im Weißbuch der TechnologieRegion, verabschiedet vom Regionalforum am 23. Oktober wurde dann auch Thesen zur Kultur verabschiedet. Das Papier beginnt mit einer programatischen Aussage: *Kultur als vierter Partner der TechnologieRegion Karlsruhe*. Darin wird festgestellt, daß die TechnologieRegion Karlsruhe ein vielfältiger und reicher Kulturraum sei. Kultur wird als integraler Lebensbestandteil verstanden, der dazu beitrage, die Identifikation der Menschen mit ihrem Lebensraum zu festigen. Dadurch werde Lebensqualität und Attraktivität der Region als Kultur- und Freizeitraum gestärkt gesichert. Institutionell sei die Kultur aber noch nicht im Bündnis aus Wirtschaft, Wissenschaft und Verwaltung (das, was die TechnologieRegion Karlsruhe kennzeichnet) einbezogen. Kultur habe aber als zentraler Faktor zu gelten, der die Entwicklung einer Region in ihrer Gesamtheit bestimme. Durch die gezielte Integration des Partners Kultur in das Bündnis der TechnologieRegion entstünden Synergien, die durch aktive Verknüpfung von Wirtschaft und Kultur im Bereich des Regionalmarketing zu einer Profilierung der Region in ihrer Gesamtheit führe. Der Text schlägt schließlich eine institutionelle Vertretung der Kultur in der TechnologieRegion und einen ständigen Arbeitskreis vor. Regionalpolitisch wird gefordert:

— Die interkommunale Kulturarbeit zu fördern;

- die grenzüberschreitende Kulturarbeit auszuweiten;
- die Kulturförderung konzeptionell fortzuentwickeln;
- den Zusammenhang von Kultur und Wirtschaft in der TechnologieRegion aus wissenschaftlicher Sicht zu untersuchen und schließlich
- die Kulturberichterstattung durch die Medien auf den gesamten regionalen Kulturraum auszuweiten⁶⁾.

Zug um Zug wurde dieses Programm umgesetzt. Im Jahr 1992 entstand ein *Arbeitskreis Kultur*, bestehend aus Vertreterinnen und Vertretern der Kulturverwaltungen der Partnerstädte und -kreise, der seitdem regelmäßig tagt. Damit wurde erstmals ein kontinuierlicher Arbeitskontakt der kommunalen Kulturverwaltungen untereinander hergestellt.

Parallel zum Arbeitskreis Kultur wurde auch die institutionelle Einbindung der Kultur in die TechnologieRegion in Angriff genommen. Die spezifische Verfaßtheit des kulturellen Lebens, gekennzeichnet durch heterogene Vielfalt, die keine letztendlich befriedigende Repräsentanz durch zwei, drei gewählte Vertreter oder Vertreterinnen zuläßt, führten zur Entscheidung, statt einer Erweiterung der Regionalkonferenz eine eigene *Kulturkonferenz* zu konstituieren. Diese hat folgende Aufgaben: Erstens die Meinungsbildung und Abstimmung über regionale Kulturfragen, zweitens das Initiieren von Kulturprojekten mit regionaler Ausrichtung, schließlich drittens die gestaltende Einflußnahme auf die Kulturpolitik des Landes.

Der Gründungsakt fand im feierlichen Rahmen am 9. Dezember 1993 im Palais Biron in Baden-Baden statt. Mehr als 30 maßgebliche Vertreter und Vertreterinnen des kulturellen Lebens in der Region verabschiedeten einmütig die *Baden-Badener Erklärung*, in der, anknüpfend an die Thesen des Weißbuchs von 1991, der Stellenwert der Kultur in der TechnologieRegion und deren Fortentwicklung programmatisch definiert wurde. Auch hier

wird bekräftigt, daß Kultur als zentraler Faktor zu gelten habe, der die Entwicklung einer Region in ihrer Gesamtheit bestimme. Sie trage zur Festigung der Identifikation der Menschen mit ihrem Lebensraum bei. Die Vertreter der Kulturkonferenz der TechnologieRegion erklärten ihre Absicht, in das interdisziplinäre Gespräch mit den Akteuren aus Wirtschaft, Wissenschaft und Verwaltung in der TechnologieRegion einzutreten, um die regionale Entwicklung und die überregionale Ausstrahlung zu fördern, die TechnologieRegion Karlsruhe als attraktiven Kulturraum in seiner Gesamtheit wahrnehmbar zu machen und kulturpolitische Visionen und Positionen auf Regionalebene zu entwickeln, um im landes- und bundesweiten Wettbewerb der Kultureinrichtungen um Ressourcen und „zentralitätsstiftenden Faktoren“ besser zu bestehen.

Dies wird festgestellt vor dem Hintergrund, daß die Region im Bewußtsein der Bevölkerung als Kulturraum noch wenig entwickelt sei und eine regionalpolitische Interessenvertretung der Kultur bislang nicht stattfinde. Hier Veränderungen herbeizuführen, seien die wichtigsten Ziele der Kulturkonferenz. Daß dies nicht einfach ist, wird von der Kulturkonferenz durchaus gesehen. So mahnt sie die Entscheidungsträger, daß gerade in Zeiten des konjunkturellen Abschwungs das kulturelle Angebot nicht verringert werden dürfe und das auch bei sparsamer Haushaltsführung eine kreative, gleichwohl kontinuierliche Kulturpolitik zu betreiben sei.

Die Kulturkonferenz fordert zudem, den kulturellen Austausch mit den Nachbarn im Elsaß fortzuentwickeln. Auch in kultureller Hinsicht solle die TechnologieRegion im europäischen Raum eine noch zu steigernde Rolle spielen. Die Baden-Badener Erklärung schließt mit dem Appell an mehr Gemeinsamkeit bei gleichzeitiger Vielfalt und unter dem Prinzip der Freiwilligkeit. Sie will

- Abstimmungsmechanismen und institutionalisierte Informationskanäle schaf-

fen, um so den vorhandenen regionalpolitischen Gestaltungsspielraum, der in der Kulturpolitik besteht, effizient zu nutzen;

- Bekanntheit und Image der Kulturlandschaft der TechnologieRegion Karlsruhe als Ganzes steigern;
- die Attraktivität der TechnologieRegion Karlsruhe als europäischer Kulturraum erhöhen, in dem wir die Chance der zentralen Lage am Oberrhein nutzen;
- Kultur vor allem auch regional und regionalpolitisch gestalten;
- die Kultur zu einem der Motoren der regionalpolitischen Entwicklung werden lassen;
- die Verknüpfung zu den Partnern Wirtschaft, Wissenschaft und Verwaltung innerhalb der TechnologieRegion Karlsruhe (herzustellen)⁷⁾.

Erstes „Produkt“ der TechnologieRegion für die Kultur ist der *KulturGuide*, ein kompaktes Taschenbuch mit mehr als 2000 Kulturadressen aus der gesamten Region. Dieser Guide ist ohne Vorbild, da in dieser Vollständigkeit noch niemals die kulturellen Aktivitäten in der Region zusammengetragen wurden. Der KulturGuide ist nicht nur ein praktischer Führer; er läßt gleichzeitig erkennen, daß die Konstituierung einer Kulturregion Karlsruhe auf eine beachtliche Substanz zurückgreifen kann. Um nur einige Zahlen zu nennen: Es gibt in der Region 53 Bühnen, 103 Museen und Ausstellungsräume und 93 Bibliotheken⁸⁾. In die gleiche Richtung weist eine Studie der Industrie- und Handelskammer, die ebenfalls am 9. Dezember 1993 der Öffentlichkeit vorgestellt wurde⁹⁾. Aus der Sicht der Wirtschaft wird dort auf 430 Seiten eine Bestandsaufnahme und Analyse des regionalen Kulturangebots, seiner Akteure und der Kulturausgaben in der TechnologieRegion vorgenommen. Allein die Fülle des vorgelegten Materials dürfte noch für einige weitere Folgestudien Stoff genug bieten. Die wichtigsten Feststellungen der Autoren:

- Die kulturelle Infrastruktur der TechnologieRegion ist überdurchschnittlich, ebenso die Höhe der kommunalen Kulturausgaben. Der polyzentrische Charakter der Region schafft Vielfalt und hohe Dichte.
- Das kulturelle Angebot ist lückenlos. Schwerpunkte bestehen in den Bereichen Theater, Musik, Bildende Kunst, Museen und Bibliotheken.
- Eine besondere Rolle nimmt das Oberzentrum Karlsruhe ein. Die Stadt verfügt über zahlreiche wichtige Kultureinrichtungen mit landesweiter Ausstrahlung, das Angebot liegt über dem Durchschnitt der Städte vergleichbarer Größenordnung.
- Die Kulturregion ist mit einer in Baden-Württemberg unerreichten Dichte naturnaher Räume bevorzugt.
- Es gibt Charakteristika badischer Identität. Bedingt durch die kollektive geschichtliche Erfahrung rasch wechselnder Grenzen und dem Charakter des Raums als offene Region entwickelten sich „badische Liberalität“ und ein vom französischen Nachbarn geprägtes „savoir vivre“. Deren Kennzeichen sind: Toleranz und kritische Offenheit, reiches kulturelles Leben, hohes privates und öffentliches Engagement für Kunst und Kultur.
- Die Region besitzt alle Voraussetzungen, um sich zu einem zentralen Medienstandort in der Region zu entwickeln. Dafür wurden bereits wichtige Vorleistungen erbracht¹⁰⁾.

Fazit

Wie ist das alles zu bewerten?

Die TechnologieRegion ist ein interessantes Experiment. Es ist der Versuch der Konstituierung einer Region. Für sich allein genommen wäre dies schon bemerkenswert, denn neue Regionen werden nicht oft geschaffen.

Aber es gibt Vorbilder. Deswegen ist die Neuheit und Konstruiertheit der TechnologieRegion kein schlagkräftiger Einwand gegen sie. Die meisten der „gewachsenen“ Räume sind doch auch ihrerseits auf der Grundlage früherer, älterer politischer Konstrukte entwickelt worden, an die man sich gewöhnt hat und die zur kulturräumlichen Strukturierung beigetragen haben. „Die normative Kraft des Faktischen transformiert Konstrukte in organische Größen“¹¹. Die Neuheit der TechnologieRegion bedeutet lediglich, daß die Entwicklung von Regionalität als Kultur- und Kommunikationsraum noch Zeit braucht und Rückschläge möglich sind.

Dennoch ist die TechnologieRegion ein einmaliges Experiment. Der Zusammenschluß zur Region beruht nämlich auf dem Prinzip der *Freiwilligkeit*. Die freie Assoziation als Grundlage neuerer Regionalität ist außerordentlich selten und wahrscheinlich auch sehr fragil. Daß hier in Karlsruhe — trotz mancher skeptischer Stimmen — darauf gesetzt wird, zeigt großes Vertrauen auf die innere Kohärenz der Mitglieder. Bewußt wurde damit ein Gegenmodell zur Region Stuttgart geschaffen. Für die Politik mag der Grundsatz der Freiwilligkeit, wenn es um die Entscheidungsfindung geht, möglicherweise ein Nachteil sein. Für die Kultur ist es aber bestimmt ein Vorteil.

Relativ rasch hat sich der TechnologieRegion, ursprünglich eine Werbegemeinschaft, die Frage der Fortentwicklung zur Region gestellt. Dieser Transformationsprozeß hat notwendigerweise das Problem oder die Aufgabe der Einbindung der Kultur aufgeworfen. Freilich sind dafür die Möglichkeiten bei den vorhandenen Mitteln beschränkt. Was aber getan werden konnte, wurde in Angriff genommen. Die TechnologieRegion hat zwei Plattformen geschaffen — Arbeitskreis Kultur und Kulturkonferenz — und zwei Publikationen erstellt. Das ist ein beachtlicher Anfang. Die Aufgaben, die jetzt anstehen, sind in erster Linie von den Kulturträgern

selbst zu erledigen. Es wird — dies wurde schon gesagt — Zeit brauchen, um aus diesen Anfängen heraus ein Bewußtsein von regionaler Kulturidentität zu entwickeln.

Wie könnte es weitergehen?

Die TechnologieRegion ist eine Region im Aufbruch. Das verträgt sich schlecht mit der Betonung des „Ursprünglichen“ und „Angestammten“, Elemente, die oftmals mit Regionalität verbunden werden: Traditionalismus, Volkskultur, Heimatpflege werden zwar in der TechnologieRegion auch ihren Platz haben müssen — in der lokalen Kulturpflege vielleicht sogar etwas stärker. Für die Region als Ganzes und ihrer inneren Dynamik entsprechend sind aber Kulturkonzepte angemessen, die die Begrenztheit der Region überwinden und neue Maßstäbe setzen. Die Kulturregion Karlsruhe kann zum Ausgangspunkt vieler kulturellen Neuerungen werden. Sie hat die Kraft, nach außen zu strahlen.

Und noch ein zweites Charakteristikum der Kulturregion Karlsruhe scheint im Entstehen zu sein. In der Baden-Badener Erklärung wird einiges Gewicht auf den kulturellen Austausch mit Frankreich gelegt. In der Tat: die TechnologieRegion als kulturelles Bindeglied zwischen Deutschland und Frankreich, das könnte eine Rolle sein, die der Region als einem freien Verband und bei dieser geographischen Lage angemessen wäre. Die Voraussetzungen dafür sind mit der Europäischen Union im Entstehen.

Anmerkungen

¹⁾ Vgl. Landtag Baden-Württemberg, Drucksachen 11/3067 und 11/3304.

²⁾ Z. B. die „Erklärung von Bordeaux“ des Europarats 1978.

³⁾ Vgl. Hermann Bausinger, „Europa der Regionen: Kulturelle Perspektiven“, in: Leviathan 4/93.

⁴⁾ *ibid.*

⁵⁾ TechnologieRegion Karlsruhe, Weißbuch zur Regionalpolitik, Oktober 1991.

6) Weißbuch, S. 25—29.

7) Baden-Badener Erklärung der Kulturkonferenz der TechnologieRegion Karlsruhe anlässlich ihrer konstituierenden Sitzung am 9. Dezember 1993 im Palais Biron, Baden-Baden.

8) TechnologieRegion Karlsruhe, KulturGuide 94/95. Badische Kultur gestern-heute-morgen, Karlsruhe, 1993.

9) Arne Rössel und Christa Standecker, Kultur in der TechnologieRegion Karlsruhe. Bestandsaufnahme und Ausblick (Reihe: IHK-Studien), Karlsruhe 1993.

10) *ibid.*, S. 205 ff.

11) Bausinger, S. 476.

Frauen in der kommunalen Kulturförderung



— eine Stadt macht sich auf den Weg . . .

Annette Niesyto, Karlsruhe

1. Frauenkultur — ein Paradoxon?

„Kunst machen heißt, eigene Vorstellungen für wahr und wichtig und richtig zu halten, sich zu äußern über das, was man von sich und der Welt hält, heißt überzeugt sein vom eigenen Formgefühl, von eigenen Empfindungen. Es kann also eine, die Kunst machen will, nicht Frau sein in dem Sinn, wie Frauen gedacht und gewollt werden in dieser Gesellschaft.“¹⁾

Kunst von Frauen — nicht zu verwechseln mit künstlerischer Dienstbarkeit — birgt demnach bereits in sich Widerständiges in einer Gesellschaft, die Frauen nach wie vor auf zweitrangige, abhängige Positionen verweist.²⁾ Wenn Künstlerinnen auf ihrem Subjektstatus, auf ihrem Eigensinn bestehen und für ihre Arbeit gesellschaftlichen Raum und Ressourcen einfordern, setzen sie sich in Widerspruch zu den herrschenden Bildern von Weiblichkeit.

Das im 19. Jahrhundert proklamierte bürgerliche Frauenbild verwies Frauen als naturhafte Wesen in die Sphäre der Privatheit, sprach ihnen kreative Fähigkeiten, Rationalität und die Fähigkeit sowie das Recht zur Gestaltung des öffentlichen Lebens ab. Wissenschaft, Kultur, Wirtschaft und Politik wurden als männliche Angelegenheit definiert. Die so gesetzte Dichotomie Mann — Kultur, Rationalität, Öffentlichkeit — versus Frau — Natur, Gefühl, Privatheit — bestimmte weitgehend unser tradiertes Denken. Das bürgerliche Frauenbild negierte die Fähigkeit von Frauen zu eigenständigen künstlerischen Lei-

stungen und gestand ihnen allenfalls private künstlerische Betätigung zu.

Frauenkultur, wie sie von der Frauenbewegung definiert wird, beinhaltet die künstlerische und kulturelle Artikulation von Frauen, die sich in Auseinandersetzung mit diesen bestimmenden Traditionen verquer zur herrschenden Denk- und Darstellungsform als eigensinniges, selbstbewußtes Schaffen von Frauen behaupten.³⁾

Die Forderung nach öffentlicher Unterstützung dieser Arbeit zielt also gerade nicht auf die Schaffung eines Reservates für Frauen, jenseits des männlich dominierten Kulturbetriebs. Intendiert ist die Unterstützung von Frauenprojekten, die Raum schaffen für kreatives, visionäres, machtvolleres und innovatives Potential von Frauen. Solche Projekte haben sich vor allem im Zuge der Frauenbewegung entwickelt und sind mit ihr verbunden.

2. Gute Kunst setzt sich nicht von selbst durch

Künstlerinnen spielten bis vor einigen Jahren in der Öffentlichkeit noch kaum eine Rolle, obwohl sie schon lange — auch in eigenen Künstlerinnenverbänden — für ihre öffentliche Anerkennung und Unterstützung stritten. Durch ihr Engagement hat sich heute das Wissen über ihren künstlerischen Rang, ihre kunstgeschichtliche Bedeutung und ihre restriktiven Arbeitsbedingungen vertieft. Dennoch kommen Frauen auch heute in der Kunst- und Literaturgeschichtsschreibung, in der Förderung und im Ausstellungswesen

weit weniger zum Zug als ihre männlichen Kollegen.

1992 veröffentlichte das Bundesbildungsministerium eine Studie zur Situation von Künstlerinnen, die zu dem Ergebnis kommt, daß „Künstlerinnen, Filmemacherinnen und Designerinnen . . . in vielen und insbesondere den förderungs- und öffentlichkeitsrelevanten Bereichen von Produktion und Vermittlung ihrer Arbeit in weitaus geringerem Maße berücksichtigt (werden), als es der Qualität ihrer künstlerischen Arbeit entspricht.“⁴⁾ Wenige Schlaglichter mögen dies veranschaulichen:

- Von jeder öffentlichen Mark, die in die Förderung künstlerischer Projekte fließt, kommen nur 15 Pfennig Frauen zugute, 85 Pfennig den Männern.
- Trotz einer großen Bandbreite in der Beteiligung von Künstlerinnen läßt sich eine eindeutige Tendenz feststellen: Mit steigender öffentlicher Resonanz und wachsender Größe der zu vergebenden Ressourcen sinkt der Frauenanteil. So waren Ende der achtziger Jahre 46% der Studierenden im Bereich Bildender Kunst Frauen; bei 35 untersuchten überregionalen Maßnahmen der Nachwuchsförderung betrug der Frauenanteil noch insgesamt 30%. Bei Ausstellungen sinkt der Frauenanteil weiter. Im Katalog der Stuttgarter Staatsgalerie beispielsweise werden zwei Künstlerinnen und 169 Künstler präsentiert; dies entspricht einem Frauenanteil von 1,1%.⁵⁾

Nicht nur für den Bereich der Bildenden Kunst gilt, daß Frauen bei öffentlicher Würdigung und Förderung massiv unterrepräsentiert sind. Da jedoch jede Förderung, jeder Preis, jede öffentliche Darstellungsmöglichkeit auf vielfältige Weise (Ressourcen, Öffentlichkeit, Kontakte) zugleich Voraussetzung für neue künstlerische Tätigkeit sind, haben es Frauen, die „draußen sind“ ungleich schwerer, voranzukommen. Eine Expertin formuliert diesen Zusammenhang pointiert:

„Es ist, als würde man von Steffi Graf die gleichen Erfolge wie von Boris Becker verlangen, nur bei ihr ohne und bei ihm mit Trainer.“⁶⁾

Im Kunstbetrieb gibt es wie in anderen Berufen auch ausgeprägte informelle und formelle Lobbybildungen, in denen Frauen selten und wenn nur als Minderheit vertreten sind. So hat beispielsweise der Deutsche Künstlerbund nur einen Anteil von 15% weiblicher Mitglieder. Nur eine Minderheit von Künstlerinnen ist in Künstlerinnen-Verbänden organisiert. Frauen in der Kunst sind oft Einzelkämpferinnen. Hinzu kommt eine besondere Unvereinbarkeit einer selbständigen Künstlerinnen-Existenz mit Kindern. Eine selbständige Existenz als Künstlerin bringt ein hohes Maß an existenzieller Unsicherheit mit, eine stark wechselnde Beanspruchung (Zeiten der Totalbeanspruchung), ein Wechselbad von Erfolgen und Niederlagen und erfordert oftmals hohe Mobilität. Eine bessere Vereinbarkeit von Kunst und Kindern zu ermöglichen ist deshalb auch Aufgabe einer Künstlerinnen-Politik.

Erfolgreiche Künstlerinnen hatten oftmals starke Frauen zum Vorbild. Künstlerinnen heute beschreiben oftmals das Fehlen weiblicher Vorbilder als massives Hemmnis ihres Weiterkommens. Frauen, die sich eine eigene Existenz als Künstlerin aufbauen wollen, benötigen vielfältige Kompetenzen im Bereich der Selbstdarstellung, des Verhandeln und der Organisation (Managementsqualitäten). Diese Kompetenzen vermitteln sich über Personen.

3. Frauenförderung im Kulturbereich ist notwendig und gefordert

Um die festgestellte Benachteiligung von Künstlerinnen zu beseitigen, ist die systematische Förderung von Gegenwartskünstlerinnen sowie die Aufarbeitung der Vermittlung der Geschichte kulturschaffender Frauen, ihrer Werke und Rezeption notwendig.



Frauenforum mit „Altpolitikerinnen“ im Rahmenprogramm der Ausstellung „Karlsruher Frauen“ 1992/93. Die dargestellten Zeitzeugen sind von links nach rechts: Rosel Braun (Gründungsmitglied der Grünen), Hanne Landgraf (ehemalige Stadträtin und ehemalige Landtagsabgeordnete), Waltraut Kesenheimer (ehemalige FDP-Kreisvorsitzende und ehemalige Vorsitzende des Frauenrings), Ruth Kühlewein, (ehemalige Stadträtin), sowie Susanne Asche und Annette Niesyto.

Frauenförderung im Kulturbereich umfaßt jedoch mehr als Künstlerinnenförderung. Kultur vermittelt auf vielfältiger Art und Weise Identitätsbilder und gesellschaftliche Rollenzuschreibungen und leistet damit einen eigenständigen Beitrag zur Aufrechterhaltung oder auch zur Veränderung gesellschaftlicher Machtverhältnisse. Auch heute noch werden die zentralen Machtpositionen in unserer Gesellschaft weit überwiegend von Männern eingenommen. Kulturförderung im Interesse von Frauen zielt auf die Entfaltung der Kreativität von Frauen, die Entwicklung weiblicher Identität in einer (noch) einseitig männlich geprägten Gesellschaft und auf die Artikulation eines eigenen gesellschaftlichen Standorts mit kulturellen Mitteln. Schließlich muß sich auch die Entwicklung einer kulturellen Angebotsstruktur an den Lebensbedingungen der Menschen orientieren, die sie erreichen will.

Zielsetzung frauenfördernder Maßnahmen ist demnach sowohl die Beseitigung struktu-

reller Benachteiligung von Frauen im Kulturbetrieb selbst als auch die (gesamtgesellschaftliche) Gleichstellung von Mann und Frau. Hierzu findet innerhalb der Stadtverwaltung Karlsruhe eine enge Kooperation zwischen dem Kulturreferat, welches ein eigenes Arbeitsfeld Frauen und Kultur eingerichtet hat, und der städtischen Frauenbeauftragten statt. In der Stadt Karlsruhe engagieren sich für diese Ziele unterschiedliche Gruppen von Frauen. Schon 1929 gründete sich hier eine Ortsgruppe der (spartenübergreifende) GE-DOK-Verband der Gemeinschaft der Künstlerinnen und Kunstfreunde e. V., die gerade in den letzten Jahren verstärkt mit eigenen Veranstaltungen, Ausstellungen ein Forum für Künstlerinnen bietet. Als Reaktion auf die enttäuschten Erfahrungen von Schriftstellerinnen, nachdem eine Männerjury sämtliche Frauen in einem Wettbewerb auf die hinteren Plätze verwiesen hatte, bildete sich 1981 die „Initiative Schreibende Frauen in Baden-Württemberg“, die in Karlsruhe einen

Schwerpunkt ihrer Arbeit hat.

Im Zuge der neuen Frauenbewegung entstanden autonome Frauenkulturprojekte wie die Karlsruher Frauenzeitung LAVA und der 1989 gegründete Verein „Lautstark – Verein für Frauenkultur und feministische Bildung“. Beide verstehen sich als autonome Projekte, d. h., sie wollen ein von männlichen Wertmaßstäben und männlicher Anerkennung unabhängiges Forum für Frauen schaffen, um so eigene weibliche Identität zu entwickeln. Der 1993 in Karlsruhe gegründete Verein „Ein Palast für Frauen“ verfolgt u. a. auch das Ziel, ein Bewußtsein für die Vielfalt der Frauenkultur zu schaffen, in einem Begegnungszentrum Räume für Künstlerinnen zur Verfügung zu stellen und die Kommunikation und Vernetzung von Frauen und Frauengruppen zu fördern.

Frauen, die im Bereich der Kulturvermittlung (z. B. Volkshochschule, Tollhaus, Das Kino e. V., Jugend- und Begegnungszentrum) beruflich tätig sind, setzten in den vergangenen Jahren mit Veranstaltungen und Projekten eigene frauenpolitische Akzente. Frauenpolitikerinnen und insbesondere Stadträtinnen förderten eine verstärkte Berücksichtigung von Künstlerinnen bei Veranstaltungen, Festivals und Einzelförderungen sowie die Unterstützung frauenkultureller Projekte.

4. Künstlerinnenförderung durch die Stadt Karlsruhe

Die Kulturausgabe der Stadt Karlsruhe betragen im Jahr 1993 67 Mio. DM, wovon der allergrößte Teil durch institutionelle Zuwendung an Kulturinstitutionen wie z. B. das Badische Staatstheater gebunden sind. Dem sog. Kulturfond standen knapp 1,2 Mio. DM 1993 zur Verfügung, von denen ebenfalls ein großer Teil durch bisher übliche Förderungspraxis als gebunden angesehen werden kann. Eine Aussage darüber, in welchem Umfang diese Mittel jeweils Künstlerinnen und Künstlern zugute kommen, kann bei der jet-

zigen Datenlage nicht abschließend getroffen werden.

Das städtische Kulturreferat hat mit einer systematischen Bestandsaufnahme zur Situation und Förderung von kulturschaffenden Frauen in Karlsruhe begonnen. Auf dieser Grundlage können systematische Maßnahmen und Projekte entwickelt, sowie Anregungen an Kulturinstitutionen gegeben und ggf. finanzielle Förderung mit frauenfördernden Auflagen verbunden werden.

Die Stadt Karlsruhe unterstützt mit verschiedenen Instrumentarien direkt Künstlerinnen und Künstler. Hier sind Frauen nach wie vor unterrepräsentiert, auch wenn sie in den letzten Jahren zulegen konnten.

Schwerpunkt unmittelbarer Künstlerinnen- und Künstlerförderung der Stadt ist der Bereich der Bildenden Kunst. Ein gutes Drittel der Bildenden Künstler und Künstlerinnen, die Mietbeihilfen durch die Stadt erhalten, sind inzwischen Frauen. Mehr Männer als Frauen haben sich um städtische Ateliers beworben, die z. Z. von 36 Künstlerinnen und 50 Künstlern benutzt werden. Eine eindeutig positive Entwicklung ist bei der Künstlermesse zu verzeichnen auf der 1991 erstmalig ausstellende Frauen paritätisch vertreten waren, 1992 und 1993 überwogen die Künstlerinnen. Alle zwei Jahre werden durch anonymen Juryentscheid fünf Exponate zur Ausstellung Kunst im öffentlichen Raum ausgewählt. Bei den drei Ausstellungen seit 1989 war nur jedes fünfte Exponat von einer Künstlerin.

Die städtische Galerie unterstützt Künstlerinnen und Künstler durch Förderankäufe, für die jährlich im Durchschnitt ca. 75 000,— DM ausgegeben werden. In der Vergangenheit wurden nur wenige Werke von Künstlerinnen angekauft, dies hat sich in den 80er Jahren stark verändert, so daß die Förderankäufe von Künstlerinnen in den letzten 10 Jahren zwischen 30 und 40% betragen.

Die Kunstaussstellungen in der städtischen Galerie präsentierten bei Einzelausstellungen

bisher keine Bildenden Künstlerinnen, ihre Werke fanden sich lediglich bei Sammelausstellungen wieder. Dies liegt an der Zielsetzung der Galerie; diese will programatisch Kunst im Südwesten bis 1945 und Karlsruher Akademieprofessoren präsentieren, diese waren bisher jedoch ausschließlich Männer.

Dennoch sind auch hier positive Entwicklungen zu verzeichnen: Im kommenden Jahr wird es der städtischen Galerie möglich sein, erstmalig eine reine Künstlerinnen-Ausstellung zu zeigen. Unter dem Arbeitstitel „Künstlerinnen in Südwest-Deutschland. Brüche und Kontinuitäten bedingt durch den Nationalsozialismus“ wurde das Konzept zu dieser Ausstellung von Kunsthistorikerinnen erarbeitet, die hierfür vom Land Baden-Württemberg Frauenforschungsmittel erhielten. Gerade hieran zeigt sich, daß besondere Projekte nur möglich sind, wenn hierfür Fördertöpfe geschaffen werden.

Im Sommer 1992 konnte der Karlsruher Ortsgruppe der Gedok eine eigene Galerie (Künstlerinnenforum) in der Kaiserstraße eröffnen, die ausschließlich Künstlerinnen zur Verfügung steht und von der Stadt Karlsruhe finanziell gefördert wird.

Diese positiven Entwicklungen zeigen, daß Veränderungen möglich sind, wenn hierzu der politische Wille da ist, und Ressourcen zur Verfügung gestellt werden. Hierzu bieten sich nach meiner Meinung vor allem konkrete Projekte an. Beispielhaft möchte ich hier nur zwei Ideen nennen: So wurde bereits vorgeschlagen, die Ausstellung Kunst im öffentlichen Raum in einem Jahr ausschließlich für Frauen auszuschreiben.

Da Karlsruhe historisch eine Vorreiterinnenrolle in der Ausbildung von Malerinnen einnahm, liegt es nahe, die Geschichte der Malerinnenschule bzw. die Werke der hier ausgebildeten Künstlerinnen in Form einer Ausstellung zu präsentieren.⁷⁾

Im Bereich der Literatur konnten positive Akzente gesetzt werden bei den baden-württembergischen Literaturtagen, die 1991 in Karlsruhe stattfanden. Von den hier vorgestellten Künstlerinnen und Künstlern waren hier Frauen erstmalig in der Mehrheit. Darüber hinaus wurde ein besonderer Akzent gesetzt durch die Uraufführung des Dramas „Hildgund“ von Karoline von Günderode. Seit 1968 ist die Stadt am Hermann-Hesse-Preis beteiligt, der im 3jährigen Rhythmus



Schild am Fichte-Gymnasium

vergeben wird. Von den seit 1968 vergebenen acht Preisen ging nur einer an eine Frau. Natascha Wodin wurde mit einem Preis für ihr Werk „Die gläserne Stadt“ ausgezeichnet. Von den in diesem Zeitraum vergebenen fünf Förderpreisen erhielt Eva Schmidt für ihr Werk „Ein Vergleich mit dem Leben“ als einzige Frau eine Auszeichnung. Seit 1986 vergibt die Initiative Schreibende Frauen den Marlene-Haushofer-Preis für Schriftstellerinnen. Darüber hinaus unterstützt die Stadt finanziell die Künstlerinnen-Verbände GE-DOK und die Initiative Schreibende Frauen. Zum Schluß möchte ich noch auf den Bereich der neuen Medien hinweisen, auch wenn die Stadt Karlsruhe hier nicht direkt Künstlerinnen fördert. In diesem noch jungen Kunstbereich scheinen die Frauen bislang eine relativ wichtige Rolle zu spielen. Hierfür spricht, daß der vom ZKM vergebene Videokunstpreis 1992 jeweils drei Männern und drei Frauen zuerkannt wurde. 1993 waren $\frac{1}{3}$ der Ausgezeichneten Frauen (3 Frauen 6 Männer). In der Multimediale 3 waren zwar weniger Frauen als Männer beteiligt, dennoch waren sie stärker als in anderen Ausstellungen vertreten.⁸⁾

5. Karlsruher Projekte setzten Zeichen

In den vergangenen Jahren wurden von engagierten Frauen und von der Stadtverwaltung selbst beispielhafte Projekte entwickelt, die darauf abzielten, die kulturelle Repräsentanz von Frauen zu fördern, erkannte Defizite aufzuarbeiten und neue Ansätze zu entwickeln.

So stellte der Karlsruher Gemeinderat 1991 erstmalig Mittel für die Durchführung eines Frauenkulturfestivals Frauenperspektiven zur Verfügung. Dieses Festival wurde von Künstlerinnen und kulturell aktiven Frauen in Karlsruhe geplant und veranstaltet und von der Stadt koordiniert und größtenteils finanziert. In über 60 Veranstaltungen, die auf eine gute Resonanz stießen, wurde die Vielfalt der

Frauenkultur in Karlsruhe öffentlichkeitswirksam vorgestellt und zugleich eine öffentliche Diskussion über Frauenperspektiven in der kommunalen Kulturpolitik eröffnet. Zahlreiche Kultureinrichtungen in der Stadt beteiligten sich mit eigenen Programmbeiträgen am Festival. Die große Resonanz hat die Stadt bestärkt, 1993 zum zweiten Mal Frauenperspektiven zu ermöglichen. Im Unterschied zum ersten Festival, das bewußt die Vielfalt und Bandbreite von Frauenkultur dokumentieren wollte, wählte die Vorbereitungsgruppe des Festivals 1993 das Thema „Erfinderinnen — Entdeckerinnen und Rebellinnen“. Mit dieser Themenstellung sollte der Blick gezielt auf Ideale, Lebenswelten und Potentiale berühmter und weniger berühmter Frauen gerichtet werden, die in den unterschiedlichsten Bereichen Grenzen überschritten und Neuland eroberten und erobern. Damit sollten verschüttete Traditionen freigelegt und die starken und offensiven Frauen ans Licht geholt werden. Mit Transparenten, die während der gesamten Zeit des Festivals in der Innenstadt zu sehen waren, konnte ein besonderes öffentliches Zeichen gesetzt werden, das zu vielfältigen Diskussionen Anlaß gab. Z. Z. bereitet eine Vorbereitungsgruppe Frauenperspektiven 1995 mit dem Arbeitstitel „Frauen Macht Körper“ vor. Eine endgültige Entscheidung über die zur Verfügung stehenden Mittel für 1995 konnte bisher aufgrund der Haushaltszyklen noch nicht getroffen werden.

Zu den zeichensetzenden Projekten zählten aber auch Projekte einzelner Veranstalterinnen wie der Volkshochschule, die seit einiger Zeit einen besonderen Schwerpunkt auf ein eigenes Frauenprogramm gelegt hat. 1990 wählte die Volkshochschule das Schwerpunktthema „Malende Frauen, schreibende Frauen“ und stellte noch lebende Künstlerinnen in Vorträgen, Lesungen und einer Ausstellung, zu der ein Katalog erarbeitet wurde, vor⁹⁾. Im Rahmen von Frauenperspektiven 1991 führte die Volkshochschule eine eigene



Frauenperspektiven 1993

Veranstaltungsreihe „Ich möchte mir Flügel wünschen — Schriftstellerinnen und Komponistinnen in der Romantik“ durch. Im Mittelpunkt standen Künstlerinnen des ausgehenden 18. und 19. Jahrhunderts, die mit ihren literarischen und musikalischen Werken präsentiert wurden. Eröffnet wurde die Veranstaltungsreihe mit Werken von Fanny Hensel-Mendelssohn, Clara Wieck-Schumann, Luise Adolpha Le Beau mit einem Einführungswochenende. Sie endete mit der Aufführung des „Oratorium nach Bildern der Bibel“ von Fanny Hensel-Mendelssohn. Zur Veranstaltung selber veröffentlichte die Volkshochschule ein Buch¹⁰⁾ in dem die sechs Künstlerinnen, ihre Arbeitsbedingungen und Arbeit ausführlich vorgestellt wurde.

Der Stadtjugendausschuß Karlsruhe e. V. konnte mit Unterstützung des Kulturreferats und des Zentrums für Kunst- und Medientechnologie eine professionelle Filmemacherin engagieren, die gemeinsam mit über 60 Mädchen aus Jugendhäusern den Film „Von Engeln und Zicken“ drehte. Hier stellen Mädchen sich selbst, ihren Alltag und ihre Themen vor. Die Filmpremiere fand im Rahmen von Frauenperspektiven 1991 statt.¹¹⁾

1986 bis 1990 fanden alljährlich Karlsruher Frauenkulturtage statt, die seit 1987 von Lautstark, dem Verein für Frauenkultur und feministische Bildung, veranstaltet wurden und in den letzten Jahren städtische Zuschüsse erhielten.

Neben der Unterstützung von Frauenkulturprojekten legte die Stadt Karlsruhe einen besonderen Schwerpunkt auf die Aufarbeitung und Vermittlung der Geschichte Karlsruher Frauen. Bundesweit Aufmerksamkeit erhielt die Forschungsarbeit des Karlsruher Stadtarchivs Karlsruher Frauen 1715—1945¹²⁾, die Grundlage für eine Ausstellung im Prinz-Max-Palais war. Der Auftrag zur Erforschung der Geschichte der Karlsruher Frauen wurde vom Gemeinderat erteilt, nachdem Stadträtinnen aller Fraktionen hierzu einen gemeinsamen Antrag gestellt hatten. Die Forschungsarbeiten fanden Unterstützung auch durch Frauenverbände der Stadt, die gemeinsam mit der Frauenbeauftragten parallel zur Ausstellung ein Rahmenprogramm vorbereiteten und durchführten. Dieses ergänzte die Ausstellung um kulturelle Beiträge, griffen frauenpolitische Themen aus der Geschichte auf und aktualisierte sie für heute. So stieß

beispielsweise die Veranstaltung „Partei oder Geschlecht, was bestimmt die Politik für Frauen“, mit „Altpolitikerinnen“ auf große öffentliche Beteiligung.

Ergebnisse des Forschungsprojektes ermöglichen die Ausarbeitung eines historischen Stadtrundgangs auf den Spuren der Geschichte Karlsruher Frauen, der zwischenzeitlich schon mehrfach wiederholt und in einer Broschüre der Frauenbeauftragten veröffentlicht werden wird.

1993 konnte Karlsruhe das 100jährige Jubiläum des ersten deutschen Mädchengymnasiums feiern. Die Stadt veröffentlichte zu diesem Jubiläum eine gemeinsam mit den Schulen erarbeitete Festschrift¹³⁾ und gestaltete einen eindrucksvollen Festakt. Die Schulen entwickelten darüber hinaus eigene Aktivitäten, führten Veranstaltungen durch, und das Fichte-Gymnasium gab eine eigene Festschrift heraus.¹⁴⁾

Mit den oben skizzierten Projekten, die im Rahmen dieses Artikels nicht im einzelnen ausführlich vorgestellt werden können, wurde die (fast vergessene) Geschichte von Frauen und Künstlerinnen einer Öffentlichkeit vorgestellt und konnten zusätzliche Ressourcen für die Arbeit kulturschaffender Frauen bereitgestellt werden. Solche besonderen Projekte sind notwendig, weil erkannte Defizite nicht im Alltagsbetrieb (nebenbei) aufzuarbeiten sind, sondern hierzu zusätzliche Ressourcen benötigt werden. Sie zeigten eindrucksvoll, daß die Förderung kultureller Projekte von Frauen Innovation bedeutet. Diese Förderung wird so lange notwendig sein, wie gesamtgesellschaftlich keine Gleichberechtigung hergestellt ist und solange im Kulturbetrieb männliches Kulturschaffen noch hinter die von Frauen gesetzte Standards zurückfallen kann.

6. Ausblick

Nicht nur die Stadtverwaltung Karlsruhe konnte mit der Unterstützung von Künstlerinnen

und frauenkulturellen Projekten in den letzten Jahren neue Akzente setzen. Karlsruher Kulturinstitutionen, wie beispielsweise die Theater und das Badische Landesmuseum, aber auch einige Arbeitgeber boten in den letzten Jahren verstärkt Künstlerinnen ein Forum, griffen Themen in der Frauenbewegung auf und widmeten sich der Geschichte von Frauen und insbesondere der Frauenarbeit.¹⁵⁾ Für die Zukunft bietet sich hier über eine Intensivierung der Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Kulturinstitutionen, kulturschaffenden Frauen und Frauenorganisationen neue Möglichkeiten, die vorhandenen Potentiale zu nutzen und das Begonnene weiter zu entwickeln. Auf der Grundlage einer systematischen Bestandsaufnahme durch das Kulturreferat kann darüber hinaus ein Gesamtkonzept für die Frauenförderung im Kulturbereich erarbeitet und umgesetzt werden.

Der Rückblick auf das bisher Erreichte macht Mut. Lassen wir uns von Hedwig Dohm anstecken, die bereits 1911 an die Frauen appellierte: „Glaube nicht, es muß so sein, weil es so ist und immer so war. Unmöglichkeiten sind Ausflüchte steriler Gehirne. Schaffe Möglichkeiten.“

Anmerkungen

¹⁾ Gisela Breitling, Ästhetik als männliche Ansicht, in: Der ganz normale Mann, Hamburg, 192, Seite 205

²⁾ Trotz einiger Fortschritte zu Gunsten von Frauen vor allem in den letzten 25 Jahren sind Frauen nach wie vor in allen Machtpositionen unserer Gesellschaft nur als kleine Minderheit zu finden. Siehe hierzu „Frauen in der Bundesrepublik Deutschland“, Hrsg. Bundesministerium für Frauen und Jugend, 1992

³⁾ Siehe Beitrag der Kunsthistorikerin Uta C. Schmidt auf der Podiumsdiskussion in Karlsruhe, Frauenperspektiven in der Karlsruher Kulturpolitik. Ein Anfang ist gemacht, 1991

⁴⁾ Aktuell, Bildung Wissenschaft 3/92, Künstlerinnen, Filmemacherinnen, Designerinnen, Herausgegeben vom Bundesministerium für Bildung

und Wissenschaft

⁵⁾ So waren bei den Einzelausstellungen der ca. 80 Kunstvereine in der Bundesrepublik im Zeitraum 1986–1988 nur 131 Künstlerinnen vertreten — dies entspricht einem Anteil von 16,6%. Im Lexikon der Gegenwartskunst liegt der Anteil der vorgestellten Künstlerinnen durchschnittlich bei 9,6%. Und schließlich waren nur 3,8% Frauen (3 von 80) unter denen, die in den Jahren 1949–1990 mit einem der zehn internationalen Kunstpreise bedacht wurden, die im Bereich Bildender Kunst in der Bundesrepublik vergeben wurden. Quelle: Aktuell, Bildung, Wissenschaft 3/92, Künstlerinnen, Filmemacherinnen, Designerinnen, Herausgegeben vom Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft

⁶⁾ Aktuell, Bildung, Wissenschaft 3/92, Künstlerinnen, Filmemacherinnen, Designerinnen, Herausgegeben vom Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft, Seite 52

⁷⁾ In Karlsruhe wurde 1885 unter dem Protektorat von Großherzogin Luise die Malerinnenschule als private Institution gegründet, an der auch Akademielehrer unterrichteten. Frauen erhielten hier eine qualifizierte Ausbildung, bevor sie sich 1919 die Zulassung an der Landeskunstschule (Akademie erkämpft hatten. Siehe Beitrag von Gerlinde Brandenburger-Eisele, Malerinnen in Karlsruhe, 1715–1918 im Buch „Karlsruher Frauen 1715–1945. Eine Stadtgeschichte“ Band 15 der Reihe „Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs“, Badenia Verlag, Karlsruhe

⁸⁾ Bei der Ausstellung „Bewegte Bilder, elektronische Kunst“ präsentierten vier Künstlerinnen und acht Künstler ihre Installationen; bei „Neufundland“ finden wir zwei Künstlerinnen und sieben Künstler. Der Katalog stellt die Biographien der beteiligten Künstler und Wissenschaftler vor: Hier werden 15 Frauen und 58 Männer genannt.

⁹⁾ „Malende Frauen, Schreibende Frauen“, Künstlerinnen in unserer Gesellschaft, Katalog zur Ausstellung, Hrsg. Volkshochschule Karlsruhe, Info-Verlag Karlsruhe, 1990

¹⁰⁾ „Ich möchte mir Flügel wünschen“, Schriftstellerinnen und Komponistinnen in der Romantik, eine Veranstaltungsreihe der Volkshochschule Karlsruhe, Engelhardt & Bauer Verlag, Karlsruhe, 1991

¹¹⁾ Der Film ist auszuleihen beim Stadtjugendausschuß Karlsruhe e. V., Moltkestr. 2 a, Telefon-Nummer 1 33-56 13

¹²⁾ „Karlsruher Frauen 1715–1945. Eine Stadtgeschichte“ Band 15 der Reihe „Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs“, Badenia Verlag, Karlsruhe

¹³⁾ Festschrift „100 Jahre Mädchengymnasium in Deutschland“, G. Braun Buchverlag, Karlsruhe, 1993

¹⁴⁾ Jubiläumsbrief, 100 Jahre Mädchengymnasium in Deutschland, Fichte-Gymnasium Karlsruhe, 1993

¹⁵⁾ So führte das Badische Landesmuseum 1993 eine Einzelausstellung der Malerin Christine Kubisch durch, nach dem es 1991 in der Ausstellung „Keramik und Textile Werke“ von Erika Fasse und Emmy Schoch präsentierte. 1993 zeigte das Badische Landesmuseum die Ausstellung „Zwischen Schule und Fabrik. Textile Frauenarbeit in Baden“, zu der auch ein Katalog erschien. Weitere Ausstellungen werden sich anschließen, so 1995 eine Ausstellung über die Geschichte des Zisterziensnerinnen-Klosters Lichtenthal und 1994 eine Ausstellung über Hexen im Deutschen Südwesten. Telekom legt einen Schwerpunkt auf die Geschichte der Frauenarbeit im Rahmen der Ausstellung „Telekommunikation im Wandel der Zeit“ und ergänzte die Ausstellung durch ein kleines Rahmenprogramm mit einem historischen Vortrag zur Entwicklung der Frauenarbeit in Karlsruhe. Das Jakobustheater, das Sandkorntheater und auch das Badische Staatstheater griffen mit verschiedenen Produktionen das Thema „sexuelle Gewalt gegen Mädchen“ auf. Insbesondere das Tollhaus legt bewußt einen besonderen Schwerpunkt auf die Präsentation von Künstlerinnen und frauenkulturellen Veranstaltungen.

DEUTSCHER HEIMATBUND

Bundesverband für Natur- und Umweltschutz, Brauchtums- und Denkmalpflege
Adenauerallee 68 · 53113 Bonn · Tel. 02 28/22 40 91-93 · Fax 02 28/21 55 03

Umwelt
Landschaft
Denkmal

dh

Info-Dienst

Z 10584 E

Sonderausgabe Dezember 1993

ISSN 0939 - 6063

HEIMATZEITSCHRIFTEN IN DEUTSCHLAND

Eine Bibliographie



Der Deutsche Heimatbund hat im Dezember 1993 ein „Verzeichnis der Heimatzeitschriften in der Bundesrepublik“ herausgebracht. Wir freuen uns, daß im Titelbild der Bibliographie ein Heft der „Badischen Heimat“ abgebildet ist.

Zwei nahe Verwandte:

Die berühmte Pall Mall in London und die Palmaiensstraße in Karlsruhe- Durlach



Ludwig Vögely, Karlsruhe

Am 19. November 1968, also vor 25 Jahren, starb in Karlsruhe Prof. Dr. Otto August Müller. Mit ihm verlor damals die Ortsgruppe Karlsruhe des Landesvereins Badische Heimat einen aktiven und kreativen Mitstreiter, die Volkskunde einen ausgezeichneten Vertreter ihres Faches. O. A. Müller wurde am 17. Juni 1898 in der alten Markgrafenstadt Durlach geboren, und er blieb sein Leben lang ein begeisterter Durlacher. Nach dem 1. Weltkrieg studierte er Deutsch, Französisch und Latein. Müller lehrte dann, inzwischen promoviert, zwölf Jahre am Gymnasium Bühl und sechs Jahre bis 1940 in Offenburg. Im 2. Weltkrieg wirkte er in Straßburg und kam 1946 an das Kant-Gymnasium in Karlsruhe, an dem er bis zu seiner Pensionierung blieb. (Über Leben und Werk von O. A. Müller siehe L. Vögely „Ein Gedenkblatt für O. A. Müller“ in Ekkhart 1970 S. 178—180) Prof. Müller war ein Lehrer, der ein sehr gutes Verhältnis zu seinen Schülern hatte. Er konnte sie für seine volkskundlichen Arbeiten interessieren, und sein Übernahme „Bildstöckles-Müller“ war für ihn ein Ehrenname. Mit ihm war auch eines seiner Hauptforschungsgebiete angesprochen, die Bildstöcke im Land. Er hat viel darüber publiziert, auch in der Badischen Heimat, aber sein Hauptwerk, eine umfangreiche Untersuchung der Bildstöcke in Baden, wurde im 2. Weltkrieg als Manuskript vernichtet, ein unersetzbarer Verlust.

Die Flurnamen waren ein weiteres Forschungsgebiet Müllers. Bei diesen Arbeiten stieß er auf die Palmaiensstraße in Durlach. Die Erforschung dieses Straßennamens beschäftigte ihn viele Jahre, ohne dabei zu einem schriftlichen Endergebnis zu kommen. Als er starb, hinterließ er eine ganze Anzahl großer Briefumschläge, angefüllt mit undatierten und unnummerierten, oft leicht hingeschriebenen Notizen und Zetteln, die dem Schreiber dieser Zeilen zufielen. Trotz größter Bemühungen war keine Ordnung in diese Hinterlassenschaft zu bringen. Wenn nicht schließlich doch noch eine unvollständige, konzeptartige Bearbeitung der Palmaiensstraße aufgetaucht wäre, hätte niemand etwas darüber erfahren. Die Bearbeitung Müllers zeigt den großen Rahmen, in den er seine Nachforschungen gestellt hat. In seinem Sinne und zu seinem Andenken soll nun die Skizze ergänzt und aufbereitet hier veröffentlicht werden.

Flurnamen sind für manche Lebensbereiche und Forschungsgebiete von großer Bedeutung. Bei der Auswertung solcher Namen ergeben sich aber sehr oft Schwierigkeiten. Heute ausgeformte Flurnamen gehen verschiedentlich bis ins Mittelalter zurück. Bei der Weiterentwicklung machen dann diese Namen des öfteren Umwandlungen durch, so daß die Ausgangsform kaum mehr zu erkennen ist und sog. „Flurnamenrätsel“ (Müller) entstehen. Manchmal werden diese Namen,

es gehören auch Benennungen von Wegen, Straßen, Plätzen usw. dazu, nicht mehr verstanden, weil der „Inhalt“ des Namens nicht mehr bekannt ist.

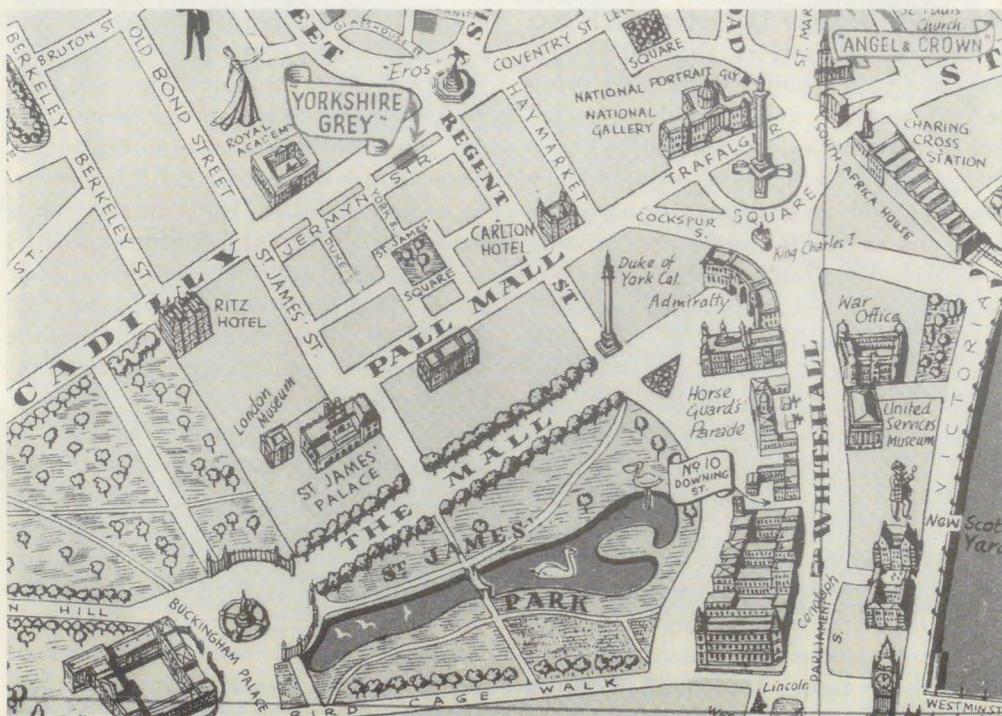
In diese Namensgruppe gehört die Palmaiensstraße in Durlach. Bei diesem Namen handelt es sich nicht um ein Brauchtum, was naheliegender wäre. Es geht hier also nicht um den weitverbreiteten Maien (Brautmaien, Erntemaien. . .) und auch nicht um den Palmen, der am Palmsonntag zur Kirche getragen wird. Es handelt sich um ein Ballspiel, das vom 15. bis zum 17. Jahrhundert, auch noch zuweilen im 18. Jahrhundert gespielt wurde und unter verschiedenen Namen verbreitet war. Eine überraschende Feststellung.

Leider ist wenig Literatur über dieses Ballspiel vorhanden. Zwei Veröffentlichungen, die in

der Bad. Landesbibliothek vorhanden sind, sind für diese Ausführungen wichtig, und auf sie muß immer wieder zurückgegriffen werden:

1. Siegfried Mendner: Das Ballspiel im Leben der Völker. München 1956, besonders S. 72,
2. Carl Diem: Weltgeschichte des Sports und der Leibesübungen. Stuttgart 1960, S. 447, 448, 455, 456 ff.

Nach Diem gab es zwei Arten des Ballspieles, ein Hin- und Herspiel und ein Treibballspiel, beide wieder in verschiedenen Formen. Für das Hin- und Herspiel über das Netz zwischen zwei Parteien wurde entweder ein großer Hohlball, der mit der geschlossenen Faust oder mit dem manchmal mit einer Holzmannschette geschützten Arm geschlagen wurde, oder ein kleiner Vollball benützt, der mit der flachen Hand oder mit einem Schläger getrie-



Die Pall Mall in London, Ausschnitt aus einem alten Londoner Stadtplan

ben wurde. Der Schläger wurde offenbar zu Beginn des 16. Jahrhunderts eingeführt. In dieser Spielart erkennt man die Vorformen des Faustballs, Volleyballes und des Tennis-spieles. Sie scheiden bei der Betrachtung des Mailspieles aus.

Das Mailspiel ist eine uralte römische Erfindung (il quiuoco de Palamaglia). Diem unterscheidet übrigens mit dem 16. Jahrhundert auch im Namen zwei Grundformen: „Mail“ und „Paille Maille“: Mail bedeutete auch ganz allgemein Allee, Spazierweg, Straße, eine Deutung, die nicht mit dem Spiel in Zusammenhang zu stehen braucht. Mendner ergänzt (S. 72): „Dieser alte Sport erhielt nach der Verwendung eines langstieligen Holzschlägers (maleus = Hammer) seinen Namen.“ Er fragt weiter, ob dieses Spiel — wie die Überlieferung hartnäckig behauptete — gallischen Ursprungs sei. Mendner sagt, daß Spiel und Gerät an abergläubische Vorstellungen gebunden seien. „So benützte man nur Bälle aus ausgesuchtem Wurzelholz (Buchsbaumkugeln). Sie wurden außerdem unter geheimnisvollem Ritual hergestellt“. Beweisen kann er dies nicht. Der Buchsbaum spielt zwar im Brauchtum eine Rolle, aber im Falle der Herstellung der Kugeln können sehr wohl die technischen Forderungen zur Wahl gerade dieses Wurzelholzes geführt haben, denn durch seine Härte und Dichte wird und wurde das gelbliche Holz des Buchsbaums von Schnitzern, Drechslern und Einlegern sehr geschätzt.

Vom 15. bis 17. Jahrhundert war das Spiel über ganz Europa verbreitet und war auch an deutschen Fürstenhöfen eingeführt. In Italien hieß es ab dem 16. Jahrhundert Palamaglio. Der Name änderte sich in diesem Jahrhundert mehrmals, z. B. in Paille-maille oder Pele-mele und tauchte in Deutschland als Palemey auf. Es war in Italien weit verbreitet, vor allem in Florenz und fand dort sogar Aufnahme in das karnevalistische Hofprogramm. (Mendner S. 72) Diem fügt dem hinzu, daß das Mailspiel in Italien nicht nur als

reines Spiel zu verstehen gewesen sei und zieht zum Beweis den Humanisten Antonio Scaino (1524—1612) heran, der aus Salo am Gardasee stammte und Geistlicher und Dr.theol. war. Scaino war der Verfasser des Ballspielbuches „Trattado del quiuoca della palla“ (Venedig 1555) und gibt darin einen Überblick über die Ballspiele seiner Zeit. Nach Scaino gehörte das Mailspiel zum systematischen Training der Körperertüchtigung neben Fechten, Reiten, Sprünge am Pferd, Baumstammwerfen usw. Es war, wenn man so will, ein Ergänzungssport, eine Kompletierung des sportlichen Angebotes.

Auch in Frankreich war das Mailspiel beliebt und verbreitet. Der französische Dichter und Historiker Jean Froissart (1337—1410), der selbst ein eifriger Ballspieler war, berichtet schon aus jener frühen Zeit, daß das Ballspiel die Hauptrolle im Sportleben des Mittelalters gespielt hat. Er erwähnt, daß ein Treibballspiel aufgekommen sei, das mail, von lat. maleus = Hämmerchen. Alle größeren Städte in Frankreich hatten ihre öffentlichen Sportplätze, wie in Paris die Champs Elysees, die vom Mittelalter bis 1853 für das Ballspiel verwendet wurden. Ein solches Spielfeld hatte die beträchtliche Länge von 80 bis 120 Meter. „Besonders in Montpellier soll sich das Mailspiel lange in der ursprünglichen Form erhalten haben“, wo es von jeher bodenständig war und spezielle Pflege gefunden hatte. (Mendner) Nicht gesichert ist auch Mendners Behauptung, daß sich aus der Grundform Krocket entwickelt habe. Immerhin halten noch manche Mailstraßen (aven de mail) die Erinnerungen an das Mailspiel wach.

Hier ist es nun angebracht, endlich etwas näher auf das Spiel einzugehen. In Frankreich ist eine kurze Übersicht über das Spiel erhalten geblieben, die aber alle wesentlichen Punkte berücksichtigt. Über das Spiel heißt es: „Spiel mit Kugeln, das bis zum vorigen Jahrhundert (Anm. wohl der Übergang vom 17. zum 18. Jhd.) in Frankreich so beliebt war, daß fast jede ansehnliche Stadt eine



Palmaienstr., Straßenschild in Durlach Foto: Jörg Vögely

besondere Bahn dazu hatte. Letztere mußte 400—500 Schritte lang, möglichst eben und mit feinem Sand bedeckt sein. An den Seiten war sie meistens mit Bäumen eingefast, und an jedem Ende stand ein torähnlicher, eisener Bogen, durch den die Kugeln aus Buchsbaumholz getrieben werden mußten. Zum Schlagen derselben bediente man sich des Mail, eines hölzernen Hammers mit langem Stiel, dessen zylindrischer Kopf mit Eisen beschlagen war. Da die Bahn, auf der man das Mail spielte, ebenfalls Mail hieß, findet man noch jetzt in vielen französischen Städten Promenaden, die diesen Namen führten, obgleich das Spiel selbst gegenwärtig nur noch wenig üblich ist.“ Das ist ein recht anschaulicher Bericht. Leider sind aber keine Spielregeln auf uns gekommen, sodaß wir nicht sagen können, wie viele Spieler für das Mailspiel nötig waren, oder wie viele Schläge erlaubt waren, bevor die Kugel glücklich unter einem Reifen durchlief. Mail bedeutet, wie oben schon mehrfach erwähnt, Hammer zum Mailspiel. Das Wort bezeichnet auch das Spiel als solches und die Bahn, die man zum Spiel braucht, im weiteren Sinne auch öffentlicher Spaziergang oder Allee, durch welche die Bahn mit Umrahmung führt. O. A. Müller hat zur Namensklärung die maßgebliche Literatur ausgewertet, z. B. Sachs-Vilatte, Enzyklopädisches Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache, Ausgabe 1908, S. 266; Littré Dictionnaire de la langue française, 1957, tom 3, p. 3638; Langenscheidt

Taschenwörterbuch der französischen und deutschen Sprache, 1. Teil, Neubearbeitung 1956 bzw. 1959.

Kommen wir nun endlich nach England. Dort hieß das Spiel pall-mall und wurde ebenfalls schon vor einigen Jahrhunderten gespielt. Die heutige Generation der Londoner aber weiß meist nicht mehr, daß eine so enge Beziehung zwischen dem alten pall-mall und der berühmten Londoner Straße Pall Mall besteht. Diese Straße mit ihren vielen Banken und Klubhäusern entstand auf dem Gelände, auf dem früher pall-mall gespielt wurde. Über die Geschichte des Mallspieles in London gibt die Schrift von Henry B. Wheatley „Round about Picadilly and Pall-Mall“ (London 1870) nähere Auskunft. Durch hilfreiche Vermittlung in London kam diese aufschlußreiche Skizze in die Hände von O. A. Müller. In seiner gekürzten Übersetzung ist u. a. zu lesen: „Der Stuart Karl (König Karl II.) veranlaßte, daß einige Eicheln von der Boscobel-Eiche im Garten von St. James’s gelegt wurden und pflgte sie selbst zu gießen; er pflanzte so Reihen von Bäumen und setzte für sich eine von den Alleen, die für den Zweck des Pall-Mall-Spieles gestaltet war, in welchem er geschickt war. Der alte Pall-Mall-Platz in St. James’s Fields war baufällig geworden, und man war im Begriff, ihn niederzureißen, damit der St. James’s Square angelegt werden könne, und darum war ein anderer Platz nötig.“ (S. 268, Z. 9—16) Weiter bemerkte Wheatley: „Pall-mall war ein volkstümliches Spiel in dem 16. und 17. Jahrhundert, und (nur) wenige große Städte waren ohne einen Mallplatz oder hergerichteten Boden, wo es gespielt werden konnte; aber es ist jetzt so lang außer Gebrauch gewesen, daß kein befriedigender Bericht über das Spiel kann gefunden werden.“ (S. 268, Z. 17—35) Das Spiel wurde also wahrscheinlich von Schottland aus in England eingeführt anl. der Besteigung des englischen Thrones durch Jakob I., denn der König nennt es unter anderen Übungen als angemessen für seinen Sohn

Heinrich. Er hat diesen Sohn besonders sorgfältig, auch sportlich, erzogen. Seine Überlegungen dazu legte er in der Schrift „Basilikon-doron“ nieder, die großen Einfluß gewann, besonders auf die Pädagogik. (Diem S. 514) Der König schrieb: „Die Übungen, von denen ich haben möchte, daß du sie ausübst (. . .) sind Laufen, Springen, Ringen, Fechten, Tanzen, Caitsch (Catch?) der Tennis, Pall maille und dergleichen andere und lustige Feldspiele, aber keine rohen Spiele wie Fußball.“

1588 wunderte sich Sir R. Dalhington noch in seiner „Methode of Travel“, daß dieser Sport in England noch nicht eingeführt war. „Unter all den Spielen (Übungen) Frankreichs ziehe ich keines eher vor als das palle maille, sowohl weil es ein vornehm Spiel ist, nicht ungestüm, und weil es gute Gelegenheit und Veranlassung zum Gespräch gibt, während sie von einer Marke zur anderen gehen. Ich wundere mich, daß unter manchem läppischeren und törichten Spielzeug, welches wir aus Frankreich herausgebracht haben, wir dieses Spiel (diesen Sport) nicht ebenfalls nach England gebracht haben.“ (S. 269) Auf der gleichen Seite werden Spielbahn und Spiel eingehend beschrieben und die hier bisher gemachten Angaben dadurch ergänzt: „Eine lange Allee wurde für das Spiel dadurch hergerichtet, daß sie glatt gemacht wurde, und dann umgeben mit einer niedrigen, hölzernen Einfassung, welche so bezeichnet (beschaffen) war, daß die Lage der Kugeln zu sehen war. Jeder Spieler hatte einen Schlegel, der zwischen drei und vier Fuß lang war, und einen runden Ball aus Buchsbaumholz zwischen zwei-drei Zoll im Durchmesser, und sein Ziel war, seinen Ball durch einen etwa zwei Fuß hohen und zwei Zoll breiten Reifen zu treiben, was The Pass genannt wurde. Von ihnen (den Reifen) waren zwei da, einer an jedem Ende der Mallbahn. Kraft und Geschicklichkeit waren beide notwendig für den Spieler, der den Ball längs des Bodens mit großer Eile mußte rutschen lassen und noch

sorgsam sein mußte, daß er ihn nicht in einer solchen Weise schlug, daß er ihn vom Boden hob.“

Die Mallbahn in St. James's Park war beinahe eine halbe Meile lang und wurde mit der größten Sorgfalt in Ordnung gehalten. Müller zitiert einen Mann namens Pepys, über den nichts Näheres in Erfahrung gebracht werden konnte. Dieser berichtet, wie er ging, um mit dem Aufseher der Mallbahn zu sprechen und dabei die Art lernte, die Erde für den Boden zu mischen, über welchen gepuderte Konradhülsen (?) gestreut wurden. Dies erforderte eine derart beständige Aufmerksamkeit, daß eine eigene Person damit beschäftigt war, welche Konradestreuer genannt wurde. Bei trockenem Wetter war die Erdoberfläche so geschickt zu Staub zu ver-



Blick in die Palmienstraße in Durlach Foto: Jörg Vögely

wandeln, um folglich den Flug des Balles zu verhindern. Am Ende des Mallplatzes war eine Galerie für die Zuschauer errichtet, damit sie sitzen und das Spiel verfolgen konnten. Dies alles machte die Londoner Mall zur schönsten in Europa. Der Platz auf dem Pall-Mall gespielt wurde, und von dem die Straße ihren Namen hat, wurde um das Jahr 1630 gestaltet. Lange Zeit später ließ das Interesse an der Pall-Mall nach. „Obgleich das Spiel dann nicht länger gespielt wurde, blieb z. B. die Holzeinfassung rund um die Mall für viele Jahre an ihrem Platz, bis sie beim Beginn der Regierung Georgs III. (1738—1820) weggeräumt wurde.“ (Weatley S. 270 u. 318) In jenen Jahrzehnten fand auch der große Raum um den Buckingham Palast seine Gestaltung. Die jetzige Pall Mall, St. James's Square und andere Straßen wurden ausgebaut. Alle Alleen vom Spring Garden zum Buckingham Palast wurden jetzt ohne Unterschied Mall genannt. Mit Recht sagte Weatley: „Pall Mall ist zur Zeit (1870) die schönste Straße in London.“

In Durlach hatte das Spiel verschiedene Namen, z. B. Palmeijen, Pallameissle, Maislle, Mail usw. Es ist als sicher anzunehmen, daß das Mailspiel aus Frankreich zu uns kam, die französische Namensform „le mail“ ist in den deutschen Belegen zu finden. Es ist ja auch eine historische Tatsache, daß die deutschen Staaten in manchen Jahrhunderten durch Frankreich politisch und kulturell stark beeinflußt wurden. Die Markgrafschaft war schon durch ihre geographische Lage mehr als andere Territorien diesen Einflüssen ausgesetzt. Sie war ein Kleinstaat, aber viele Herrscher solcher Staaten waren besonders lebhaft Anhänger französischer Sitten und Gebräuchen. Unter welchem der Markgrafen das Mailspiel in Durlach eingeführt wurde, konnte nicht festgestellt werden. Die Quellenlage ist schlecht, und man muß schon Karl Gustav Fecht mit seiner „Geschichte der Stadt Durlach, 1869“ (Sonderdruck 1969 der Verei-

nigung ehemaliger Schüler des Markgrafen-gymnasiums Karlsruhe-Durlach) heranziehen, um wenigstens etwas fündig zu werden, wobei zu bedenken ist, daß Fecht sein Werk zu einer Zeit schrieb, wo das Mailspiel längst nicht mehr praktiziert wurde. Auf S. 67 heißt es: „Vor dem Baselthore links von der Weiherwiese an um den Schloßgarten herum zog sich die sog. Baille maille, jetzt Pallmeien genannt“. Und die dazugehörige Fußnote 552 besagt: „Mail, Mailbahn hieß im Mittelalter eine meist mit Brettern beschlagene Bahn, auf der alle Spiele, Ball-, Kegel-, Wurfspiele usw. vorgenommen wurden. Die Straße nannte man pall-mall, woraus unser Pallmeien geworden ist.“ Mehr sagt auch Fecht nicht aus, und auf den alten Durlacher Stadtplänen, die das Stadtarchiv Karlsruhe aufbewahrt, ist eine Palmaienstraße nicht zu finden.

Fecht aber gibt auf S. 667 noch eine andere wichtige Auskunft, die mit den Ballspielen in unmittelbarem Zusammenhang steht. Er schreibt: „Doch ging die Hauptverkehrsstraße von Rastatt bis Durlach noch 1750 über Mühlburg und Gottesau; in diesem Jahre erst wurde die Strecke von dem Blumenthor bis zum Ballhaus aufgefüllt, dann die Verbesserung der Straße von dem sog. scharfen Eck (östliches Schloßgarteneck) an dem Schloßgarten und Brunnenhaus vorüber bis zum Horbenloch jenseits Wolfartsweiher fortgeführt.“ 1762 wurde eine Brücke über die Dürrbach gebaut, „die am Schießhaus erweitert, die Mauer von dem Ballhaus bis an das Zehnthäuschen.“ Und auf S. 677 erwähnt Fecht noch einmal das Ballhaus „mit dem Ballmeister.“

Das sind nicht nur lokalhistorisch wichtige Angaben, sie erweitern auch unsere Kenntnisse über das „sportliche Leben“ in Durlach. Ballspiele wurden, wie wir gesehen haben, in großer Vielfalt seit dem Mittelalter in allen Ländern Europas gespielt. Könige, der hohe Adel, der Adel ganz allgemein, haben sich eingehend damit abgegeben. Unter den höch-

sten Herrschaften gab es hervorragende Ballspieler. Es ist klar, daß man die Ballspiele auch ausüben wollte, ohne von der Witterung abhängig zu sein. Daraus entstanden die Ballhäuser nach französischem Vorbild in allen Residenzen und größeren Städten Europas. So stand für die großen italienischen Hallen das Ballhaus am Louvre in Paris Modell. Es ist auch klar, daß das Volk im Freien zu spielen hatte. Mendner erzählt (S. 73), daß ein englischer Reisender des Jahres 1598 berichtet, daß das Land (Frankreich) übersät mit Ballhäusern sei, sie seien zahlreicher als die Kirchen, und die Franzosen kämen mit einem Racket in der Hand zur Welt. Mehr als 250 Ballhäuser mit einem großen Aufwand an Ordnern, Lehrmeistern, Zählern, Masseuren usw. gab es damals in Frankreich. Historische Berühmtheit erlangte das Ballhaus von Versailles. In ihm schwuren 1789 die Vertreter des dritten Standes im Serment du Jeu de Paume (etwa Tennishalle) nicht eher auseinander zu gehen, bis Frankreich eine Verfas-

sung habe. Das war der folgenreiche Schwur im Ballhaus, welcher die Große Französische Revolution einleitete. Bei Beginn der Revolution gab es nur noch 14 Ballhäuser in Paris. Allmählich verschwanden auch diese, das letzte im Jahre 1839.

Ballhäuser gab es in Deutschland auch in kleineren Residenzen, auch durchaus bürgerlich-demokratische Städte besaßen solche (Mendner S.73), z.B. Weimar, Tübingen, Kassel und eben auch Durlach. Das ist ein Beweis dafür, daß in der markgräflichen Residenz der Ballspielsport intensiv betrieben wurde, hatte man doch auch einen Ballmeister angestellt.

Man möchte mehr darüber wissen. Vielleicht findet sich einmal jemand der sich an eine Spezialuntersuchung des Mailspieles in Durlach macht, die nicht Aufgabe dieser Betrachtung sein konnte. Aber die Pall Mall im großen London und die Palmienstraße im kleinen Durlach sind nahe Verwandte, ist das Mailspiel doch beider Ahnherr.



Evangelische Stadtkirche: vor dem wiederaufgebauten Turm ragen die Säulen des zerstörten Kirchenschiffs
Aus: Horst Schlesiger, Josef Werner: Die 50er Jahre. Ein Karlsruher Jahrzehnt in Bildern. G. Braun Buchverlag, 1993

Neue Bücher zu Karlsruhe

Ludwig Vögely und Leonhard Müller, Karlsruhe



Heinrich Hansjakob: In der Residenz. Erinnerungen eines badischen Landtagsabgeordneten. Nach der Ausgabe von 1911 des Bonz-Verlages, Stuttgart. Nachwort und Anmerkungen von Manfred Hildenbrand, Geleitwort von Oberbürgermeister Prof. Dr. Gerhard Seiler, Karlsruhe. 656 S., 36,80 DM. Waldkircher Verlag, 1993

Heinrich Hansjakob, innerlich noch stark beschäftigt mit den Ereignissen der eben vergangenen Sitzungsperiode des badischen Landtages, schrieb unmittelbar nach seiner Heimkehr nach Hagnau 1878 sein Buch „In der Residenz“, dessen 1. Auflage im Verlag Weiß in Heidelberg erschien. 1910 arbeitete er es um und erweiterte das Buch beträchtlich, und es kam in der 2. — 4. Auflage bei Bonz in Stuttgart heraus. Das neu vom Waldkircher Verlag aufgelegte Werk gibt den Text der 2. Auflage ungekürzt wieder.

Im Mittelpunkt der Schrift steht der Kulturkampf, es ist die Rechtfertigung des Autors für seinen Gesinnungswandel in der Auseinandersetzung zwischen Staat und katholischer Kirche, wie er ihn in seiner außerordentlich hohe Wellen schlagenden Rede vom 25. Januar 1878 zum Ausdruck brachte. Man kann sagen, daß sich Hansjakob in der 1. Auflage des Buches gegen seine zahlreichen Widersacher und deren schwere Angriffe verteidigte und sich so den Frust von der Seele geschrieben hat. Ein kurzer historischer Exkurs über den Kulturkampf, notgedrungen lückenhaft, ist daher wohl angebracht, weil die Rede Hansjakobs in dessen entscheidender Phase gehalten wurde und heftige Auseinandersetzungen im katholischen Lager auslöste.

Nach Gründung des Erzbistums Freiburg 1821 wurde die katholische Landeskirche als öffentliche Religionsgemeinschaft mit ihrer hierarchischen Verfassung und dogmatisch-moralischen sowie kirchenrechtlichen Zuständigkeit anerkannt. Dem Staat blieben aber „wichtige Gegenstände der Kirchengewalt“ vorbehalten, z. B. die Besetzung der Pfarreien, Ernennung aller ständigen Kirchen- und Schulbeamten, Verwaltung des Kirchenvermögens, und kirchenbehördliche Verordnungen bedurften der Zustimmung des Staates. Diese gesetzlichen Grundlagen lösten ein jahrzehntelanges Ringen zwischen Staat und Kirche aus. So wurden z. B. durch eine Verordnung des Innenministeriums vom 10. April 1840 die katholischen Geistlichen vor ihrer definitiven Anstellung verpflichtet, die sogenannte Concurprüfung, „Concursus pro seminaris“, abzulegen. Wegen dieser Prüfung wuchs der Widerstand der kath. Kirche gegen die Maßnahmen des Staates, nachdem dieser schon 1830 eine Verordnung erlassen hatte, daß kein Kandidat mehr zum Priesterseminar zugelassen werden durfte, der nicht vor einem staatlichen Kommissar auf seine allgemeinen Kenntnisse geprüft worden war. Dies war der eigentliche Beginn des Kulturkampfes in Baden. In Ergänzung dazu setzte der badische Innenminister Jolly 1867 das Gesetz über das sog. Kulturexamen durch, wonach die Theologen beider Konfessionen ein allgemeines, wissenschaftliches Examen ablegen mußten. Der Erzbischof von Freiburg verbot seinen angehenden Priestern die Ablegung dieses Examens und nahm damit alle schwerwiegenden Folgen, auch für sich selbst, die hier nicht weiter zu erörtern sind, auf sich.



Der Kampf um das Kulturexamen beherrschte den Landtag, als Hansjakob 1871 erstmals als Abgeordneter der katholischen Volkspartei in die II. Kammer einzog. Er wurde in jenen Jahren zu einem gefürchteten Debattenredner, der vorbehaltlos für die Stellung seiner Kirche stritt. Um so überraschender hat er einen Gesinnungswandel in seiner Meinung zum Examensstreit vollzogen. Die Gründe dazu lieferten ihm seine beiden Reisen nach Frankreich (Februar/März 1874) und Italien (April/Mai 1876), über die er in seine Reiseerinnerungen berichtete. Der scharfe Beobachter gewann die Einsicht, besonders durch die Verhältnisse in Frankreich, daß Staat und Kirche nicht als Feinde einander gegenüberstehen dürfen. Er schreibt: „Möge darum, so habe ich mehr denn einmal

in Frankreich gebetet, Gott unserem Vaterland gnädig sein und es zum Frieden lenken zwischen Kirche und Staat, ehe es zu spät sein wird. Seit diesen Tagen war ich für möglichst baldigen Frieden, selbst unter der Bedingung des ersten Schrittes des Nachgebens von Seiten der Kirche.“ Hinter diesen Worten steht die grundlegende Erkenntnis, daß Staat und Kirche die Grundpfeiler sozialer Ordnung sind und bleiben müssen. Vor den Ruinen der geschichtsträchtigen Burg Canossa kam er zur Überzeugung, daß „der Kampf zwischen Kirche und Staat erst dann zu einem Ende kommen werde, wenn beide völlig frei und unabhängig voneinander erkennen, daß sie aufeinander zugehen müßten.“

In seiner berühmten Rede vom 25. Januar 1878 in der II. Kammer rief Hansjakob folgerichtig zur Versöhnung und zur friedlichen Lösung aller Probleme zwischen Staat und Kirche auf, um den Kulturkampf endlich zu beenden. Deshalb müsse die katholische Kirche zum Nachgeben bereit sein. Das aber war der „Stich ins Wespennest.“ Die Fraktion der katholischen Volkspartei unter ihrem bekannten Vorsitzenden Lender distanzierte sich sofort von Hansjakob und wies dessen Ansichten vehement zurück. Eine beispieldlose, heute kaum mehr zu verstehende Hetze begann in der Presse gegen den „Abtrünnigen“, den „Ketzer“, der fortan keinen Platz mehr in seiner Fraktion hatte. Hansjakob blieb die laufende Sitzungsperiode noch im Landtag, ließ sich aber 1881 nicht mehr als Kandidat aufstellen. Diese böse Pressekampagne veranlaßte ihn, das Buch zu schreiben, das sein Verhalten schildern, verständlich machen und ihn rechtfertigen sollte. Immerhin hatte Hansjakob die Genugtuung, daß es schon 1879 zur Lösung des Konfliktes zwischen Staat und Kirche kam und der Kulturkampf beendet wurde. Das so heiß umstrittene Examensgesetz wurde am 25. Februar 1880 von den Abgeordneten der II. Kammer einstimmig abgeschafft!

Als erfahrenem Schriftsteller war es Hansja-

kob klar, daß ein Buch, das nur die politischen Ereignisse enthielt, vom Stoff her trocken ist und keinen breiteren Leserkreis gewinnen konnte. Deshalb erweiterte er seine Erinnerungen für die 2. Auflage beträchtlich und das auch zum Glück der Landeshauptstadt Karlsruhe. Ein besserer Beobachter des Lebens in der Stadt als Hansjakob ist wohl nie durch ihre Straßen geschritten. Die Gewohnheit, alles scharf zu registrieren und wohl auch zu notieren, setzte ihn instand, ein buntes, farbiges Bild der Bevölkerung, des Hofes, der Frauen, des Militärs usw. zu zeichnen, das zu einer Karlsruher Kulturgeschichte geriet, die heute noch nichts von ihrem Reiz verloren hat. Es ist merkwürdig, daß wenn man ein Buch Hansjakobs zur Hand nimmt, man sich sehr schnell festliest, man mag zu ihm stehen, wie immer man will. Dann wird das Lesen in der „Residenz“ zu einem Genuß. Es entging Hansjakob schlechthin nichts, und seine bisweiligen bisigen Bemerkungen würzen die Lektüre. So umranken die persönlichen Erlebnisse Hansjakobs die Schilderungen der Parlamentsarbeit. M. Hildebrand hat dies in seinem Nachwort auf den stimmenden Nenner gebracht: Beschreibung der Bewohner, mit geschichtlichen Rückblicken auf die Entstehung der Fächerstadt, die Einführung der konstitutionellen Monarchie, Geschichte des Ständehauses, Schilderung von Empfängern beim großherzoglichen Hof, bei den verschiedenen Ministern, Charakterisierung des gesellschaftlichen Verkehrs in den Karlsruher Gasthäusern und Vereinen, Lebensbeschreibung zahlreicher Persönlichkeiten aus Politik und Kultur. Die Landtagserinnerungen enthalten — bei Hansjakobs Vorliebe für die Unterschichten der Gesellschaft — „treffliche Charakteristiken von einfachen Leuten wie den Ständehausdienern, auffallenden Straßenfiguren des Karlsruher Korsos, beispielsweise des bettelnden 'Belisars', der Orangen- und Zitronenhändler, der 'kohlsauerer Jungfrauen' und der alkoholisierten Obstverkäuferinnen.“

Von besonderem Interesse aber ist Hansjakobs Schilderung des Karlsruher Korsos, des Weges also, den man ging, um gesehen zu werden, um zu sehen, um einzukaufen, um Bekannte zu treffen und Bekanntschaften zu machen. „Die meisten Karlsruher wissen gar nicht, was sie für einen schönen Corso haben, einen Spaziergang, welcher manche Stadt Italiens keinen schöneren hat.“ (S. 140) der Corso begann zu Hansjakobs Zeiten beim Mühlburger Tor, ging dann durch die Lange Straße (heute Kaiserstraße und die eigentliche „Rennbahn“ in Karlsruhe) bis zum Eck der Karl-Friedrich-Straße, und von dieser durch das Ettlinger Tor auf die Kriegsstraße mit ihren schönen Villen und Alleen bis wieder zum Mühlburger Tor. Es war also ein echter Zirkelcorso von beträchtlicher Länge, den Hansjakob fast täglich abspazierte, denn: „Willst du Karlsruhe sehen, so mußt du es auf dem Corso und im Theater tun, ganz wie in Italien.“ (S. 141) Und lobend erwähnt Hansjakob die „Abwesenheit von Wagen“, das kann man heute nur neidvoll zur Kenntnis nehmen. Aber die Pferdebahn fuhr damals schon. Auf diesem Corso erfuhr Hansjakob die Goethe'sche Wahrheit, daß das Leben interessant ist, wo man es trifft und anpackt. Und er griff voll hinein und hinterließ uns ein Karlsruher Zeitgemälde, wie es interessanter, besser und z. T. auch kritischer nicht sein kann. Er hat der Stadt ein bleibendes Geschenk gemacht.

Dem Waldkircher Verlag, bei dem das Gesamtwerk Hansjakobs in den besten Händen liegt, sei Dank gesagt, daß er „In der Residenz“ in der alten, schönen Form wieder herausgebracht hat. Der Band wird viele Freunde finden, und das Suchen nach diesem Buch in den Antiquariaten hat ein Ende gefunden. Anerkennung und Dank auch für Manfred Hildenbrand, dem Leiter des Hansjakobmuseums und des Hansjakobarchivs in Haslach i. K. für das kenntnisreiche Nachwort und die vielen, vielen hilfreichen Anmerkungen.

Horst Schlesiger, Josef Werner: die 50er Jahre. Ein Karlsruher Jahrzehnt in Bildern. 120 S. 36,— DM, G. Braun Verlag, Karlsruhe, 1993



Das sehr gut gestaltete Buch ist ein Erinnerungsband in zweifacher Hinsicht. Es ist einmal eine Hommage an den leider viel zu früh verstorbenen Fotografen Horst Schlesiger, der in jahrzehntelanger Arbeit für die Badischen Neuesten Nachrichten zu einem bildnerischen Chronisten der Stadt Karlsruhe wurde. Keiner hatte das Auge wie er, zeit- und stadtgeschichtliche Motive und Anlässe, auch vom Flugzeug aus, in hervorragenden Aufnahmen festzuhalten. Sein Werk bedeutet in seiner Gesamtheit eine Stadtgeschichte einmaliger Art, und der hier vorgelegte Bildband zeigt einen Ausschnitt daraus, der aus den 50er Jahren stammt. Das ist die andere Seite des „Erinnerungsbandes“, und mit guten Gründen wurde jenes Jahrzehnt ausgewählt, weil kein anderes so wichtig, kontrastreich auf allen Gebieten in der Nachkriegszeit für die Stadt war. Man wird beinahe betroffen, wenn man im Rückblick die meisterhaften Fotos Schlesigers sieht, weil so vieles wieder in das Gedächtnis zurückgerufen und damit in

unserer schnellebigen Zeit vor dem Vergessen bewahrt wird. Diese Aufnahmen zeigen in unbestechlicher Schärfe, wie es damals, bald nach Kriegsende um die Stadt und ihre Bewohner bestellt war. In Josef Werner hat Horst Schlesiger einen ihm kollegial verbundenen und befreundeten Interpreten gefunden, der die Zeitumstände sprachlich auf den Punkt bringt.

Ein tabellarisch aufgelisteter Überblick soll die Bandbreite jenes stadtgeschichtlich so wichtigen Jahrzehnts aufzeigen. Begonnen wird der Band mit dem Kapitel „Aus Trümmern zum Neubeginn.“ Das bedeutet die schreckliche Bilanz des II. Weltkrieges, welche die Stadt zu ziehen hatte: Trümmerbeseitigung, der Kampf um die Wiederherstellung der historischen Gebäude, z. B. an der „via triumphalis“, Ingangsetzung des Bildungswesens von der Technischen Hochschule bis zur Grundschule, Neubeginn der Industrie, Bau der ersten Autobahnstrecken im Raum Karlsruhe, Wiedereinführung der Therapiewoche u. v. a. Und wer weiß noch, daß 1953 das Jahrhunderthochwasser für Aufregung sorgte und bei Gritzner eine große Feuersbrunst Schrecken erregte?

Dieses 50er Jahrzehnt hat noch viel mehr zu bieten, und über allen, sich in raschem Wandel einander folgenden Ereignissen, steht der einzigartige Fleiß und Aufbauwille der Bewohner. Diese bildeten die Grundlage des zunehmenden Wohlstandes, das Zeitalter der Kühlschränke und der Waschmaschinen begann und ebenso der Tourismus. Gastarbeiter strömten in Scharen in die Stadt und waren als Arbeitskräfte hoch willkommen. Beeindruckende Fotos jener Jahre zeigen die Ruinen der Stadtkirche, des Rathauses, des Schlosses und die immer noch nicht völlig frei geräumte Kaiserstraße.

Wir wissen heute, daß in jener Aufbauzeit durch den Bagger Verluste an Gebäuden verursacht wurden, die manchmal größer als die von den Bombern geschlagenen waren. Ungern erinnert man sich an das Wort des

Stuttgarter Oberbürgermeisters Rommel, daß wer aufbauen wolle, abreißen müsse. Unwiederbringliche Verluste entstanden so auch in Karlsruhe, wenn auch die Gründe dazu zugegebenermaßen differenziert zu betrachten und im Rahmen dieser Besprechung nicht weiter zu erörtern sind. Das Künstlerhaus wurde abgerissen, das Marktplatz-Ensemble an der Nordflanke wurde nicht wieder hergestellt. An die Kaufhausarchitektur sei erinnert, z. B. Hertie (früher Union). Das Hotel Germania, einst erstes Haus am Platze, verschwand, das unersetzliche Ständehaus ließ man als Ruine verkommen. Durch Initiative der Bürger blieb vom Markgräflichen Palais am Rondellplatz, eine der besten Leistungen Weinbrenners, wenigstens und wenig genug der Protikus-Bereich erhalten. Der alte Bahnhof wurde abgerissen und auch die Wachhäuser. Und als Musterbeispiel zum Abriß von Bürgerhäusern sei das Palais Bürklin erwähnt. Politisch waren die Jahre nach 1950 für die Stadt Karlsruhe von ausschlaggebender Bedeutung, weil die Ergebnisse, welche die Auseinandersetzungen brachten, bis heute stark spürbar sind. Gemeint ist der Kampf um die Wiederherstellung des Landes Baden und die Konstitutionierung des Landes Baden-Württemberg 1952. Karlsruhe war nicht mehr Residenzstadt. Sie wurde dafür, was einen gewissen Ausgleich des Substanzerlustes darstellt, zur „Residenz des Rechts“. Ihre wirtschaftliche Bedeutung wuchs mit dem Bau des Atomreaktors bei Leopoldshafen und im Gefolge davon durch die Ansiedlung der Raffinerien. Die Stadt wuchs, Wohnungen wurden dringend gebraucht, der Neubau schritt besonders unter Oberbürgermeister Klotz zügig voran. Erinnert sei an den Bau des Mühlburger Feldes und an die Gründung eines neuen und modernen Stadtteiles, nämlich den Beginn der Waldstadt. Der Aufbau von St. Stephan, der Stadtkirche (1958) und des Rathauses (1955) wurde vollendet und die Gebäude wieder voll genutzt. Und Schelling baute die Schwarzwaldhalle.

Die soziale Komponente der 50er Jahre muß noch angesprochen werden. Trotz des wirtschaftlichen Aufschwungs gab es — wie heute auch — Not und Armut, Menschen, die in primitiven Behausungen leben mußten. Stadt und Wohlfahrtsverbände machten gewaltige Anstrengungen, die Zustände zu bessern. Entscheidend für die Altersfürsorge war z. B. die Inbetriebnahme der Karlsruher Altersheime „Parkschlöfle“ in Durlach und der „Wilhelmshöhe“ in Ettlingen.

Auch die Aufnahme der zahllosen Vertriebenen aus Polen und der Tschechoslowakei, aus Jugoslawien und Ungarn war sehr schwierig, verlangte von den Karlsruhern räumliche Opfer, und die Flüchtlinge mußten oft monatelang in Kasernen oder Turnhallen leben. 1953 betrug das Defizit an Wohnungen in Karlsruhe 13 000. Die Integration der ehemaligen 40 000 Vertriebenen, die in Karlsruhe eine neue Heimat fanden, war für die Stadt ein großer und wichtiger Erfolg, an dem der Wirtschaftsaufschwung, der viele neue Arbeitsplätze brachte, einen guten Anteil hatte. Schließen wir mit einer erfreulichen Meldung: 1955 wurde das Wildparkstadion erbaut.

Man legt den Bildband „Die 50er Jahre“ beeindruckt und auch nachdenklich aus der Hand. Erinnerung an jene schwere Aufbauzeit nach dem II. Weltkrieg tut not zur Standortbestimmung heute. Die meisterhaften Fotos von Horst Schlesiger sind dazu inzwischen historische Dokumente von bleibendem Wert geworden.

Karlsruher Beiträge Nr. 7. Straßennamen in Karlsruhe. 216 S., zahlr. Abb., 24,80 DM, Braun-Verlag Karlsruhe, 1994

Als Nr. 7 (Januar 1994) der Karlsruher Beiträge erschien „Straßennamen in Karlsruhe“, ein lang erwartetes und sehr nützliches Werk. Herausgeber ist die Stadt Karlsruhe, bearbeitet wurde es vom Stadtarchiv und dem Vermessungs- und Liegenschaftsamt. Die Redak-

tion lag in den bewährten Händen von Dr. Susanne Asche und Dr. Ernst Otto Bräunche, dem Leiter des Stadtarchivs. Das Geleitwort schrieb Oberbürgermeister Prof. Dr. Seiler, das Vorwort der Erste Bürgermeister Sack.

Wer die Einleitung, verfaßt von Dr. Bräunche und Dipl.-Ing. Mehldau, aufmerksam liest, wird knapp und ausreichend über die Konzeption der „Karlsruher Straßennamen“ informiert. Die dann folgenden Abhandlungen „Von Adeligen, Gasthäusern und Bürgern — Karlsruher Straßennamen bis 1945“ (E. O. Bräunche), „Regeln und Ausnahmen der Karlsruher Straßennamen 1945—1993“, (J. K. Mehldau), „Man(n) macht sich einen Namen“ (A. Niesyko) behandeln die Entwicklung der Karlsruher Straßennamen, die Historie also, Schwierigkeiten und Wandel der Benennungen ausführlich. Sie bilden eine wissenschaftliche und doch leicht faßbare Geschichte der Karlsruher Straßennamen schlechthin und damit auch ein interessantes Kapitel Karlsruher Stadtgeschichte.

Der Nachweis für die Benennung von Straßen ist oft nicht einfach. Das belegt das folgende Beispiel: Etwa 300 Straßennamen erinnern an frühere Flurnamen. Wer sich mit dieser Materie je befaßt hat, weiß, wie schwierig es oft ist, diese eindeutig zu belegen. Und manchmal ist dies kaum noch möglich, weil der Inhalt der Flurnamen verloren gegangen ist. Es ist auch nicht immer möglich, den genauen Zeitpunkt der Benennung zu bestimmen, weil Unterlagen und Akten nicht mehr existieren. Dies ist häufig bei den ehemals selbständigen Stadtteilen der Fall. Andere Schwierigkeiten bereitet die genaue Lage einer Straße mit einem bestimmten Namen zu finden. Man hat zwischen den beiden letzten Kriegen Straßen häufig vor ihrem Ausbau benannt, der dann doch nicht erfolgte, und die Namen wurden anderer Stelle nochmals vergeben. Die Bearbeiter haben deshalb die nicht realisierten Projekte in dem Buch „in der Regel“ nicht angegeben. Hundertprozentig war man sich da nicht sicher,

und tatsächlich findet sich z. Z. in Durlach eine neu benannte Straße, bei der wegen Grundstücks-Eigentumsfragen der Ausbau noch nicht begonnen werden konnte. Das ist nicht schlimm, weil der Ausbau — wenn auch verspätet — sicher erfolgen und der verliehene Straßename nicht anderswo auftauchen wird. Das Straßennamenverzeichnis enthält, und das ist allein wichtig, alle amtlichen Bezeichnungen für die Karlsruher Straßen, Wege, Plätze und Grünanlagen, Stand 30. 9. 1993. Eine wirklich reichhaltige Bebilderung mit historischen Straßenaufnahmen, die inzwischen zu stadtgeschichtlichen Dokumenten geworden sind, bilden eine wertvolle Ergänzung des Bandes.

Die drei wissenschaftliche Abhandlungen sind natürlich besonders interessant, so besonders die Studie von Dr. Bräunche „Von Adeligen, Gasthäusern und Bürgern.“ Schon die Überschrift macht deutlich, daß hier der Beginn der Straßenbenennung seine Darstellung findet, und es ist heutzutage erstaunlich, daß zwölf Karlsruher Straßen lange Zeit ausreichten, „der Bevölkerung der kleinen Residenzstadt Wohnraum zu bieten.“ Dann wird der Gang von den markgräflichen zu den bürgerlichen Straßennamen angetreten, es folgen die Straßen der Haupt- und Residenzstadt des Großherzogtums Baden von 1815 bis 1885, die Straßenbenennung im 19. Jahrhundert, die Straßen 1886—1933, die das Wachsen der Stadt deutlich aufzeigen, die Umbenennungen nach Eingemeindungen bis 1914, die Politisierung der Straßenbenennung, die in der NS-Zeit gipfelt.

Bis in die Gegenwart führt dann der Aufsatz von J. K. Mehldau, und es ist schon recht aufschlußreich, welche Straßennamen zwischen 1945 und 1993 von der Kommission vergeben wurden. Das erhellen auch die statistischen Angaben. Namengebend sind bis auf den heutigen Tag Personen, Personengruppen, Berufe, Firmen, Gestalten aus Sagen, Märchen, Legenden, Tiere, Pflanzen, geogra-

phische Namen und Begriffe, Bauwerke, Einrichtungen, Institutionen, Gewanne, Sonstige. Greift man die Gruppe „Personen“ heraus, ergibt sich folgendes Bild bei den Straßennamen:

Frauen 38 bei 42 Objekten,
Männer 487 bei 514 Objekten,
Ehepaare 3 bei 4 Objekten,
Geschwister 7 bei 7 Objekten,
Familien 5 bei 5 Objekten.

Die Tätigkeitsfelder der Personen beschließen die Statistik, die doch eine bemerkenswerte Aussagekraft hat. Besonders der Unterschied in der Häufigkeit der Benennungen zwischen Männern (487) und Frauen (38) ist doch verblüffend und sollte die Benennungskommission zu einigem Nachdenken bringen. Annette Niesyko nimmt sich deshalb in ihrem Beitrag der Frauen an und fordert deren gebührende Repräsentation.

Die „Karlsruher Straßennamen“ sind kein Werk von streng wissenschaftlichem Charakter, das wollten die Bearbeiter gar nicht, sondern es ist eine lebendige Quelle und Information über die Herkunft unserer Straßennamen. Allen Mitarbeitern gebührt daher Dank für diese vorbildliche Publikation, welche vom Verlag Braun ebenso verlegerisch betreut wurde.

Vögely

Bilder im Zirkel, 175 Jahre Badischer Kunstverein Karlsruhe, hrsg. v. Jutta Dresch u. Wilfried Rößling, Karlsruhe 1993, 400 S.

Ausstellungskataloge und Festschriften werden zu einem gegebenen Anlaß häufig nur für ein kleineres Umfeld komponiert. Dieser großformatige Band, der allein durch seine ansprechende Gestaltung herausragt, bietet weit mehr und ist ein Stück Kulturgeschichte dieser Stadt in den letzten beiden Jahrhunderten. Auf literarischem Gebiet hatte Karlsruhe weniger zu bieten, eher schon im Bereich der Musik, des Theaters. Weit über Baden bekannt ist aber der Bereich der bildenden

Künste — freilich: jene breite Bürgerinitiative zum Erwerb für Museen, wie z.B. in Mannheim, ganz zu schweigen in den Hansestädten, fand man in der badischen Residenz seltener, weil man sich auf das Mäzenat kunstverständiger Großherzöge verließ. Deshalb spielte der Kunstverein, der „vornehmste Verein in ganz Baden“, eine notwendige Mittlerfunktion, die von den 15 Autoren in vielfacher Weise beschrieben wird. Um nur einige zu erwähnen, schildert die Herausgeberin Jutta Dresch prägnant die Organisation der Kunstvereinsausstellungen bis 1860 und ihre spätere Reform sowie die „vortrefflichen Photographien“ von J. A. Lorent um die Mitte des letzten Jahrhunderts, wobei — wie in anderen Beiträgen — zahlreiches, noch unveröffentlichtes Material herangezogen wurde. Wilfried Rößling beleuchtet die vielfältigen Kontakte zum Rheinischen Kunstverein, Dieter Hein den Kunstverein im bürgerlichen Aufbruch des frühen 19. Jahrhunderts, Peter Pretsch im Zeitalter der Industrialisierung, Eva-Maria Froitzheim, Marlene Angermeyer-Deubner, Michael Koch und Christoph Zuschlag in den folgenden Epochen unter spezifischen Fragestellungen.

Die Skizze von Hans-Werner Schmidt „Die ‚Verbindung für historische Kunst‘ 1854—1933“ stößt auf ein aktuelles Interesse, denkt man an die heutige Diskussion um Denkmale und die Rückwirkung auf die nationale Identifikation. So galten Bilder zum deutschen Mittelalter mit ihren Kaisergestalten im 19. Jahrhundert zunächst für eine großdeutsche Lösung, die nach 1871 entfiel. Darstellungen zur Geschichte der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges flankierten eher Bismarcks Bestrebungen, Protestantismus und Preußentum als Gegenpart zum Katholizismus in Einklang zu bringen.

Ursula Merkels Anmerkungen zum staatlichen Porträtwettbewerb und zur Ausstellung von 1930 unter dem Thema „Selbstbildnisse badischer Künstler“ schildert einen Vorgang

der eine offizielle wie private Aufmerksamkeit wie kaum eine andere Ausstellung erzielt hat, weil sie zu heftigen Kontroversen führte. In einer von Karl Hubbuch und anderen herausgegebenen Monatsschrift erschien eine Lithographie von Erwin Spuler, wie er sich die Erschießung der Jury vor dem Portal der Kunsthalle vorstellte, ein faszinierender Bericht, der die Auseinandersetzungen im „Dritten Reich“ erahnen läßt.

Die Liste der Jahresgaben ab 1832 konzentriert ein Stück Kunstgeschichte auf knappem Raum, wobei die 30er und 40er Jahre ausgespart wurden. Mit über 100 Schwarzweiß- und 31 farbigen Abbildungen — darunter das auseinandergeschnittene Werk „Nero überschaut das brennende Rom“ von Ferdinand Keller — wird auch für jene, die die Ausstellung nicht besuchen konnten, die breite Palette der Exponate sehr anschaulich vorgeführt. In summa: eine fesselnde Lektüre und zugleich ein Nachschlagewerk.

100 Jahre Mädchengymnasium in Deutschland, Hrsg. Stadt Karlsruhe, G. Braun Verlag, 131 S., DM 10,—

Diese Publikation, von P. Behringer und G. Zeipert-Haßinger redigiert, ist umfassender als eine landläufige Festschrift, und viele Interessenten aus ganz Deutschland haben nach ihr gefragt, weil sie am Beispiel zweier Schulen neben dem Lokalen das Grundsätzliche von Mädchenbildung aufgreift. Aufgrund von sorgfältigen Akten- und Literaturstudien sind gerade die einführenden Aufsätze von Eva Hirtler, vor allem auch über die NS-Ära von Ilse Weigel sehr anschaulich und differenziert. Erhard Hottenroth schildert das Gründungsumfeld, und Erinnerungen von Zeitzeuginnen geben den nüchternen Fakten Farbe und Plastizität. Die Schülerbeiträge

sind hier knapp, quasi als Kostprobe gehalten, weil die Historie dominiert.

Ein Drittel ist dem Thema „Koedukation“ gewidmet — heute wieder modern, wie man dem sachkundigen Interview von Susanne Asche und Annette Niesyto mit den Ministerinnen Dr. Schultz-Hector und Unger-Soyka entnehmen kann. Insofern führt die Aufsatzsammlung mitten in die Diskussion jener Gleichberechtigung der Geschlechter, deren Bedingungen und Möglichkeiten die Diskussion unserer Tage prägt. Daß historische Rückblicke nichts anderes sind, als „die ausdauernde Befragung der Vergangenheit im Namen der Probleme der Gegenwart“ (F. Braudel), wird an diesem Heft besonders einleuchtend, das zu Gesprächen einlädt, was innerhalb der bildungspolitischen Literatur eher eine Rarität ist. Die vorzügliche Bildausstattung eröffnet zudem beredte Eindrücke von dem Wandel der Generationen.

Karlsruher Stadtteile, Bulach, Ausstellung der Stadtgeschichte im Prinz-Max-Palais zur 800-Jahrfeier, 52 S., DM 6,50

Dieser sechste Stadtteil ist von Peter Pretsch, dem Sammlungsleiter, innerhalb einer Reihe in bewährter Form nicht nur als ein hilfreicher Ausstellungsführer beschrieben worden, sondern er ist auch ein Beitrag zu einer künftigen neuen Karlsruher Stadtgeschichte. Ortshistorie, Gebäude, Industrie und Gewerbe sowie gesellschaftliches Leben sind die Markierungspunkte, die einen Überblick zur Entwicklung des von Papst Coelestin III. bereits benannten Dorfes vermitteln, der in einer Zeittafel noch einmal zusammengefaßt wird. In der lebendigen Bildauswahl findet man zahlreiche Exponate der sehenswerten Ausstellung wieder. Müller

Ländliches Kulturerbe, aber keine Erben?

Breisgauer Dorfbilder im Wegwerfzeitalter*

Thomas Lutz, Basel

Im schweizerischen Möhlin (Kt. Aargau) brannte am 7./8. August 1993 ein Bauerngehöft in der Ortsmitte nieder. Die Besitzerfamilie hatte zuvor Drohungen erhalten: Ihr Hof würde das Dorf „verstinken“ und müsse „ausgeräuchert“ werden (Basler Zeitung vom 9. August 1993). Das ist freilich ein extremer Fall; bereits geläufiger sind dagegen Prozesse

wegen krähen Hähnen, Kuhglocken und anderen harmlosen, mit der Landwirtschaft in Verbindung stehenden Erscheinungen. Aber auch ohne derartige Nachrichten ist offenkundig, daß sich auf dem Dorfe allenthalben im Wandel befindet.

Freilich gab es auch dort schon immer Veränderungen und zwar nicht nur in dem Bereich,



Abb. 1 Veränderungen in der Landwirtschaft haben Folgen auf den vertrauten Baubestand. Unglückliche Lösungen gehören zur Tagesordnung. (Ehrenstetten/Schwarzwaldstraße, Aufn. 1993)



Abb. 2 und 3 Neubauten im alten Siedlungszusammenhang ist ein heikles Thema. Abbruch der 1654 errichteten Leibermühle in der Ortsmitte von Ehrenstetten und Nachfolgebau. (Aufn. ca. 1972 und 1993)



Abb. 4 und 5 Altehrwürdige Gebäude werden auf den Standard banalster Neubauten zurechtgetrimmt und das nicht nur äußerlich. (Ehrenstetten/Wenzingerstraße, Aufn. 1970 und 1993, für Zweifler: es handelt sich auf beiden Abb. um dieselbe Liegenschaft)

der heute mit einer Euro-Vokabel als Agrarstruktur bezeichnet wird. So kam z. B. um die Mitte des 19. Jh. lokale Bautradition ins Wanken, städtischer Mode verpflichtete Formen und industriell gefertigte Baustoffe lösten bodenständige Handwerkskunst ebenso ab wie

andererseits Trachten und Brauchtum verschwanden, Mechanisierung der Landwirtschaft und neuartige Düngemethoden ihren Einzug hielten. Amtliche Bauordnungen und der sich ausbreitende, mehr oder weniger akademische Architektenstand nahmen dem



*Abb. 6 und 7 Ihrer Patina brauchen sich alte Häuser meist nicht zu schämen.
(Ehrenstetten/Wenzingerstraße, Aufn. 1970 und 1993)*

ländlichen Baumeister traditioneller Prägung die Gestaltungsaufgabe nach und nach aus der Hand.

Die Reaktion darauf äußerte sich seit der Jahrhundertwende in der Bewegung des „Heimatschutzes“, in der Gründung geschichtlich und volkskundlich orientierter Vereine und in vermehrtem Interesse von Öffentlichkeit, Denkmalpflege und Architekturgeschichte am ländlichen Hausbau. Insbesondere in der

Architektenschaft formierte sich eine breite Strömung, die ihre Bauten durch die Wahl regionalspezifischer Formen und Materialien harmonisch in die Umgebung einzubinden trachtete.

Seither ist viel Zeit vergangen und wir erkennen rückblickend, daß sich die Entwicklung bis in die 1950er Jahre eigentlich weitgehend in den hergebrachten Bahnen vollzog.

Die jüngere Vergangenheit hat bekanntlich grundlegendere Umwälzungen mit sich gebracht, deren Auswirkungen auf die Bevölkerung und die bauliche Gestalt der Dörfer zunächst im städtischen Umland deutlich zutage traten und inzwischen fast überall das Bild bestimmen. Der starke Rückgang der Bauernbetriebe — mancherorts muß man eher von einem Verschwinden reden — und der gleichzeitige, vorwiegend durch Zuwanderung verursachte Bevölkerungsanstieg in den Landgemeinden stellen dabei die wesentlichen Faktoren dar. Die treibenden Kräfte für die letztgenannte Entwicklung sind hinreichend bekannt, es bleibt hier nur festzuhalten, daß sie uns eine Vervielfachung der überbauten Fläche beschert hat, verbunden mit Automobilplage innerorts und zusätzlichem Landschaftsverlust durch ein großzügig ausgeweitetes Straßennetz. — Wer arbeitet schließlich noch am Wohnort? Die in gemeinderätlichen Anträgen auf Baulanderschließung so gern angebrachte Floskel, der Jugend des Dorfes mangle es an Niederlassungsmöglichkeit, kommt selten ohne einen gewissen Schuß Ironie daher; falls aber jemand darüber staunt, wer nachher wirklich baut, (ver-)kauft und wohnt, so hat jene „Begründung“ ihren Zweck längst erfüllt.

Das Siedlungsbild der Orte setzt sich jetzt in der Regel aus dem alten Dorfbereich und den angelagerten, diesen an Ausdehnung oft übertreffenden Ein- oder Mehrfamilienhauskolonien zusammen; einer etwas jüngeren Entwicklung folgend, gehört auch noch mindestens ein sog. Gewerbegebiet mit meist öden, von viel umzäuntem Freiraum und Parkplätzen umgebenen Hallenbauten und gelegentlich schon ein Discountmarkt dazu.

Ganz folgerichtig heißen diese Gebilde nicht mehr *Dorf*, vielmehr hat sich im offiziellen Sprachgebrauch der „neutrale“ Begriff *Gemeinde* durchgesetzt. Wer es als Makel empfindet, braucht sich also nicht mehr *Dorfbewohner* nennen zu lassen, er ist *Gemeindebürger*, Bewohner einer im Grünen gelegenen

quasi-Stadt; tatsächlich übertreffen ja Siedlungsgröße und Einwohnerzahl vieler *Landgemeinden* die Vorkriegswerte alter Kleinstädte. Das Wort *Dorf* ist aber nicht völlig verbannt, nostalgisch und tourismuswirksam wird es noch zur Bezeichnung der alten Ortskerne gebraucht und spricht jemand vom *Dorfbild*, so ist mit Sicherheit nur dieser gewachsene Altbereich gemeint, die gewucherten Neubauf Flächen — und seien sie noch so groß — sind dann irgendwie ausgeblendet. Auch im Nachfolgenden sollen die Erweiterungsgebiete einmal als gegeben dahingestellt und der Blick auf den Altbestand konzentriert bleiben. Denn trotz ihrer Ausdehnung repräsentieren jene doch nur einen winzigen Zeitausschnitt dörflicher Entwicklung, vom oft genug kläglichen planerischen und gestalterischen Niveau ganz zu schweigen.

Es sind eben die alten Dorfkerne, welche Individualität und Charakter der Ortschaften ausmachen, regionale Eigenheit ausdrücken und mit denen sich die Einwohnerschaft identifiziert.

Bei den Breisgaudörfern, durchweg mittelalterlichen Ursprungs, stellen in der Regel das Wegenetz und die Siedlungsstruktur die ältesten Elemente dar. Die vergleichsweise jüngere Bebauung zeigt, bei gewissen lokalen Schwankungen, eine seit dem 16./17. Jahrhundert gewachsene Durchmischung mit quantitativem Schwerpunkt auf dem 18. und 19. Jahrhundert, davon allerdings viel im 20. Jahrhundert überformt.

Ganz besonderer Reichtum ist der historischen Hauslandschaft eigen. Dem vorherrschenden Fachwerkbau in der Rheinebene, am Kaiserstuhl und in Teilen der Freiburger Bucht schließt sich südlich, am Schönberg beginnend, der Verbreitungsbereich des Markgräfler Steinhauses an. Nach Osten hin erfolgt dagegen der Wechsel zum Schwarzwaldhaus des Hof siedlungsgebiets. Große Vielfalt entspringt dabei den zahlreichen Übergangs- und Sonderformen, bestimmt durch Lage, örtliche Wirtschaftsweise, Bau-

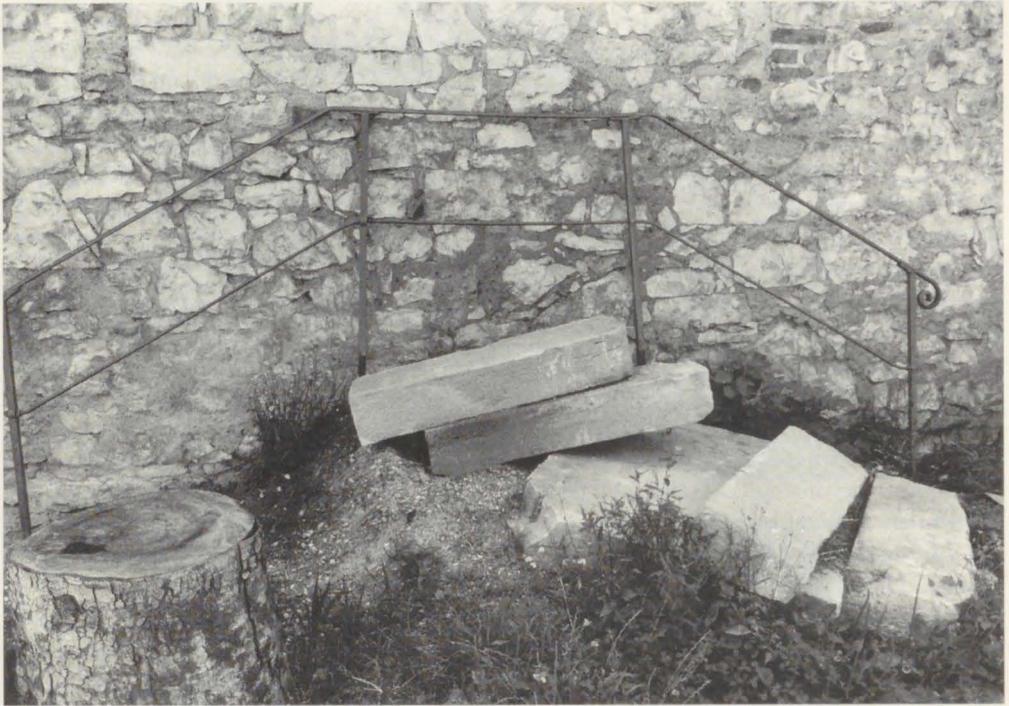


Abb. 8 und 9 (Seite 57) Das Original als Bauschutt. Schlichte, aber unverwechselbare Zeugnisse bodenständigen Handwerks weichen Allerweltsprodukten und pseudorustikaler Verbrämung. (Ehrenstetten/Gütighofen, Aufn. 1993)

materialien oder Geschichte. In welcher Nachbarschaft stehen doch so ausgeprägte Physiognomien beieinander wie der Schwarzwaldhof, das Winzerhaus des Kaiserstuhls, die große Hofanlage in der Ebene und die Häuser der Vorbergzone von den roten Sandsteinbauten im Umkreis der Heimbacher Steinbrüche zu den warmen Erdfarben von Mauerwerk und Verputz im Markgräfler Rebland.

Aber eigentlich ist ein Großteil davon nur noch Erinnerung. Welche immensen Verluste hat doch dieser in Jahrhunderten gewachsene Bestand in den letzten Dezennien erlitten! Bei anhaltendem Tempo steht zumindest ein wesentlicher Teilbereich dessen, was Kulturlandschaft im positiven Sinne bedingt, im Begriff, von der Gegenwärtigkeit ins Geschichtsbuch hinüberzuwechsell.

Der veränderten Situation der Landwirtschaft, genauer: dem für diese Änderung verantwortlichen Prozeß kommt eine Hauptrolle unter den auf das bauliche und landschaftliche Erbe einwirkenden Kräften zu. Wo Ackerbau und Viehzucht nicht mehr betrieben werden, braucht man keine Scheunen und Ställe mehr. Die feierabendliche Bewirtschaftung einiger Rebgrundstücke kommt ebenfalls weitgehend ohne Ökonomiegebäude aus und die verbleibenden, immer größere Flächen umtreibenden Landwirte geraten wegen ihres Maschinenparks mit den alten Mauern in Konflikt. Der Verlust von Wirtschaftsgebäuden, Hofanlagen und mit ihnen eines Wesenselements ländlicher Architektur und dörflichen Lebensraums geht mit dem Wandel der Existenzgrundlage unvermeidlich einher.

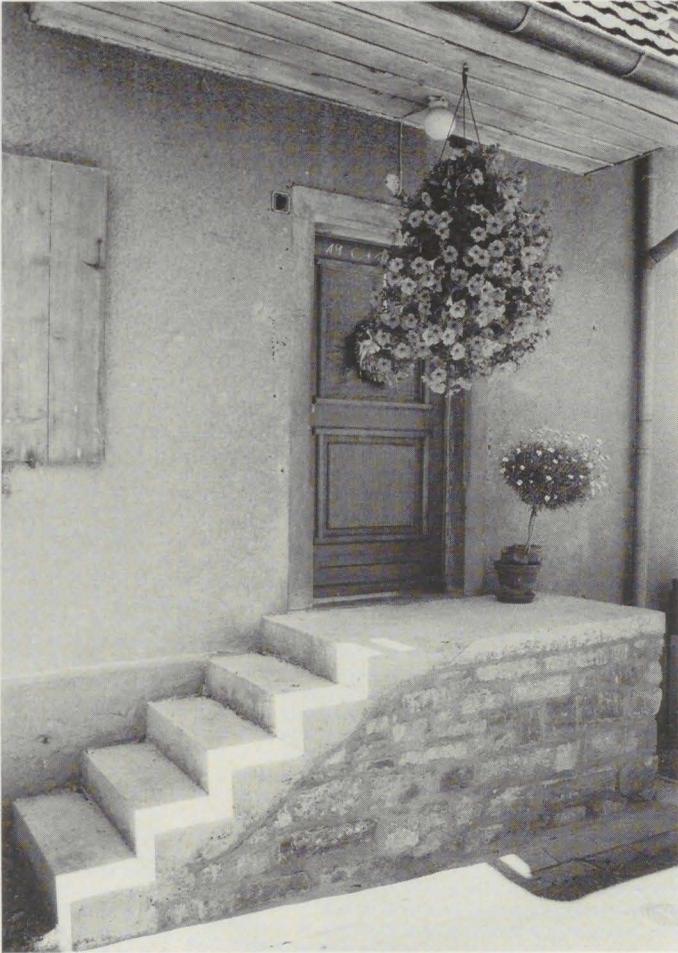


Abb. 9

Das bedeutet aber keineswegs, daß dieser Verlust in *jedem* Fall zwingend erfolgen *muß*. Tritt er ein, so geschieht das als Konsequenz eines geschichtlichen Ablaufs und einer Musealisierung oder Puppenstubenromantik auf dem Dorfe soll nicht das Wort geredet werden.

Die an dieser Stelle fälligen Ausführungen zu Erhaltungsmöglichkeiten durch behutsame Umnutzung bleiben für einmal ausgespart. Es gilt zum eigentlichen Anliegen dieses Beitrages zu gelangen und auf eine andere zerstörerische Kraft einzugehen. Ihre negativen

Auswirkungen überflügeln noch diejenigen der bereits genannten Faktoren, sie entbehrt aber gegenüber jenen gewissermaßen der historischen Legitimation: *die Gleichgültigkeit*. Auf unterschiedlichen Einflüssen beruhend, erscheint sie in vielerlei Gestalt. Einmal ist sie mehr Abstumpfung, durch Gewohnheit getriebener Blick für Qualität und Schönheit des Vorhandenen, behördliche Uneinsichtigkeit, mangelnde Wertschätzung der Heimat, ein anderes Mal mehr das Befolgen schlechten Ratschlags, Nachstreben verkehrter Vorbilder, üble Handwerkerpraxis, Perfektionismus

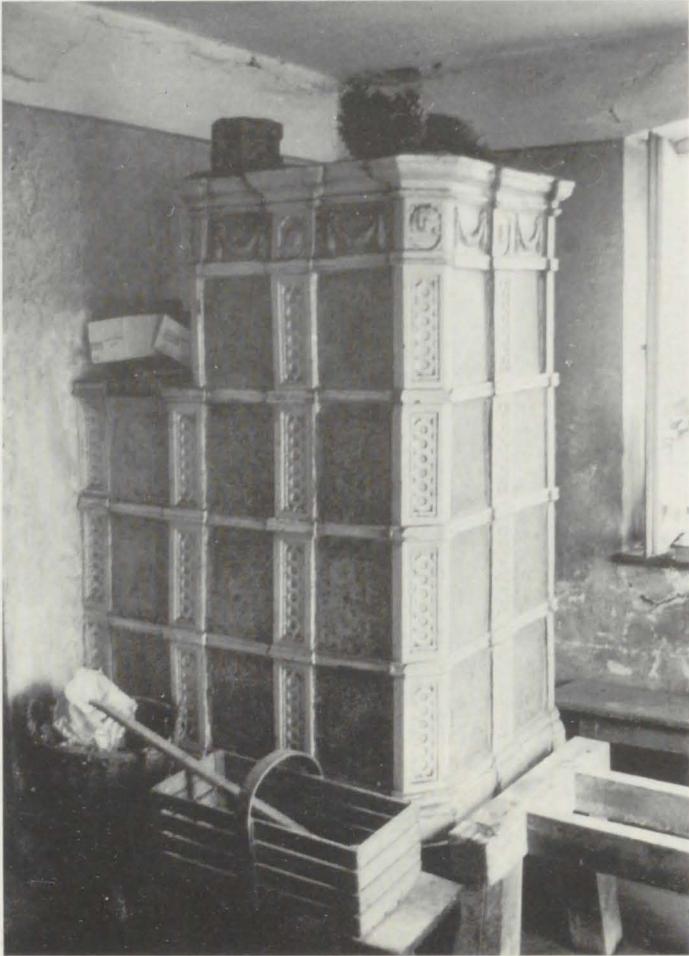


Abb. 10 und 11 (Seite 59) Schlechte Chance für alte Ausstattungen und Unbenutztes. (Ehrenstetten, spätbarocker Kachelofen und Backofen, beide inzwischen zerstört und nur zwei Beispiele unter vielen, Aufn. ca. 1970 und 1975)

an der falschen Stelle, Ungeduld, ökonomisch argumentierende Kurzsichtigkeit, aber oft auch eine unerklärliche Abneigung gegen so ziemlich alles Alte.

Natürlich verlangen zum Beispiel schlechte Sanitär-, Heizungs- oder Installationsverhältnisse in alten Häusern Abhilfe. Der Wunsch nach erweiterter Wohnfläche ist durchaus nichts Verwerfliches und in sehr vielen Fällen

auch auf eine dem Baubestand verträgliche Weise zu erreichen. All das wäre möglich, ohne es den „Häuslebauern“ gleichzutun. Aber was geschieht? Vulgäre Formen und Materialien verklärt man als allein zweckmäßig oder solide und erhebt sie zum Richtmaß. Bedenkenlos wird die ockerfarbene Patina eines 200jährigen Kalkmörtelputzes mit fadem Weiß vertauscht, sorgfältig gearbeitete Steingewände fallen den Normmaßen von



Abb. 11

Aquariumfenstern und Rolladenkästen aus dem Baumarkt zum Opfer. Die handgestrichenen Biberschwänze, obwohl sie noch etliche kommende Generationen vor Regen schützen könnten, weichen Pfannen und Betondachsteinen. Wo der Wunsch nach Abbruch sich nicht verwirklichen läßt, trimmt man altehrwürdige Gebäude auf den Standard banalster Neubauten zurecht, und das nicht nur äußerlich. Innen gehen Vertäfelungen, Stubenofen, die großen Kalkstein-Bodenplatten im Hausgang, Türen, Holzböden, Treppen, oftmals schlichte, aber wertvollste Handwerksleistungen aus dem 18. und 19. Jahrhundert, denselben Weg wie etwas früher schon das Mobiliar: verbrannt, auf den Schuttplatz geworfen oder als obdachlose Trophäe in der Stadtwohnung, im Antiquitätladen gestrandet. Stattdessen halten Kunststeinfliesen, Sperrholzpalisander, Teppichböden sowie andere anonyme, dabei nur

im übertragenen Sinne billige Produkte ihren Einzug.

Besonders fatal, weil in vermeintlich guter Absicht, ist auch immer wieder das Ersetzen verkannter Originalsubstanz durch pseudo-rustikalen Jodlerschwulst: Wenn sich das Echte nicht protzig gibt oder oberflächlichen Klischeevorstellungen nicht entspricht, stehen die Aussichten schlecht. Das erweist sich an dem in der Regel vorsichtigeren Umgang mit den im populären Verständnis obenan platzierten Sichtfachwerkbauten. Das authentische Erscheinungsbild eines Oberländer Bruchstein-Bauernhauses scheint aber gelegentlich selbst denkmalpflegerisch ambitionierten Leuten Mühe zu bereiten, welch' eminentes Charakteristikum bedeutet doch z. B. ein giebelseitig *nicht* überstehendes Dach!

Man mag der älteren Generation zugute halten, daß sie in Kriegs- und Nachkriegszeit existenziellere Sorgen plagten, als die um



Ein Wohnhaus aus dem 16. Jahrhundert, 1721 rückwärtig erweitert. Das charaktervolle, freistehende Bauwerk an der Ehrenstettener Unterdorfstraße war mit einigen Zutaten des 19. Jh. nicht nur in seiner Substanz ungestört überliefert, sondern repräsentierte zudem einen interessanten Haustypus. Es muß sich ehemals um ein prominentes Gebäude gehandelt haben, vielleicht den Meierhof oder Verwaltungssitz einer Grundherrschaft; die örtliche Sage von einem Siechenhaus ist bisher noch nicht überprüft. Während der Drucklegung des vorliegenden Artikels ist dieses Baudenkmal ohne vorübergehende Bestandsdokumentation abgebrochen worden. Empörendes Ende nach zwei Jahrzehnten des Verfahrens, Planens und ebensolanger Verwahrlosung. (Aufn. 1975 und 1993)

Tradition, daß für sie Radikalität und Geschwindigkeit von Entwicklungen nicht absehbar waren und daß eben dieses Erleben eine Haltung gefördert haben mag, wonach der Blick nur geradeaus zu richten sei, die Vergangenheit dagegen als erledigt zu betrachten und ihre Hinterlassenschaft als Abfall.

Aber hindert uns das heute daran, diese Ablehnung mit dem durchaus berechtigten Stolz auf das Ererbte, im wahren Wortsinne individuelle Haus zu vertauschen, sei es nun 80 Jahre alt oder 450? Der Sohn wettet ja auch sonst nicht unbedingt über dasselbe wie sein Vater oder Großvater. Der zur Erkenntnis anscheinend immer notwendige Verlust ist schließlich genugsam eingetreten. Kaum jemand mehr wird heute so achtlos den geschnitzten Kirschbaumschrank von 1780 zersägen wie noch in den 1960er Jahren, im Gegenteil, das Möbel erhält selbstverständlich einen Ehrenplatz. Warum also nicht auch die gebauten Antiquitäten, die so geläufigen und deshalb unbeachteten Qualitäten des eigenen Hauses oder Gehöfts entdecken und wahrnehmen, ganz sachlich und ohne Altertumsduselei. Bei geplanten Veränderungen einmal deren Zweck und Folgen überdenken, *vorher*.

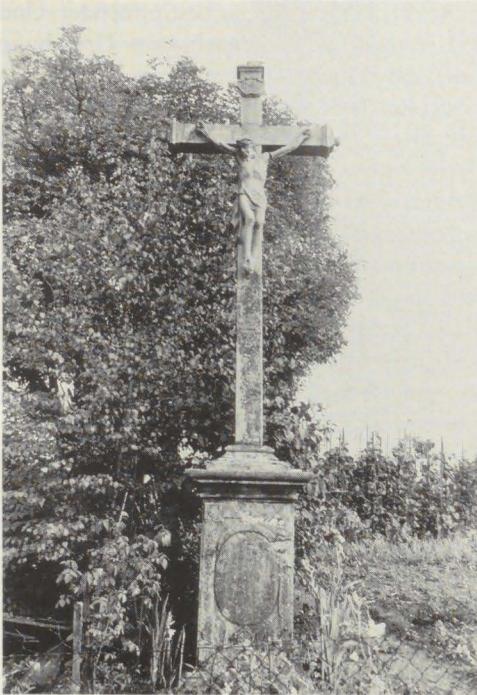
Die Bevölkerung Südbadens galt einmal als ganz besonders heimatverbunden. Sollte davon noch etwas übrig sein, bräuchte eigentlich die Erhaltung des ländlichen Architekturbes nicht so schwer auf den Schultern von pensionierten norddeutschen Ärzten, Ruhestandsmanagern und Stadtflüchtigen zu lasten, übrigens gehen auch deren Bemühungen manchmal daneben. Dorfsocks, das Singen des Badnerliedes, Geranien, aufgeschraubtes „Fachwerk“ oder am Reißbrett erfundene *Dorfverschönerung* sind kein Ersatz für die substanzielle Bewahrung dessen, was unseren heimatlichen Lebensraum (noch) so wesentlich ausmacht.

Die Rolle des Denkmalschutzes in diesem Geschehen wurde hier ganz bewußt nicht in

den Vordergrund gestellt. Es ist nicht Sinn und Zweck der Denkmalpflege, Auswirkungen eines gesellschaftlichen Strukturwandels oder gar Werteverfalls auf dem Verordnungswege und mittels Fassadenkosmetik zu vertuschen. Auf gesetzlicher Grundlage inventarisiert sie nach wissenschaftlichen Kriterien den schützenswerten Bestand und betreut die Schutzobjekte bei Bau- oder Reparaturmaßnahmen durch fachliche Beratung sowie gegebenenfalls durch finanzielle Zuwendungen und notwendige Auflagen. Die Erhaltungsverantwortung trägt jedoch in erster Linie der Denkmaleigentümer wie andere Hausbesitzer auch. Vor allem aber läßt sich das Problem nicht einfach auf die Gruppe denkmalgeschützter Häuser reduzieren, sie repräsentieren ja in der Tat nur einen Teil des tatsächlich Erhaltungswürdigen. Für die Ortschaft als Ganzes ist der nicht ausdrücklich geschützte Altbestand in der Regel mindestens ebenso prägend, wenn nicht gar bestimmender. Und bei Verlust seiner gewachsenen Umgebung wird das isolierte Denkmal zum beziehungslosen Relikt degradiert, man denke dabei nur an unsere vom Kommerz umgemodelten Stadtzentren.

Andererseits nützen das beste Denkmalschutzgesetz und der gewissenhafteste Konservator wenig, wenn der Denkmaleigentümer nicht von sich aus Aufgeschlossenheit und Verständnis einbringt, wenn er nicht am selben Strick zieht. Sonst wird Denkmalpflege zum verhaßten obrigkeitlichen Eingriff, der zwangsläufig zu einem alle Seiten unbefriedigenden Resultat führt. Weil Denkmalschutz nicht mit einer Schildwache vor jedem Haus betrieben werden kann, erweist er sich bei mangelndem Eigentümerinteresse in der Praxis gerade dann als ohnmächtig, wenn letzterer — oft genug in ehrlicher Unkenntnis des Sachverhalts — seiner Ansicht nach nicht bewilligungspflichtige Detailveränderungen, Erneuerungen oder dem behördlichen Auge verborgene Innenumbauten vornimmt.

Vergleicht man die amtliche Denkmalliste des alten Landkreises Freiburg von ca. 1970 mit dem heute noch vorhandenen Bestand, so trifft man bestenfalls die Hälfte der Objekte noch einigermaßen unbeeinträchtigt an, während der Rest entweder starke Verluste künstlerisch oder historisch aussagekräftiger Substanz aufweist oder seinen geschichtlichen Zeugniswert und damit auch seine Denkmalwürdigkeit völlig eingebüßt hat, die zahlreichen Abbrüche gar nicht mitgerechnet. Ganz verheerend sieht es im Bezug auf historische Innenausstattungen aus. Von den in der alten Liste noch dutzendweise in Bauernhäusern vermerkten Täferstuben, Einbaumöbeln, alten Kachelöfen und sonstigen Bestandteilen ist inzwischen das meiste verschwunden. Bisweilen scheinen hier Mißver-

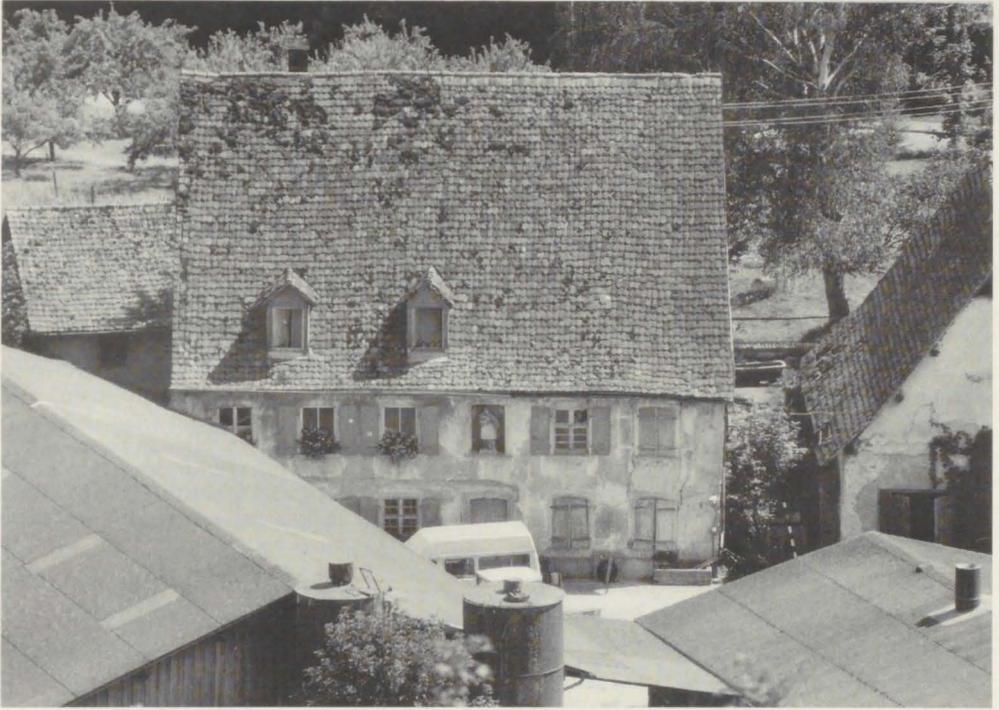


Liegt seit 20 Jahren in Einzelteilen ums Haus zerstreut: Mühlen-Kruzifix vom 1814. (Ehrenstetten/Gütighofen, Aufn. ca. 1970)

ständnisse noch durch das einstige südbadische Denkmalschutzgesetz beeinflusst (1949–1971 in Kraft), das im Sinne des Heimatschutzes großes Gewicht auf Straßenschilder und äußere Erscheinung legte: „Aber bei mir steht doch nur der Erker unter Naturschutz [!] . . .“

„Es geht eben heutzutage nur noch ums Geld“. Diesen Satz bekommt man auf Schritt und Tritt als Rechtfertigung baulicher Verschandelungen oder zur Bekräftigung sogenannter Sachzwänge zu hören. Als ob Geld früher keine Rolle gespielt hätte! Aber es war viel knapper und das förderte eine bei manchen Zeitgenossen vergessene Tugend: laufenden Bauunterhalt. Man trug Sorge zum Eigentum und bewahrte sein Haus möglichst vor Verfall. Ab und zu Ziegel bzw. Schindeln nachstecken, Holzwerk streichen, Mauerwerk und Verputz vor Feuchtigkeit schützen, das ist mit meist geringem Aufwand oder eigenhändig zu leisten. Aber es geht schließlich nur noch ums Geld, wir haben's und können uns diese Mentalität leisten: Ein altes Haus ist nur altes Gelump, wir reißen es ja sowieso irgendwann ab. Also verwittern die Fensterläden so lange, bis sie herunterfallen, Putz bröckelt und eindringende Feuchtigkeit läßt die heiklen Stellen des hölzernen Tragwerks verfaulen. Die Möglichkeit einer Instandsetzung verschwindet dann zumeist schon vor Erreichen eines wirklich bedrohlichen Schädigungsgrades aus dem Gesichtskreis, natürlich unter gewichtigem Hinweis auf die „unbezahlbaren“ Kosten. Im Verwaltungsdeutsch heißt dann das Ende vom Lied bei einem denkmalgeschützten Objekt „wirtschaftliche Unzumutbarkeit“, durch Rechenkunststücke unschwer darzulegen. Danach helfen nur noch Wunder. Haben wir diese Ruiniererei nötig? Aber es ist eben so eine Sache mit der persönlichen Einstellung, siehe oben.

Als ganz akut erweist sich das Problem der Bauunterhaltung bei den vielen gegenwärtig nicht mehr genutzten Ökonomiegebäuden, die nebenbei ja auch einen beträchtlichen



Die noch 1970 als stattliche Dreiseitanlage dokumentierte ehem. Mattenmühle, errichtet 1790/91, ist zum Teil bereits durch ein Konglomerat industriemäßiger Hallen „ersetzt“. Der Zustand des einst prächtigen Hauptgebäudes läßt das Schlimmste befürchten. (Ehrenstetten, Blick vom Ölberg, Aufn. 1993)

materiellen Wert und in engen Ortslagen darüber hinaus ein baurechtlich vielleicht einmal interessantes Bestandskapital darstellen. Mit gelegentlichen Dachreparaturen hält man sich oder den Nachkommen schöne Optionen offen.

Wo so viel an Verantwortlichkeit und Bürgersinn appelliert wurde, darf schließlich auch die Rolle von Politik und Verwaltung nicht ganz unerwähnt bleiben. Lassen die Politiker im hier berührten Problemkreis eine zumeist ambivalente Haltung erkennen, so mag das wohl an der Natur des Metiers liegen. Wenn aber Behördenvertreter, bisweilen sogar Ange-

hörige der u. a. auch mit der Wahrung denkmalschützerischer Belange beauftragten Bauämter und Genehmigungsinstanzen, durch Desinteresse an (Bau-)Kultur oder nur als Formalisten glänzen, dann sitzen sie an der verkehrten Stelle. Die Normenflut ist Tatsache, sich aber einfach dahinter verschanzen, bedeutet einen speziellen Nachweis der Untauglichkeit.

Nicht zuletzt die Gemeinden haben neben der Sorge um wirtschaftliches Wohl auch eine ganz besondere kulturelle Verantwortung wahrzunehmen. Selbst wenn dies nicht dem klassischen Ressortschema entspricht, gehören dazu die mannigfaltigsten Teilgebiete:

Unterricht und Erziehung ebenso wie der Umgang mit Natur und Landschaft, Weichenstellung gewerblicher Entwicklung, Abwägung und Gestaltung des (nicht nur baulichen) Wachstums, aber auch Identitätsbewahrung durch behutsames Handeln im unmittelbaren Wohn- und Lebensraum, Pflege des Heimatlichen jenseits folkloristischer Attitüden. Diese ganzen Bereiche und noch einige dazu haben mit Kultur mehr zu tun wie Museum, Theater und Konzertsaal zusammen, denn sie bestimmen direkt die Qualität unseres Daseins.

Der bauliche Organismus eines alten Dorfes ist ein sensibles Gut und angesichts des ange deuteten Wandels erhalten Detailscheidungen wegen ihrer zunehmend spürbaren Folgen auf das Ganze ein starkes Gewicht: Die durch geschichtliche Entwicklungen bedingte Einbuße baulichen Erbes und vertrauter Umgebung sollte möglichst nicht durch vermeidbare Abgänge gesteigert werden.

**Anmerkung*

Zur Illustration dienen Beispiele aus dem Dorf Ehrenstetten (Ortsteil von Ehrenkirchen südlich Freiburgs), ohne damit gerade diese Ortschaft anschwärzen oder die Eigentümer der abgebildeten Liegenschaften anprangern zu wollen; manche unter ihnen würden es vielleicht heutzutage besser machen. Die Auswahl läßt sich leider mühelos erweitern und darf als repräsentativ für vergleichbare Zustände auch über den Raum Freiburg hinaus gelten.

Ehrenstetten an der Möhlin, am Fuße des Ölbergs gelegen, wird in den älteren Teilen überwiegend von Markgräfler Steinbauweise bestimmt, sein Ortsbild ist unspektakulär und damit besonders empfindlich. Über die abgebildeten Beispiele hinaus fallen dem aufmerksamen Spaziergänger im Dorf derzeit noch weitere beachtenswerte Objekte auf, die wohl als bevorstehende Verluste zu klassifizieren sind.

Abbildungsnachweis:

4, 6, 10, 14 Landesdenkmalamt/Freiburg, die übrigen vom Verf.

Baumeister am Münster zu Unserer Lieben Frau in Freiburg

im Spätmittelalter und in der Renaissance

Gerhard Kaiser, Ettlingen

Das Freiburger Münster wurde im 13. Jh. erbaut. Um 1280 begann man mit dem Bau der filigran durchbrochenen, achteckigen Turmspitze, die erste ihrer Art. Im Volksmund gilt das Oktogen mit seiner vom Licht durchfluteten Maßwerkpyramide als „der schönste Turm der Christenheit“.

Die ausgewogenen Proportionen des Münsters entstanden nicht zuletzt dadurch, daß dem Bau während der jahrhundertelangen Bauzeit stets die gleiche Maßeinheit, nämlich die Elle von 54 cm, mit dem Grundmaß von 21 Ellen = 35 Freiburger Werkschuh = 11,34 m, einheitlich zugrunde lag. Nach der Fachliteratur (Walter Born) entspricht das Fünffache (5×21 Ellen) den Entfernungen von der Vierungssachse bis zum Chorschluß im Osten und bis zur Turmachse im Westen; das Doppelte der Längen, 10×21 Ellen = 113,40 m, ergibt die konstruktive Turmhöhe bis zum Ansatz der Kreuzblume. Nach Teilung dieser Höhe im Goldenen Schnitt, d. h. 130 zu 80 Ellen, liegt der Pyramidenfuß genau bei 70,20 m. Einschließlich Kreuzblume und der Wetterfahne (Halbmond mit Stern) an der Spitze, hat der Münsterturm eine Höhe von 116,25 m. Er war damit einer der höchsten, noch im Mittelalter fertiggestellten Kirchtürme im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation.

Als erster Turmbaumeister wird Hüttenmeister Gerhaert genannt. Erbauer des achteckigen Turmes mit seinen hohen Fenstern und der prachtvollen Maßwerkpyramide war vermutlich Meister Heinrich Müller, der nach seinem „Haus zur Leiter“ in der Wolfshöhle

zu Freiburg, auch den Namen Heinrich Leiterer führte.

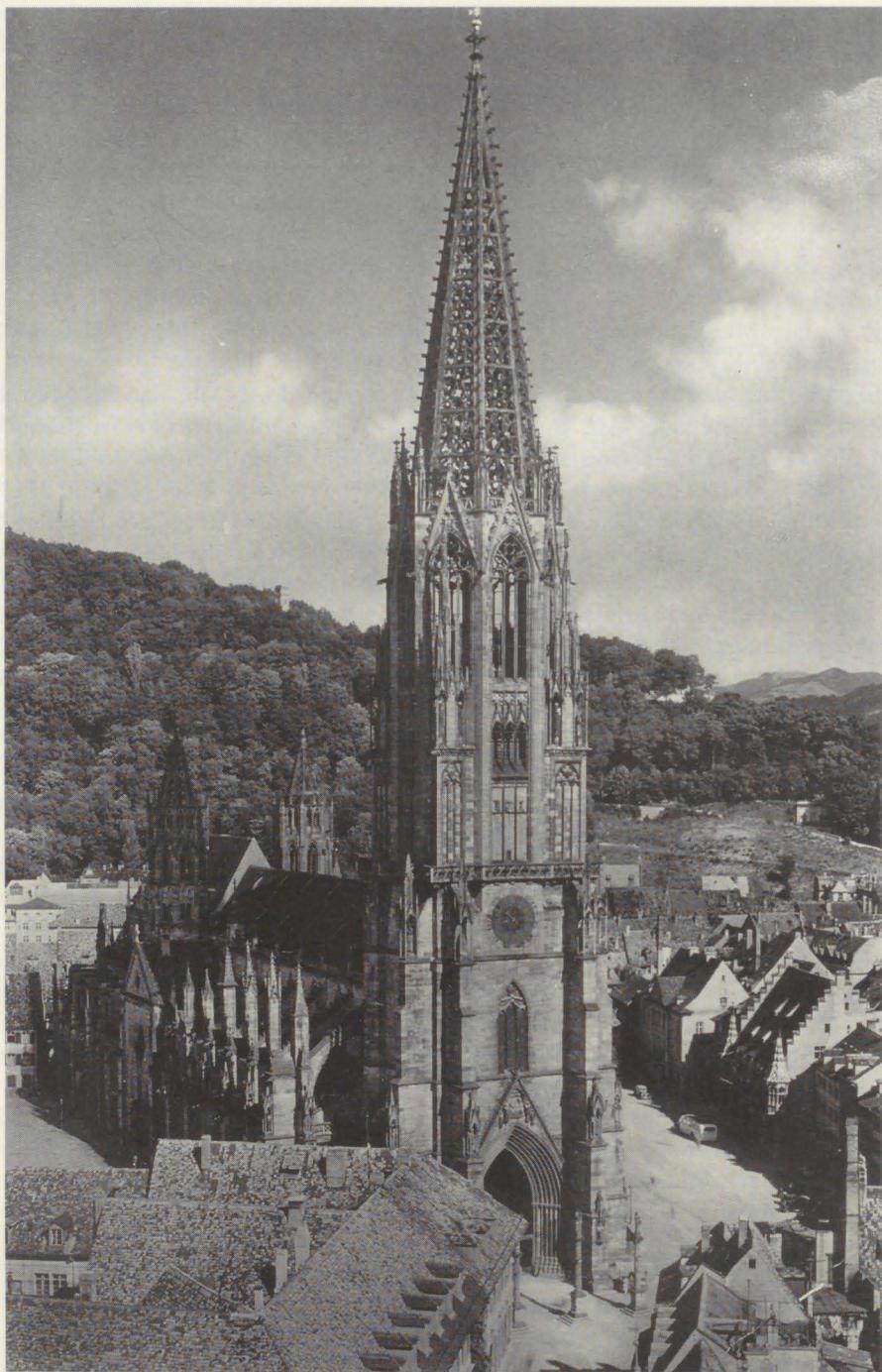
Zu Beginn des 14. Jh. war das Münster im wesentlichen vollendet. In einer Urkunde von 1332 wird neben Heinrich der Leiterer auch Meister Peter von Basel genannt. Um diese Zeit entstand die Heilig-Grab-Kapelle im südlichen Seitenschiff des Münsters, eine Tumba unter schlanker Baldachinarchitektur. Das Meisterzeichen des Peter von Basel ist bekannt. Es ist sowohl am Straßburger Münster, als auch an der geschichtsträchtigen Pfarrkirche der hl. Regiswindis in Lauffen am Neckar zu finden.

Anno 1348 wütete in ganz Europa die Pest. Zahlreiche Menschen fielen dem Schwarzen Tod zum Opfer. Auch Freiburg wurde nicht verschont. Die Juden wurden beschuldigt die Brunnen vergiftet zu haben. Wie bereits in Basel und in Straßburg, so verbrannte man auch in Freiburg die Juden, mit Ausnahme der Kinder und der schwangeren Frauen.

Schon bald nach dieser schrecklichen Zeit konnten die Arbeiten am Münster fortgesetzt werden. Als letztes Bauglied entstand 1354 der Neubau des spätgotischen Münsterchors. Die Inschrift auf dem Grundstein beim Nordportal lautet:

Von . gottes . geburt . m . ccc .
und . LIII . jar . an . unser . fro
wen . abent . in . der . vasten .
leit . man . den . ersten . stein .
an . disen kor.

Der helle hochstrebende Münsterchor mit seinem Umgang und Kapellenkranz ist im Entwurf das Werk Johannes von Gmünd



Freiburg, Münster U. L. Frau, Ansicht von NW. (Aufnahme Verlag Karl Abber Freiburg, Nr. 1000)



Das gerechte Maß liegt in der Ordnung, die gesetzt ist in der Geometrie (Heinz Schubmacher)

Auf einem „Sammelstein“ hat die Münsterbauhütte einige Steinmetzzeichen am Freiburger Münster dargestellt. Die erste Reihe links zeigt einfache Zeichen vom Anfang des 12. Jh. In der nächsten Reihe sind Zeichen der Frühgotik; über dem Schriftblock das Zeichen der Münsterbauhütte. Die dritte Reihe enthält Zeichen der Hochgotik, in erhabener Form ist das Meisterzeichen des Hans Niesenberger eingeschlagen. Die vierte Reihen enthält Steinmetzzeichen der Spätgotik und der Renaissance.

(Parler). Er nimmt in seine Konzeption die reichen und vielgliedrigen Formen der Chorthäupter in den Kathedralen Frankreichs wieder auf.

Johannes III von (Schwäbisch) Gmünd (Parler), Werkmeister an den Münsterbauhütten in Freiburg und in Basel war der Sohn Heinrich Parler d. Ä., zugleich der ältere Bruder des berühmten Dombaumeisters in Prag, Peter Parler. In den Urkunden trägt Johannes von Gmünd nicht den Familiennamen der Parler, führt aber wie seine Brüder das Meisterzeichen der Parler, den Kantenpfahl im Siegel. Ein in seiner geometrischen Form

einfaches Zeichen, das auf den Werken der weit verzweigten Baumeister- und Bildhauerfamilie der Parler für gute Leistung und Qualität bürgt.

Zunächst mit einem zeitlich begrenzten Arbeitsvertrag angestellt, wurde Johannes von Gmünd am 8. 1. 1359 zum Werkmeister auf Lebenszeit an der Münsterbauhütte zu Freiburg ernannt. Der Lohn betrug 10 Pfund Pfennige im Jahr und alle zwei Jahre sollte er vom Münsterpfleger ein Gewand mit Pelz erhalten, „wie es ihren Ehren zu geben und ihm zu tragen ziemlich ist.“ Sein Entwurf für die Gruppierung des Chorumgangs, der Sei-

tenkapellen sowie für die durch weite Maßwerkfenster aufgerissenen Wände lassen in der Architektur deutlich die Parlersche Bauweise erkennen.

Die Flankentürme im Osten, nach ihren Wetterfahnen auch Hahnentürme genannt, erhielten neue Aufbauten; die Galerie am Helmansatz wurde wie eine Hülse über die Mauerkrone gestülpt. An den Obergeschossen der beiden Türme entstand als eine Neuheit der Freiburger Parlerhütte eine Kombination kielbogiger Fensterblenden mit darüber angeordnetem Paneelstabwerk. Mit dem kleinen Maßwerkvorhang am nördlichen Chorportal des Münsters erinnert Meister Johannes an das Hängemaßwerk der Chorstreben im Veitsdom in Prag und in der Wenzelskapelle auf dem Hradschin, der kaiserlichen Residenz Karl IV. Meisterwerke der Architektur, die sein jüngerer Bruder Peter Parler schuf.

Das nördliche Chorportal am Freiburger Münster erzählt die biblische Schöpfungsgeschichte von Himmel und Erde, den Sündenfall der ersten Menschen Adam und Eva und von deren Vertreibung aus dem Paradies. Das etwas jüngere Chorportal im Süden, stellt im Bogenfeld den Tod und die Krönung der Gottesmutter Maria dar. Die seitlichen Vollfiguren der hl. Maria und des hl. Christophorus sind hervorragende Beispiele für das innige Verschmelzen von Architektur und ausdrucksvoller Plastik zu einer sich ergänzenden Einheit.

Zur gleichen Zeit wie in Freiburg war Johannes von Gmünd auch als Werkmeister für den Münsterchor in Basel verantwortlich. Anno 1356 war durch ein schweres Erdbeben der Chor, die Türme und das Gewölbe des Basler Münsters eingestürzt. Wie bei den Türmen von St. Lorenz und St. Sebald in Nürnberg und wie bei der Teynkirche in Prag wurde auch das westliche Turmpaar am Basler Münster glatt emporgeführt. Der Straßburger Münsterfassade entsprechend, legte Meister Johannes in Höhe der Hochschiff-

traufe einen Umgang mit Maßwerkbrüstung. Die Wiederaufbauarbeiten gingen unter seiner Leitung zügig voran, so daß das Basler Münster bereits im Jahre 1363 wiederhergestellt war.

Im Jahre 1368 hatte sich die Stadt Freiburg nach kriegerischen Auseinandersetzungen mit Graf Eginio II., Landgraf im Breisgau, von dessen Herrschaft freigekauft und sich als neue Schutzherren die Herzöge von Habsburg erkoren. Mit kurzen Unterbrechungen blieb Freiburg 400 Jahre lang vorderösterreichische Stadt und damit wichtigster Stützpunkt des Hauses Habsburg am Oberrhein. Die sehr kostspieligen Unterstützungen der Habsburger im Krieg gegen die Eidgenossen kostete der Stadt Freiburg viel Geld. Zwischen 1370 und 1380 kam der ehrgeizige Münster-



Das einprägsame Selbstporträt des Baumeisters Hans Niesenberger aus Graz am Münster zu Freiburg

bau in Freiburg zum Erliegen. An der Münsterbauhütte mußte der Betrieb für etwa 100 Jahre eingestellt werden.

Im September 1471 berief der Rat der Stadt Freiburg Hans Niesenberger zum obersten Werkmeister am Münster U. L. Frau in Freiburg. 20 Gulden im Jahr und außerdem 2 Schilling und 2 Pfennig Rappen Taglohn wurden ihm zugesagt. Er sollte sich einen guten Parlierer besorgen, tüchtige Gesellen einstellen und einmal im Quartal an der Baustelle erscheinen.

Niesenberger Hans, Baumeister aus Graz in der Steiermark, wurde um 1420 geboren. Sein Name wird erstmals 1459 urkundlich erwähnt. Im Verzeichnis der 19 Steinmetzmeister die auf dem großen Hüttentag in Regensburg die erste Ordnung der deutschen Steinmetzbruderschaft ausarbeiteten, erscheint Hans Niesenberger als „meister in der Wissenow“. In Weißenau bei Ravensburg war er 1459 bauleitender Werkmeister im Prämonstratenserkloster.

Vor dieser Zeit dürfte Niesenberger am Münster U. L. Frau in der Bischofsstadt Konstanz tätig gewesen sein. Die Anwesenheit des Meisters ist durch sein Steinmetzzeichen mehrfach bezeugt. Leiter der Konstanzer Münsterbauhütte war von 1450—1489 Werkmeister Vincens Ensinger. Um 1460 wirkte Hans Niesenberger in der Dombauhütte in seiner Heimatstadt Graz. Er vollendete den Dom; Vorbild war St. Stephan in Wien. Die Chorwölbung ist auf 1464 datiert. Als einer der kaiserlichen Residenzkirchen kam dem Grazer Dom eine vorbildprägende Rolle zu.

Im Oktober 1471 traf Niesenberger in Freiburg ein um mit den Bauarbeiten am Chor des Münsters zu beginnen. Doch es mußte zunächst aufgeräumt und das aufgehende Mauerwerk des Chors gesichert werden; der Bau hatte seit fast 100 Jahren stillgelegen. Der Kapellenkranz war auf halber Höhe als Ruine liegengeblieben.

Da sich Niesenberger ausbedungen hatte, neben dem Münsterbau auch noch andere Ar-

beiten ausführen zu dürfen, ging er schon im Dezember 1471 nach Einsiedeln in der Schweiz um in den nächsten zwei Jahren den Neubau der Stiftskirche zu leiten. Der Chor dieser Kirche wurde 1476 geweiht.

Im August 1472 waren die notwendigen Sicherungsarbeiten am Chor des Freiburger Münsters abgeschlossen und man begann mit dem Versetzen der Steine. Es war eine neue Steinmetzhütte neben dem Münster errichtet worden und Niesenberger wurde verpflichtet seinen Wohnsitz in Freiburg zu nehmen.

Um die Finanzierung der Baumaßnahme abzusichern, war Papst Sixtus IV 1479 bereit, auf zwei Jahre einen vollkommenen Ablass den zu gewähren, die zur Vollendung des Münsterchors beitragen, d. h. einen bestimmten Geldbetrag der Münsterfabrik spenden würden. Der Wert war auf die Kosten einer Wochenration an Speis' und Trank für eine erwachsene Person festgelegt worden. Im Jahre 1476 baute Hans Niesenberger für die Freiburger Bürger die Lustühle (Schauhallen) vor dem Heilig-Geist-Spital (1823 abgebrochen) und 1485 einen Brunnen für das Predigerkloster. Etwa zur gleichen Zeit schuf er für die Kirche St. Christina in Ravensburg den im Jahre 1476 geweihten Chor.

In den Jahren 1481/82 wandte sich der Herzog von Mailand, Lodovico Sforza an den obersten Rat in Straßburg, ihm einen geeigneten Meister zur Vollendung der Domkuppel in Mailand zu benennen. Die Wahl des Rates fiel auf Hans Niesenberger, Münsterbaumeister zu Freiburg. Der Herzog war bereit, dem Meister 180 Gulden als Lohn zu zahlen. Hinzu kam ein jährlicher Urlaub von zweieinhalb Monaten, den sich Niesenberger für die Fortsetzung seiner Arbeiten am Freiburger Münster erbat. Noch im Herbst 1483 zog Giovanni Nexenperger da Gratz, wie er nunmehr in den Annalen genannt wurde, mit seinem Sohn Hans als Gehilfen und mit 15 Gesellen nach Mailand.

Der Mailänder Dom ist eine der größten und prächtigsten Kirchen des Abendlandes. Nie-



Im Jahre 1561 schuf Meister Jörg Kempf die Münsterkanzel. Ein Engel hält sein Meisterschild mit Steinmetzzeichen und die Initialen I. K.

senberger hatte mehrmals bewiesen, daß er fachlich in der Lage war, Vierungsgewölbe auszuführen. Aber bei der Konstruktion der mächtigen Domkuppel mit einer Höhe von 68 Meter über den Grund versagte der Meister. Wegen grober Fehler am Bau wurde er samt Gesellen im Sommer 1486 von der Baustelle verwiesen. Fluchtartig mußten sie

alle Mailand verlassen.

Das „Mailänder-Desaster“ hat dem Ruf Niesenbergers nicht geschadet. Er blieb Werkmeister am Freiburger Münster. Unter seiner Leitung wurde der Münsterchor mit dem Kapellenkranz bis zum Dachgesims hochgezogen. Bei der Gestaltung der Fischblasen im Maßwerkfenster verzichtete man auf die bis-



Meisterschild des Münsterbaumeisters Hans Böringer mit seinem Zeichen, den Initialen H. B. und der Jahreszahl 1575

her übliche Symetrie. Gewählt wurden geometrisch durchdrungene, „flamboyante“ Formen. Die feinsinnige Art des Meisters zeigt sich in dem von ihm zierlich geschwungenem Maßwerk an der Alexanderkapelle. Dort ist auch an den kleinen Fenstern des Treppenturmes sein Steinmetzzeichen angebracht. Seine Kopfbüste ist an einem Pfeiler auf der Nord-

seite des Münsterchors erhalten geblieben. Das Original befindet sich im Lapidarium des Augustiner Museums in Freiburg. Im Jahre 1489 übernahm Niesenberger auch noch die Bauleitung für die Kirche St. Leonhard in Basel. Mit der Verleihung des Basler Zunftrechts waren die Auseinandersetzungen zwischen ihm und seinem ärgsten Widersa-

cher Hans von Nußdorf, dem ortsansässigen Basler Münsterbaumeister vorgezeichnet. Hans von Nußdorf, ein boshafter, streitsüchtiger Mensch, verleumdete Niesenberger. Böswillig behauptete er, Hans Niesenberger sei „in der Ulmer Münsterbauhütte von 22 Meistern und Gesellen in Verruf erklärt worden“. Im anschließenden Prozeß wurde Hans von Nußdorf verurteilt. Er behielt aber auf Bitten des Domkapitels seine Stelle als Werkmeister am Basler Münster.

Die lange Abwesenheit von Freiburg wurde Hans Niesenberger zum Verhängnis. Die Schwierigkeiten bei der Einwölbung des Münsterchors schienen unüberwindbar. Insbesondere die Anfänge für das Gewölbe waren mißglückt. Die einberufenen Sachverständigen erklärten das Gewölbe als „unwirklich und ungestalt“. Im Sommer 1491 wurden der Meister mit seinem Sohn Hans und der Parlierer Andreas Holzzer wegen fehlerhafter Wölbung der Chorkapellen in den Turm geworfen. Erst auf Bitten des Meisters und unter Hinweis, daß er ein armer und alter Mann sei, kam Niesenberger aus dem Gefängnis frei. Er mußte „Urfehde“ beschwören, auf alle Ansprüche verzichten und vom Münsterbau für immer zurücktreten. Die hierüber ausgestellte Urkunde vom 24. November 1491 trägt das Siegel mit dem Meisterzeichen des Hans Niesenberger. Das Siegel seines Sohnes Hans ist abgerissen.

Als wahrscheinlich letzten Bau leitete Hans Niesenberger in den Jahren 1492/93 von Freiburg aus, den Chor der Pfarrkirche in Emmendingen. Das schöne Netzgewölbe ist bei den Umbauarbeiten im 19. Jh. erhalten geblieben.

Im Jahre 1493 zog Hans Niesenberger nach Basel. Dort erhielt er vom Konvent St. Leonhard für seinen Lebensunterhalt eine Unterstützung von 5 Pfund. Noch im selben Jahr ist Hans Niesenberger gestorben. Zu seinem Nachfolger an der Freiburger Münsterbauhütte wurde Meister Hans Niederländer bestimmt.

Mit einem befristeten Arbeitsvertrag wurde im Jahre 1494 Lienhard Müller aus der Markgrafenstadt Ettlingen an der Münsterbauhütte in Freiburg eingestellt. Leitender Werkmeister war bis 1505 Erhard von Hof. In dieser Zeit konnten am Münster die Mängelbeseitigungsleistungen, nämlich der teilweise Abbruch und die Wiederherstellung der Gewölbe für die Chorkapellen abgeschlossen werden. Der Außenschub der hohen Chorgewölbe überträgt sich nunmehr über zierliche Strebebögen auf die äußeren Strebepfeiler.

Die Baumaßnahmen kamen so schnell voran, daß im Oktober des Jahres 1499 die zu versetzenden Steine ausgingen. Obwohl Meister und Gesellen „feiern mußten“, erhielten sie aus vertragsrechtlichen Gründen ihren Lohn auch für die Ausfallzeiten weiterbezahlt. Unter Meister Hans Götz von Hall schloß sich 1510 das Gewölbe über den inneren Münsterchor. Datum und Monogramm des Meisters sind neben dem mittleren Schlußring angezeigt.

Wie bei den meisten deutschen Netzwölbungen in der Spätgotik üblich, so sind auch in Freiburg als Hauptarten Sternennetz- und Maschennetzgewölbe gewählt worden. Eingeweiht wurde der Münsterchor im Jahre 1513, zuvor mußte aber der alte Chor aus der frühgotischen Bauphase, um ihn war der neue Chor herumgebaut worden, niedergelegt werden. In der Zeit von 1518—1524 hieß der Werkmeister an der Münsterbauhütte Hermann Neuhäuser. Erst im Jahre 1525 ernannte die Stadt Freiburg an ihrer Münsterbauhütte Meister Lienhard Müller von Ettlingen zum Werkmeister auf Lebenszeit. Dieses bedeutsame Amt hatte er bis zu seinem Tode im Jahre 1533 inne.

Als Münsterbaumeister errichtete Lienhard Müller in Freiburg das Städtische Kaufhaus. Nachdem der Friedhof auf dem Münsterplatz aufgelassen worden war, schuf er das imposante Bauwerk in den Jahren 1525—1532. Die gegen das Münster gerichtete Außenfassade begrenzen an den Seiten zwei hohe

Staffelgiebel. Zwischen den, mit spitzen Helmen versehenen Flankenerkern stehen außen am Obergeschoß auf Konsolen, die Figuren der für die Stadt Freiburg in den vorderösterreichischen Ländern wichtigen Herrschergealten aus dem Hause Habsburg: Kaiser Maximilian, Philipp der Schöne, Karl V. und Ferdinand I. Die hervorragenden Bildwerke schuf Meister Sixt von Staufen 1530—1531. Das Erdgeschoß und der davor liegende Laubengang waren Stapelplätze für Waren aus allen Herren Länder. Das Obergeschoß enthält den prächtigen Festsaal der Stadt Freiburg. An der Haupttreppe, der sog. Kaisertreppe brachte Lienhard Müller von Ettlingen sein Meisterschild mit Zeichen und die Jahreszahl 1532 an.

Als Nachfolger von Lienhard Müller berief der Rat der Stadt Freiburg Meister Hans Mentzinger von Basel zum Werkmeister an der Münsterbauhütte. Von 1535—1554 erscheint in den Rechnungen Wolf Koch von Ruffach als Hüttenmeister.

Jörg Kempf der Ältere, Werkmeister und Bildhauer aus Rheineck im Kanton St. Gallen wird 1555 urkundlich als Steinmetzmeister und Bürger zu Konstanz erwähnt. Im Jahre 1558 kam er durch Vermittlung des Rates der Stadt Straßburg als Münsterbaumeister nach Freiburg. Zu seinen ersten Arbeiten zählt 1558 die am nördlichen Seitenschiff zwischen zwei Strebepfeilern eingefügte Ölbergkapelle, die ursprünglich wie bei vielen anderen Kirchen auch, nach Außen geöffnet war. Nach der Zerstörung der Ölbergfiguren im Jahre 1829 wurde die Kapelle nach Innen geöffnet und in die sogenannte „Grafenkapelle“ umgewandelt. Aus der Entstehungszeit sind die von Meister Jörg Kempf interessant gestalteten Wasserspeier erhalten.

Das bedeutendste Werk des Meisters Jörg Kempf ist die an einem Pfeiler des Mittelschiffes angebrachte Kanzel aus Kalksandstein von Pfaffenweiler, die der Rat der Stadt 1559 in Auftrag gegeben hat. Nach dem

„Augsburger Religionsfrieden“ von 1555 war es die Reformation, die sich auch in den, der römisch-katholischen Kirche treugebliebenen Habsburger Landen dahingehend auswirkte, daß man der Verkündigung der Heiligen Schrift vermehrt Aufmerksamkeit schenkte. Obwohl sich auch am Oberrhein das Stilempfinden der italienischen Renaissance durchzusetzen vermag, ist die Münsterkanzel feingliedrig in gotischen Formen, wie ein Holzschnitzwerk gestaltet. Der Corpus ruht mit seinem reichen Maßwerk auf einem schlanken Fuß von naturalistischen Ästen umrankt. Unter der Kanzeltreppe hat sich Jörg Kempf mit einem Schariereisen in der Hand dargestellt. Nach der Mode gekleidet und mit Baret und Vollbart schaut der Meister aus einem Fenster. Auf dem aufgeklappten Fensterflügel sind die runden Butzenscheiben zu erkennen. Links über dem Fenster hält ein kleiner Engel das Meisterschild mit Steinmetzzeichen und mit den Initialen I. K. Vorbild für das gerahmte Selbstbildnis war sicher das Selbstporträt des Dombaumeisters Anton Pilgram von 1515 im Stephansdom in Wien. Im Volksmund der „Fenstergucker“ genannt. Auch er hat sich dort unter der Domkanzel dargestellt.

Im Freiburger Münster läßt Meister Jörg Kempf voller Selbstbewußtsein den Betrachter wissen: „Mit der Hilfe des Allerhöchsten und der Kraft des eigenen Talents hat Jörg Kempf aus Rheineck das geschaffen im Jahre des Heils 1561.“

Am 28. 4. 1561 schlug der Blitz in die Spitze des Freiburger Münstersturmes ein, dabei war, Gott sei Dank, die schwere Kreuzblume nicht herabgestürzt. Schon im Bauernkrieg, im Frühjahr 1525 hatte der Turm schwer gelitten, als aufständische Bauern vom Schloßberg aus die Stadt und das Münster mit ihren Schlangenbüchsen unter Beschuß nahmen. Ein Jahr nach dem Blitzschlag geriet der Turm durch einen Brand erneut in große Gefahr. Im Ratsprotokoll vom 29. Juli 1562 wird hierüber berichtet:

1 2
1578 HL. GRAB HANS BÖRINGER

3 4 5 6 7

8 9 10 11 12

13 14 15 16 17

18 19 20 21 22 GK

Steinmetzzeichen, das sind Urhebermarken, der Meister und Gesellen am Lettner im Freiburger Münster, erstellt 1579-1583

KAISERTREPPE 1532



Steinmetzzeichen an der Kaisertreppe im ehemaligen Kaufhaus in Freiburg, erbaut von Münsterbaumeister Lienhard Müller von Ettlingen in der Zeit von 1525-1532

„Nachdem nächst der münsterturm angangen ze prennen, also das sturm geschlagen worden und dan angezeigt wurd, das die münsterpläser, sonderlich Galle der jung, des Mangen son, nacht und tag ire weiber droben uf dem turm haben wider iren aidt, auch viel personen unerlaubt ufhin lassen, zechen,

dempfen, springen und dantzen, welches sich nit gepürt, dardurch etwa größerer schad endston möchte, so ist erkannt, den Galle ins spittals gefängnus zelegen“ etc.

Als Nachfolger von Jörg Kempf berief der Rat der Stadt Freiburg am 9. Oktober 1475 Hans Böringer zum Werkmeister an der Münster-

Orts- Werkverzeichnis der Baumeister

D-73525	Schwäbisch Gmünd
D-79098	Freiburg
CH-4000	Basel
A-8010	Graz
D-78462	Konstanz
D-93047	Regensburg
D-88214	Weißenua/Ravensbg.
A-8010	Graz
D-79098	Freiburg
CH-8840	Einsiedeln
D-79098	Freiburg
D-88212	Ravensburg
I-20100	Mailand
D-79098	Freiburg
CH-4000	Basel
D-79098	Freiburg
D-79312	Emmendingen
CH-4000	Basel
D-76275	Ettlingen
D-79098	Freiburg
D-79098	Freiburg
Ch-	Rheineck/St. Gallen
D-78462	Konstanz
D-79098	Freiburg
D-78628	Rottweil oder Dinkelsbühl
D-91550	Dinkelsbühl
D-79012	Freiburg

Johannes von Gmünd (Parler)

Geburtsort	* um 1328
Münster	SMZ 1354—1375
Münster	1357—1361
Niesenberger Hans	1410—1493
Geburtsort	* um 1410
Münster	SMZ um 1455
Teilnahme am Hüttentag	1459
Klosterkirche	um 1459
Dombauhütte	1460—1471
Münster	SMZ 1471—1491
Stiftskirche	ab 1471
Lugstühle (abgebrochen)	1476
St. Christiana — Chor —	1476
Domkuppel	1483—1486
Brunnen Predigerkloster	1485
St. Leonhard	1489—1491
Entlassung und Gefängnis	1491
Pfarrkirche — Chor —	1492—1493
Sterbeort	† 1493
Müller Lienhard	1468—1533
Geburtsort	* um 1468
Münster	1494—1533
Städtisches Kaufhaus	SMZ 1525—1532
Kempf Georg	
Geburtsort	
Bürger und Steinmetz	1555
Münster — Kanzel —	SMZ 1558—1561
Böringer Hans	1515—1590
Geburtsort	um 1515
St. Georg	
— Westturm —	SMZ 1540—1545
Münster	SMZ 1575—1590

bauhütte. Er führte die schwierigen Instandsetzungen durch. Am Original der inzwischen abgetragenen und in der Münsterbauhütte wieder aufgestellten Turmspitze finden wir sein Steinmetzzeichen.

Böringer Hans wurde um 1515 in Rottweil oder in Dinkelsbühl geboren. Er baute 1540—1545 das hohe Glockengeschoß für den Westturm von St. Georg in Dinkelsbühl. Anschließend ist sein Aufenthalt 30 Jahre lang unbekannt. Aufgrund seines späteren sicheren Stilempfindens war Hans Böringer offensichtlich längere Zeit in Italien, dem Lande der Renaissance. Auch bei der Bearbeitung einzelner Werkstücke wird dies deutlich; die Steine sind nicht aufgeschlagen, sondern nach italienischer Art geschliffen.

1577 fertigte Hans Böringer am Münster die Maßwerkbrüstung der St. Michaelskapelle und danach 1578 die Außenseite der Grabkapelle. Wie aus der unter den Schildern der Stadt Freiburg und der Münsterbauhütte angebrachten Jahreszahl 1578 hervorgeht, wurde der Anbau noch im selben Jahr vollendet. Die spätgotischen Formen sind mit einer solchen Sicherheit behandelt, daß man geneigt sein könnte, die Anlage für älter zu halten. Nur die geflügelten Engelköpfe, welche die Fialen tragen, erinnern an die neue Stilrichtung der Renaissance.

Im Mai 1579 beschloß der Rat, einen Lettner in „fürzeigter form und muster nach“ zu errichten. Hans Böringer entwarf den Plan. Er setzte ihn zwischen den beiden seitlichen Eingängen in den Chorumgang. Der Lettner erhielt fünf Sternengewölbe auf Pfeilern mit vorgelegten korinthischen Säulen. Auf den Schäften sind im unteren Bereich reiche Verzierungen, wie Vögel, Vasen mit Blumenge-

winde und Kartuschen mit Reliefbildern der Evangelisten und Kirchenlehrer zu bewundern. Unter dem Lettner befanden sich drei Altäre und zwei Durchgänge zum Chor; auf der Rückseite war eine Wendeltreppe angebaut. Der Lettner ist 1790 abgebrochen worden. Die westliche Hauptfront und Teile der Seitenfronten wurden aber später in den Querschiffarmen als Musiktribünen wieder aufgebaut.

Als Material verwendete der Meister den feinkörnigen gelblichen Kalkstein aus Pfaffenweiler. Nur die Maßwerk Galerie ist in rotem Sandstein ausgeführt. An der Südwestecke der Balustrade stand die jetzt im Lapidarium des Augustinermuseums aufgestellte Büste des Münsterbaumeisters. Hans Böringer starb Anfang 1590 in Freiburg.

Im November 1944 fiel die Altstadt von Freiburg durch Bombenangriffe in Schutt und Asche. Beinahe unbeschädigt überstand das Münster U. L. Frau die Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg. Majestätisch steht es wie einst, festgefügt in Mitten der Stadt.

Literaturverzeichnis

Freiburg im Breisgau die Stadt und ihre Bauten, Badischer Architekten- und Ingenieurverein 1898
Das Freiburger Münster, Friedrich Kempf, 1906
Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler, 1907 ff

Die deutschen Baumeisterbildnisse des Mittelalters, Kurt Gerstenberg 1966

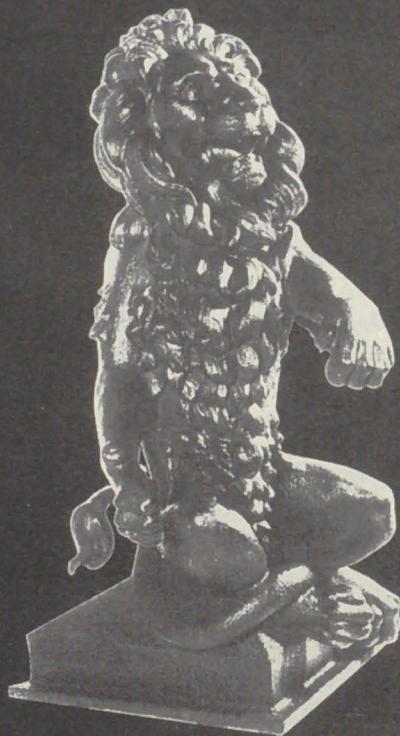
Deutsche Kirchenbaukunst der Gotik, Norbert Nußbaum

Die hohen deutschen Kirchtürme, Walter Born 1979

Reclams Kunstführer Baden-Württemberg, Ausgabe 1985

Rund um den Turmberg

Führer durch
das Pfinzgaumuseum



Vor kurzem wurde das Pfinzgaumuseum eröffnet. Ein Führer durch das Pfinzgaumuseum, bearbeitet von Frau Brigitte Baumstark, liegt vor. (DM 30,-)

Kommunen als Pioniere moderner Sozialstaatlichkeit

Das Mannheimer Arbeitsamt verweist auf eine 100jährige Tradition

Wolfram Förster, Mannheim

Am 2. August 1993 war es nunmehr einhundert Jahre her, daß in Mannheim die Keimzelle des heutigen Arbeitsamtes im Gewand der „Centralanstalt für Arbeitsnachweis jegl. Art“ in Gründung ging. Nach Karlsruhe (1891) und Freiburg (1892) schuf somit Mannheim als dritte Kommune in Baden eine Behörde, die auf paritätischer Übereinkunft den Ausgleich zwischen Kapital und Arbeit anzustreben sich zur Aufgabe gemacht hatte. Gleichmaßen Arbeitgebervereinigungen unterschiedlicher Fachrichtung, Wohlfahrtsverbände, manche Organisationen der Arbeiterschaft und nicht zuletzt Vertreter der Stadtgemeinde und der Kreisverwaltung gehörten dem Fähnlein der insgesamt 17 Gründungsmitglieder an. Neutralität bei der Stellenvermittlung proklamierte der eingetragene Verein per Satzung als oberstes Gebot. Während auf diese Weise im gesamten süddeutschen Raum solche Einrichtungen zumal in den größeren Städten beinahe zur Regel wurden, blieben nördlich der Mainlinie vergleichbare Aktivitäten praktisch außen vor. Zum Zeitpunkt der Gründung existierten allerdings neben der Mannheimer Centralanstalt eine Reihe sonstiger Stellenvermittler am Ort, deren Tätigkeit um Jahre weiter noch zurückreichte. Mit der Aufhebung des Sozialistengesetzes 1890 sahen gewerkschaftliche Organisationen endlich die Zeit für gekommen, dem Klientel organisatorisch bei der Stellensuche zur Seite zu stehen. Auch einzelne Berufsinnungen des Handwerks taten sich seit längerem in der Stellenvermittlung her-

vor, deren Büro wie das mancher Gewerkschaften nicht selten in Hinterzimmern einschlägiger Gaststätten zu finden war. Und der Eifer sog. Gewerbsmäßiger etwa bei der Hafendarbeit und der Übermittlung weiblicher Dienstboten, die dem Profitgedanken nachhingen, reichte schließlich am längsten zurück. Mannheim vollzog in jener Epoche den Übergang vom Handelsplatz zur Industriemetropole, der ökonomische Wandel nahm bisher nicht gekannte Dimensionen an. Friedrich Walter, Stadthistoriker von Funktion, notierte diesbezüglich folgende Worte in der Stadtchronik: „man kann ohne Übertreiben sagen, daß der Charakter der Stadt in den vier Jahren 1896—99 sich mehr verändert hat als in den zwanzig Vorangegangenen“. Das rasante industrielle Wachstum zog ganze Menschenmassen an, so daß sich den Stellenvermittlern allerhand Gelegenheit bot, den Ankömmlingen bei der Suche nach Arbeit eben mehr oder minder selbstlos den Dienst zu offerieren. Beinahe einhundert dieser Stellenvermittlungsagenturen notierte die Statistik nach der Jahrhundertwende in der Stadt, und der Zustrom insbesondere aus dem badischen Odenwald und Bauland abgewanderter junger Knechte, Handwerker und Mägde riß nicht ab. Schon die ersten Jahre der Tätigkeit brachten der Centralanstalt beachtlichen Erfolg, rasch avancierte die Einrichtung zum Hauptakteur. Als eingetragener Verein jedoch legte man naturgemäß der Öffentlichkeit gegenüber keinerlei Rechenschaft ab, Kritik zumal in der

Presse setzte ein. Immerhin waren in Baden bereits bis zur Jahrhundertwende ein Dutzend vergleichbarer Einrichtungen in ausschließlich kommunale Trägerschaft gerückt, lediglich und ausgerechnet die beiden größten Industriestandorte Mannheim und Karlsruhe hinkten hinterher. Wenn auch nicht in offiziellen Verlautbarungen ausgesprochen, so wirkten wohl doch Rücksichtnahme auf die jeweiligen Industriekreise in kommunalen Gedankenspielen im Hintergrund. Wie auch immer, die hiesige Kommune vollzog 1906 den Schritt zur alleinigen Trägerschaft. Während in breitem Echo die Gewerkschaften die städtische Reaktion begrüßten, holte kaum später die Großindustrie zur Gegenreaktion aus. In Kooperation über den Rhein hinweg entstand gleich 1907 der „Arbeitsnachweis der Industrie Mannheim — Ludwigshafen e. V.“, der bei der Stellenvermittlung mindestens die Position eines gleichgewichtigen Konkurrenten errang. Handwerksinnungen und Gewerkschaften wiederum gliederten in wachsender Zahl ihre Agenturen dem Städtischen Arbeitsamt an. Allein die Gruppe der gewerbsmäßigen Profiteure zeigte sichtbar Erosion, zumal der Staat ab 1910 hier mit Auflagen und Kontrollen so manchen unseriösen Akteur zur Aufgabe zwang.

Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges erstarrte zunächst das Wirtschaftsleben, allorts setzte eine beunruhigende Arbeitslosigkeit ein. Dann sorgten umgekehrt wenige Monate später massenweise Heereseinberufungen und die Ankurbelung der Rüstungsindustrie für eklatanten Arbeitskräftemangel. Erstmals bemächtigte sich jetzt der Staat der Städtischen Arbeitsämter, an die zur Erledigung von Rückstellungsanträgen und zur Zwangsrekrutierung von Arbeitskräften entsprechende Anweisungen ergingen (Gesetz über den Vaterländischen Hilfsdienst 1916). Nun erlaubte der Staat auch den Einzelstaaten, bei Bedarf die Errichtung weiterer Städtischer Arbeitsämter zu initiieren. Somit hatte man von staatlicher Seite erstmals die Städti-

schen Arbeitsämter offiziell zur Kenntnis genommen, und damit zu deren Akzeptanz und Aufwertung gerade auch der Konkurrenz gegenüber wesentlich beigetragen. Der hiesige Industriellennachweis übrigens hatte sich bald nach Kriegsausbruch dem Mannheimer Arbeitsamt angeschlossen. „Patriotismus und Kriegsbegeisterung voraus“ galt es schließlich die Kräfte zu bündeln.

Anschließend in der unmittelbaren Nachkriegssituation herrschte in Mannheim und anderswo auf den Straßen und in den Betrieben praktisch das Chaos. Erich Mühsam rief im Februar 1919 vor Ort die Räterepublik aus, der Staat antwortete mit Standrecht und Belagerung. Soldaten strömten in Massen in die Heimat zurück, der Wirtschaft ging plötzlich die Arbeit aus. Über Arbeitslosenunterstützung und Arbeitsbeschaffung betrieb der neue Staat gezielt Sozialfürsorge, und hielt zur Erledigung dieser Aufgabe weiterhin an den Städtischen Arbeitsämtern fest. Den Status einer halbstaatlichen Behörde erlangte das Mannheimer Arbeitsamt 1922 (Arbeitsnachweis-Gesetz), als Regierung und Parlament die reichsweite Vereinheitlichung in Richtung Arbeitsverwaltung forcierten. Neben einem dreistufigen Behördenaufbau (Reich-Land-Gemeinde) legte man zusätzlich Art und Umfang des Aufgabenbereiches fest, die erforderlichen Aufwendungen übernahm der Staat zur Hälfte. Die Gewerbsmäßigen traf das Verbot weiterer Lizenzvergaben, ihr komplettes Ende war für 1931 datiert. Da Mannheim zu jener Zeit bereits über einen ausgesprochen fortschrittlichen Apparat verfügte, erforderten die gesetzlichen Neuerungen vergleichsweise wenige Handlungsbedarf. Lediglich die Zuständigkeit umfaßte nun neben dem altangestammten Stadtgebiet zusätzlich die Amtsbezirke Ladenburg und Schwetzingen.

Einen Schlußstrich unter den Verstaatlichungsprozeß zog die Politik durch das Gesetz über Arbeitslosenvermittlung und Arbeitslosenversicherung (AVAVG) von 1927,



Centralanstalt für Arbeitsnachweis jeglicher Art, Mannheim

das von der Finanzierungsseite her jetzt ausschließlich Kapital und Arbeit in die Verantwortung nahm. Mit der Anwendung und Ausgestaltung der arbeitsmarktpolitischen Instrumente beauftragte der Staat einem drittelparitätisch besetzten Verwaltungsausschuß, der gleichermaßen Arbeitgeber, Arbeitnehmer und öffentliche Körperschaften miteinbezog. Auch letzteres stellte für Mannheim kein Novum mehr da. Diese Regelungen des AVAVG von 1927 legten den Grundstein unserer heutigen Arbeitsverwaltung.

Der Nationalsozialismus bediente sich nachhaltig der Arbeitsverwaltung, um den in Richtung Krieg weisenden Wirtschaftsaufbau durch eine geeignete Lenkung des Arbeitsmarktes zu flankieren. Schrittweise verlor der Einzelne seinen ursprünglichen Rechtsstatus. Die Lenkungsmaßnahmen setzten vorsichtig

bei der Zurückdrängung der Frauenarbeit (Ehstandsdarlehen), der Landhilfe oder des gewiß populären Austausches von älteren Arbeitslosen gegen jüngere Arbeitnehmer gleich nach der Machtergreifung an. Dann zeigten die Eingriffe über das Arbeitsbuch und die Berufslenkung (beides 1935) in Richtung Dienstpflicht (1938), die der Freizügigkeit ein jähes Ende setzte. Selbst bei der Judenverfolgung, und während des Zweiten Weltkrieges des Ausländereinsatzes in der Wirtschaft, kam der Arbeitsverwaltung eine aktive Rolle zu. Die Arbeitsämter degenerierten zum NS-Erfüllungsgehilfen, irgendwelche Ausnahmen gab es hierbei nicht.

Nach 1945 kam den Arbeitsämtern als Meldebehörde und Ausgabestelle für Lebensmittelkarten zunächst hohe Priorität im städtischen Verwaltungsgefüge zu. Mittels Dienstver-

pflichtung und Belegschaftsumschichtungen, also Rückgriffen auf das frühere NS-Handlungsrepertoire, begegnete das Mannheimer Amt der prekären Lage am Arbeitsmarkt. Weiter erwuchs eine Aufgabe aus der beruflichen Integration von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen, die es verstärkte noch nach der Währungsreform nach Mannheim zog. Reine Krisenbewältigung als vordringliche Aufgabe stand nunmehr im Mittelpunkt, das Mannheimer Arbeitsamt agierte als Provisorium mit zentraler Funktion.

Drei Jahre nach der Gründung der Bundesrepublik stellten Regierung und Parlament die Weichen für eine Wiederherstellung staatlicher Trägerschaft der Arbeitsverwaltung, nachdem noch 1945 die Zuständigkeit an die Länder ergangen war. Nach dem Vorbild der früheren Reichsanstalt entstand auf der Basis der Drittparität wieder die dreistufige Institution, Kompetenzen ergaben sich nach dem Regelwerk des AVAVG. Der Mannheimer Arbeitsamtsbezirk blieb in den zuvor 1938 neu geschaffenen Grenzen bestehen, die zusätzlich den Amtsbezirk Weinheim an die Behörde gebracht hatten. Mit den Fünfziger und Sechziger Jahren im Sog des sog. Wirtschaftswunders fielen den Arbeitsämtern weitere Zuständigkeiten zu, die auf die Schließung der mit der Zeit immer weiter auseinanderklaffenden Arbeitskräftelücke hinzielten. Die Anwerbung von Ausländern, berufliche Integration der Flüchtlinge und später auch der verstärkte Eintritt von Frauen in das Berufsleben brachten ein erweitertes Aktionsfeld mit

sich. Trotz dieser mannigfaltigen Anstrengungen wurde der Arbeitskräftemangel zusehends akut. Während 1960 im Bereich des Mannheimer Arbeitsamtes auf einen Arbeitslosen immerhin 15 offene Stellen kamen, signalisierte das Jahr 1969 mit einer Quote von 1 zu 27 Nachkriegsrekord.

Daß der prosperierende Gang der Wirtschaft kein absolutes Dauerphänomen sein kann, wußten Politik und Arbeitsverwaltung nur zu gut. Die Vorarbeiten zum Arbeitsförderungsgesetz von 1968 reichten schließlich mit vier Jahren in die Phase ausgesprochener Hochkonjunktur zurück, die Weichenstellung ging in Richtung präventiver Arbeitsmarktpflege. Anstatt auf Verwerfungen am Arbeitsmarkt lediglich zu reagieren, sollten Beratung und adäquate Weiterqualifikation künftig Arbeitslosigkeit und unterwertiger Beschäftigung vorbeugen. Massenarbeitslosigkeit als Dauerphänomen entstand in der Bundesrepublik in den Siebziger Jahren, sie reicht kontinuierlich bis zur Gegenwart und bei nüchterer Betrachtung wird sie auch noch länger als Begleiterscheinung des Arbeitsmarktes vorhanden sein. Gerade die Stadt Mannheim als sog. altindustrialisierter Standort laboriert nachhaltig an den Folgen des allgemeinen Strukturwandels. Im April 1993 entsprechen im Mannheimer Arbeitsamtsbezirk einer offenen Stelle jetzt zwölf Arbeitslose — nicht umgekehrt! So gesehen kommt mehr denn je den Arbeitsämtern als Mittler und Förderer des Arbeitsmarktes eine zentrale Rolle.

Das behandelte Thema liegt in Buchform vor unter:
Förster, Wolfram. Arbeitsamt Manheim 1893—1993.
Institution, Wirtschaft, bevölkerung, Politik.
Eine Jahrhundertbetrachtung. 190 S., 39,80 DM.
Pylon Verlag Mannheim 1994. ISBN 3-9803632-0-1.

Theodor Bauer (1873—1933), Landtags- abgeordneter (DVP)

Kämpfer für soziale Gerechtigkeit

Erwin Dittler, Kehl-Goldscheuer

Georg Theodor Bauer wurde mit seinem Zwillingenbruder Wilhelm am 30. Januar 1873 im Grombacher protestantischen Pfarrhaus geboren, einem alten Bauernhaus, am Rande der Gemeinde gelegen, das 1859 angekauft worden war. Er wuchs in einer neunköpfigen Familie auf, wo Schmalhans Küchenmeister war. Vater Georg Bauer, der am 23. 12. 1834 in Adersbach auf die Welt kam, besuchte von 1852—1854 das evangelische Lehrerseminar in Karlsruhe und versah anschließend als Unterlehrer den Schuldienst in Neckarelz und Steinfurth. Nach weiterer Fortbildung an Privatschulen erwarb er das Abitur, studierte Theologie und wirkte später als Diakon in Weinheim und Hornberg, um dann 1868 als Nachfolger von Pfarrer Ch. L. Zipse die Pfarrei in Grombach zu übernehmen. Aus Gewissensgründen wechselte er in den Schuldienst und gründete in der Pfarrei Grombach eine Privatschule. Es mag im Jahr 1874 gewesen sein, da dort von 1874—1890 Pfarrer Becker amtierte. Zwei Jahre später wurde er Rektor der Töchterschule und dann auch der Volksschule Pforzheim. Schließlich wurde er in das neue Amt des Kreisschulvisitors in Lahr berufen. Während seines Vortrages auf einer Lehrerkonferenz in Kehl erlitt er am 25. 10. 1892 in Kehl einen Schlaganfall und starb noch am gleichen Tag. Neben seiner Frau Bertha, geb. Frank, hinterließ er die Tochter Frieda, die in Santa Margherita/Liguria und auch in Herrenalb zeitweilig eine Fremdenpension betrieb, die Zwillinge und den am 8. 10. 1869 ebenfalls in Grombach

geborenen Friedrich, der sein Medizinstudium 1894 mit dem Staatsexamen abschloß und zunächst in Baden wirkte und sich dann 1896 an seinem letzten Studienort München als praktischer Arzt und Geburtshelfer niederließ. Dort war er lange Jahre Vorsitzender des Vereins „Freie Arztwahl“, 2. Vorsitzender des ärztlichen Bezirksvereins und von 1904—1914 Mitherausgeber der Zeitschrift: „Bayerisches Ärztliches Correspondenzblatt“, in der er zahlreiche Aufsätze veröffentlichte. Er gehörte zu den Gründern der USPD in Bayern¹⁾ und war vom Juni 1916 bis zum 3. 4. 1933 Mitglied des Stadtrates, zunächst als Vertreter der Unabhängigen Sozialdemokraten, dann ab 1922 der VSPD bzw. der SPD. Seit dem 28. 1. 1902 war er mit der aus Botasana stammenden Rumänin Josepha, geb. Cahanescu, verheiratet. Er starb am 4. 6. 1938 in München. Josepha, die auf Weisung der Gestapo leitstelle München v. 14. 2. 1942 bis auf weiteres als „Jüdin“ zu führen war, folgte ihm am 13. 4. 1942²⁾.

Die Zwillingenbrüder, im Sog der erfolgreichen Einigungskriege, von Patriotismus be-seelt, entschieden sich für die soldatische Laufbahn, die sich dem Kleinbürgertum nicht nur als gute Versorgung anbot, sondern wegen des Anwachsens des Heeres und seiner Einrichtungen, „wie das in Deutschland bis dahin noch nie der Fall gewesen war“, besonders erwünscht und durch die materielle Bevorzugung der Offiziere als „materiellen Anreiz für Söhne aus dem Bürgertum“ gefördert wurde³⁾. Nach Ablegung der Fähnrichsprü-

fung im Jahre 1890 in Berlin begann Theodor Bauer seine militärische Karriere als Fahnenjunker beim 6. Bad. Inf. Rgt. Kaiser Friedrich III. Nr. 114 in Konstanz, wo er regelmäßig das Theater und Konzerte besucht, französischen Sprachunterricht nimmt, viel spazieren geht und sich sportlich betätigt. Zwei Jahre später erfolgte die Beförderung zum Leutnant; während seiner Dienstzeit als Batl. Adjutant und Gerichtsoffizier ließ er sich auf ein Vierteljahr zum Sprachstudium in Genf als Vorbereitung zum Dolmetscher-Examen beurlauben, das er dann im April 1896 auch besteht. 1900 wurde er zum Oberleutnant befördert und als Adjutant zum Bezirkskommando Stockach kommandiert. Wie schon sein Bruder Wilhelm bestand auch er nach jahrelanger intensiver Vorbereitung im März 1903 das Akademie-Examen und wurde durch Verfügung des Chefs des Großen Generalstabes vom 10. 6. 1903 zur Kriegsakademie nach Berlin einberufen. Die größte Chance einer Friedenslaufbahn! Obwohl sein Herzenswunsch in Erfüllung gegangen war, entschied er sich für ein verlockendes Abenteuer im Fernen Osten. Am 2. 7. schied er aus der Heimatarmee aus und am 3. 8. 1903 begab es sich von Bremen aus mit dem Kaiserlich Deutschen Reichspostdampfer „Seydlitz“ als Oberleutnant im 2. Ostasiatischen Inf. Rgt. der Ostasiat. Besatzungsbrigade auf die Reise in eine neue Welt, die er mit offenen Augen in sich aufnahm. Bei einem Landaufenthalt in Genua konstatierte er den krassen Unterschied zwischen arm und reich: auf der Straße der reichgekleidete Patrizier neben dem Bettler in Lumpen, der mächtige Palast dicht neben der jämmerlichen Hütte des Häuslers und draußen auf dem Friedhof ein prächtiges Denkmal neben dem anderen, dazwischen aber Gräber, die kaum ein Kränzlein ziert. Aber er lernte bei den Aufenthalten in Neapel, Port Said, Colombo, Singapur, Hongkong oder Shanghai nicht nur Land und Leute kennen, sondern wurde auch überall mit der britischen Weltmacht konfrontiert:

die große überseeische Etappenstraße vom Atlantischen Ozean bis zum Gelben Meer unterlag ihrer Kontrolle. Mehrfach vermerkte er in seinen Briefen, daß man in kolonialisatorischer Hinsicht von den Engländern unendlich viel lernen könne: „Doch schwerer als der Erwerb und Ausbau wird wohl dereinst die Verteidigung des britischen Besitzes sein“. Bei aller Achtung für die englischen Kolonialleistungen hielt Bauer einen Krieg mit England für unvermeidlich, wenn vielleicht auch nicht zu seinen Lebzeiten. Er stellte die Frage, ob ein geeintes Deutschland sich mit denselben Zielen begnügen müsse, wie das ungeeinte. Seine Antwort: „Nein, Weltpolitik zu treiben, ist heute für Deutschland eine Notwendigkeit geworden“, darf wohl in dem gleichen Sinne interpretiert werden, wie heute das vereinte Deutschland willens ist, in der Welt eine größere Verantwortung zu übernehmen, denn er meditierte weiter, ob sein sittlicher Kern es nicht dazu befähige, „in größerem Rahmen mitzuhelfen an der idealen Aufgabe der Menschheit?“

Bei der ostasiatischen Besatzungsbrigade in China

Tientsin, wo er nach einer erlebnisreichen Reise am 27. 9. eintraf, mit dem stolzen Gefühl, im fernen Asien „deutschen Boden“ zu betreten, auf dem chinesische Polizisten vor deutschen Offizieren strammstanden, als ob sie nie anderes gelernt hätten. Das mag den Ärger gelindert haben, den die 6 Hauptleute und Oberleutnants beim Empfang durch den deutschen General hinunterschlucken mußten, der sie nicht einmal am Hafen erwartet hatte, was sie alle schon etwas befremdete, und sie dann „in ganz grober Weise anließ“. Beim Eintreffen in der Garnison in Langfang — etwa gleichweit entfernt von der Hauptstadt Beijing und Tianjin — fiel seine Stimmung zunächst auf einen Tiefpunkt: drei Jahre habe er sich aus dem kleinen Landstädtchen Stockach hinausgeseht

in die große weite Welt, doch nun seien es in dem einfachen Barackenlager statt der 2 000 Einwohner nur knapp 200, jeden Boy miteingerechnet! Und wenn er gar daran denke, daß er mit seinem Zwillingbruder an diesem Tage an die Berliner Akademie hätte ziehen können, dann müsse er oft mit den Tränen kämpfen, schrieb er am 29. 9. an seine Geschwister⁴⁾. Der Standortwechsel war so krass, daß er ihm anfangs doch sehr zu schaffen machte: anstatt in Berlin als freier *civis academicus* mit Wilhelm sitzen zu können, friste er jetzt sein Dasein in dem öden Barackenlager mit Kommiss und Zählen von alten Spindeln, Nachtgeschirren usw., klagte der auch mit der Lagerverwaltung betraute Oberleutnant ein paar Tage später. Aber sehr rasch veränderte sich diese Garnisionsperspektive, als er sich

intensiver mit der Geschichte Chinas befaßte und eingehend den Schauplatz der Ereignisse vom Juni/Juli 1900 besichtigte, in die auch die Deutschen verwickelt waren. Die sich gegen den vordringenden Einfluß der Kolonialmächte und christliche Missionierung richtende fremdenfeindliche Bewegung, der am 31. 12. 1899 ein englischer Missionar zum Opfer fiel, führte zu dem sogenannten Boxeraufstand, als nach einem Massaker an chinesischen Konvertiten europäische und japanische Kriegsschiffe zur Friedenssicherung herangeholt wurden. Landungstruppen griffen die Taku-Forts bei Tientsin an und nahmen sie am 17. Juni ein, „was einem kriegerischen Überfall auf China gleichkam“⁵⁾. In Peking fiel am 20. Juni 1900 der deutsche Gesandte Baron von Ketteler dem dort beginnenden Aufruhr zum Opfer. Der Täter, ein chinesischer Sergeant, der es nicht speziell auf einen Gesandten abgesehen hatte, konnte nicht einmal wissen, daß tags zuvor der deutsche Kaiser den Staatssekretär von Bülow telegraphisch aufgefordert hatte, starke Verbände für ein gemeinsames Heer abzuschicken, um Peking dem Erdboden gleichzumachen⁶⁾.

Das Ende Mai und Anfang Juni dort eintreffende kleine internationale Truppenkontingent kann die Belagerung des Gesandtschaftsviertels nicht verhindern und muß wochenlang auf Entsatz durch ein Korps von zweitausend Mann unter dem Befehl des brit. Admirals Seymour warten, das am 10. Juni in Tientsin mit der Bahn abfährt, Langfang, den nunmehrigen Standort von Oblt. Bauer, am 13. erreicht, dort in Gefechte verwickelt wird und sich wegen der vollkommen zerstörten Eisenbahnlinie nach Peking unter schweren Verlusten wieder zurückziehen muß. Erst nach dem Eintreffen stärkerer Verbände gelingt es, die Kämpfe in Peking Mitte August zu beenden. Im Jahr darauf wird durch kaiserlichen Befehl vom 17. Mai 1901 das Armee-Oberkommando in Ostasien aufgelöst und das ostasiatische Expeditionskorps auf die Stärke einer gemischten Brigade be-



Theodor Bauer

schränkt. Die von Bauer erwähnten 200 Mann in Langfang bilden die 4. Kompanie des 2. ostasiat. Inf.Rgts. In dem befriedeten Land ist es so ruhig geworden, daß Bauer an Weihnachten 1903 seinem Bruder Wilhelm berichtet: „Ich dachte neulich noch, als ich einen größeren Patrouillenritt durchs Land unternahm, daß man bei uns zu Hause kaum sicherer reisen könnte“. Natürlich war er sich klar darüber, daß sich das schnell ändern könnte, verwunderte es ihn doch ohnehin, daß einige Tausend Europäer in einem Land von 400 Millionen Einwohner mit tausendjähriger Kultur gewissermaßen Herrenrechte ausübten. Er würde dem damals mächtigsten Mann in China, dem Vizekönig Yüan-shi-kai, den er aus mehreren Empfängen kannte, den Wunsch nicht übelnehmen, alle fremden Teufel aus dem Land hinausjagen zu können. Es rundet das Bild dieses weltoffenen Offiziers nur ab, daß er seine Zeit in China nicht nur dem Studium der englischen und französischen, sondern auch der chinesischen Sprache widmete und mehrbändige Werke über das Land las. Er fing an, sich für die Chinesen zu interessieren, für ein altes Kulturvolk, konservativ wie wohl kein zweites in der Welt: „Ob dadurch glücklicher oder unglücklicher als wir Westländer, ob zufriedener oder besser oder schlechter, wer möchte das entscheiden. Zufriedener? Ja, das glaube ich, sind sie. — Gerade in dieser Zufriedenheit, in dieser beispiellosen Genügsamkeit des Einzelnen wie der Masse scheint mir der Hauptgrund dafür zu liegen, daß es in China nicht vorwärts geht. Seit wann datiert denn bei uns der gewaltige Aufschwung auf allen Gebieten? Doch erst seit der französischen Revolution, die die Massen geweckt und zur Mitarbeit am politischen Leben des Staates, ich möchte sagen, gezwungen hat. Hier ein Volk, nicht unzutreffend mit einem schlafenden Riesen verglichen, das sich wirtschaftlich wie politisch selbst genügt — dort die Völker Europas und Amerikas, für die es eine Lebensfrage ist, sich Absatzgebiete für ihre Fabrikate zu

schaffen und andererseits sich neue Gebiete zur Lieferung der erforderlichen Rohmaterialien zu suchen.“

Am 7. Februar 1904, dem Tag vor dem japanischen Torpedo-Angriff auf die russische Flotte in Port Arthur, traf Bauer zum Antritt seines dreimonatigen Kommandos in Peking ein und verfolgte dort mit allergrößtem Interesse den Verlauf des russisch-japanischen Krieges. Er war in einem solchen Maße Soldat mit Leib und Seele, daß er einmal in einem Brief vom 12. 6. bemerkte: „Vom rein persönlichen Standpunkt aus möchte ich mich nur freuen, wenn mir der Gang der Ereignisse Gelegenheit böte, mich hier nicht nur in der Friedensarbeit meines Berufes, sondern auch in der des Ernstfalles zu bewähren. In dieser Hinsicht habe ich sogar schon manchmal bedauert, nicht nach Afrika gekommen zu sein, während unter anderen Gesichtspunkten der Aufenthalt im Fernen Osten lehrreicher sein mag.“ Aber das betraf eindeutig nur seine persönliche Einsatzbereitschaft als Soldat, denn grundsätzlich war er der Auffassung, daß ein Volk verbrecherisch sei, das einen Krieg nicht vermeide. Klar distanzierte er sich vom Militarismus: „Wir 'zivilisierten' Europäer sind ja gewohnt, die nationale Kraft eines Staates, ja seine politische Bedeutung überhaupt, nach seiner militärischen und maritimen Machtentfaltung einzuschätzen. So paradox es klingen mag, Armee und Marine eines Landes sind heute der Maßstab geworden, mit dem auch sein Kulturzustand gemessen wird. Danach ist China noch weit zurück.“

Trotz seiner intensiven Beschäftigung mit China, den zeitraubenden Sprachstudien — er hatte sich ein tägliches Pensum von 2 Stunden für Englisch gesetzt, zuzüglich einer Konversationsstunde mit einem engagierten Lehrer — blieb sein Interesse am heimatischen Geschehen ungebrochen: er hatte die „Zukunft“ abonniert und die „Monatsschrift“, außerdem bezog er wie früher die „Tägliche Rundschau“. Von seinem geistigen

Niveau zeugt eine Briefstelle vom 22. 6. 1904: „An Lektüre beschäftige ich mich zur Zeit neben der ergiebigen ostasiatischen Literatur mit Häckels Welträtsel, eigentlich eine für die Hundstage etwas schwere Kost, aber sie fesselte mich von Anfang an so, daß ich dabei geblieben bin.“

Abschied von China

Im November 1905 erfuhr Bauer von der geplanten Auflösung der ostasiatischen Besatzungs-Brigade, was er als einen guten politischen Schachzug beurteilte. Man käme dadurch den anderen Mächten zuvor. Ob der Zeitpunkt des Rückzuges nicht ohnehin zu spät gewählt wurde, sei eine andere Frage. Seines Erachtens hätte die Besatzungsmacht ihre Truppen besser schon vor 2 Jahren abziehen sollen. Er war zwar glücklich, seine Geschwister und alten Bekannten in Deutschland wiederzusehen, aber das Scheiden fiel ihm doch recht schwer: „Ich bin mir wohl bewußt, daß damit einer der interessantesten, wenn nicht der interessanteste Lebensabschnitt sich seinem Ende nähert“, schrieb er am 23. 11. 1905 seinen Geschwistern aus Tientsin. Der Kreis der Interessen hatte sich für ihn wesentlich erweitert, Länder und Völker, die früher ferngestanden hatten, waren inzwischen nahegerückt. Er war sich sicher, daß er nach seiner Heimkehr die Weiterentwicklung Chinas und Japans mit lebhafter Aufmerksamkeit verfolgen würde. Noch mache man wohl einige Jahre, vielleicht auch Jahrzehnte, recht gute Geschäfte mit China. Seien aber die Chinesen erst einmal genug europäisch geweckt, dann könne aus dem Abnehmer vielleicht einmal Europas mächtigster Konkurrent werden. Aber er war der Meinung, daß wenn irgendwo, in der Reformbewegung Chinas Eile mit Weile geboten sei. Inzwischen ist der „schlafende Riese“ aufgewacht: die Kleinstadt Langfang hat Anfang des Sommers vergangenen Jahres beschlossen, eine 14 qkm große Entwicklungs-

zone für Wirtschaft und Technik an der Ein- und Ausfahrt der Autobahn Beijing-Tianjin-Tanggu zu errichten⁷⁾.

„Oberleutnant Bauer — Kaiserin von China“

Wie Bauer richtig vermutet hatte, erfolgte der deutsche Abzug im Frühjahr 1906, der mit zwei ganz besonderen gesellschaftlichen Ereignissen verbunden war. Zuvor hatte schon die Garnison von Tientsin am 27. Januar anlässlich Kaiser's Geburtstag ein prächtiges Fest gefeiert, bei dem nachmittags der General einen Empfang für etwa 200 Personen gab, unter ihnen als prominentester Gast der Vizekönig Yüan Shih-kai. Doch das denkwürdigste Ereignis war eine Abschiedsaudienz bei der berühmten Kaiserin Tz'u-Hsi, die sie nach Vermutung von Bauer dem General deshalb bewilligt hatte, weil die Deutschen als erste ihre Truppen aus China abzogen. Der „alte Buddha“ hatte auch die Frau des Generals und die Tochter eingeladen, was das erste Mal am chinesischen Hof gewesen sei, daß man Herren und Damen gemeinsam empfing. Alle zwanzig Offiziere wurden der Kaiserin, deren Frisur nach dem Eindruck Bauers etwa an die Elsässer Haube erinnerte, einzeln vorgestellt, offenbar aber nicht dem ebenfalls anwesenden Kaiser. Einen Empfang am chinesischen Kaiserhof hatte er sich allerdings viel großartiger vorgestellt, war aber von der Kaiserin sehr beeindruckt. Das Ende März von Yüan Shi-kai, dem Vizekönig von Tschilli, den scheidenden deutschen Offizieren gegebene Abschiedsdiner, war eines der schönsten und glänzendsten Feste, die er je mitgemacht hatte. Bauer hatte schon mehrmals an Abendempfangen teilgenommen, so am Geburtstag der Kaiserin oder des Kaisers, wo das bunte Durcheinander der Nationen die Gäste fesselte, nun aber galt die Aufmerksamkeit der geladenen 60 deutschen Offiziere uneingeschränkt dem Hausherrn, „ohne Zweifel nächst der Kaiserin die bedeutendste



Jos. Ohlenschläger
KONSTANZ, Hussenstr. 15.

Theodor Bauer

Persönlichkeit in China“. Bei der Auffahrt des deutschen Generals spielte eine vorzüglich ausgebildete chinesische Kapelle die deutsche Nationalhymne, und unter den Klängen „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben“ begaben sich die Offiziere in den Empfangssalon, wo der Vizekönig jeden einzelnen mit freundlichem Händedruck

begrüßte. Man konnte sich fast heimisch fühlen, hing doch über der Eingangstür des Salons ein Bild der Krupp-Werke in Essen! Am 11. April legte an der Taku-Reede der Transportdampfer ab, der am 6. Juni in Bremerhaven anlegen sollte. Die Auflösung der Truppe war für die Zeit zwischen 15. und 20. Juni im Lockstedter Lager bei Hamburg

vorgesehen. Nach der Rückkehr in die Heimat mußte er enttäuscht feststellen, daß der Dienst in China seiner Laufbahn nicht gerade förderlich war. Schon in einem Brief vom 15. 10. 1904 an die Baronin von Großschedel, seiner Wirtin in Stockach, hatte er sich angesichts schnellerer Beförderung im japanischen Heer darüber beklagt, daß er nach 13 Dienstjahren als Offizier noch mindestens zwei Jahre auf den Hauptmann warten müsse, doch wurde der Oberleutnant nach seiner Versetzung in sein altes I.R. 114 in Konstanz sogar erst am 11. 9. 1907 befördert. Aber auch aus der von ihm immer noch gewünschten Einberufung zur Kriegsakademie wurde nichts, so daß er nun 8 Monate Urlaub nach England nahm, um seine englischen Sprachkenntnisse für die Ablegung des englischen Dolmetscher-Examens zu vervollständigen. Offensichtlich rechnete er mit einer von ihm erwünschten Verwendung in den Kolonien, wurde dann aber am 17. 12. 1908 als Kompaniechef in das Inf.Rgt. Hessen-Homburg Nr. 166 versetzt. 1913 ward ihm schließlich die Genugtuung, daß Wilhelm II. am 27. Januar sein Hauptmanns-Patent auf den 17. 9. 1905 vordadierte. Am 14. Juni 1913 erhielt er für seine 25jährige Dienstzeit des Dienstauszeichnungskreuz.

Schwere Kriegsverwundung — Kommandeur des Karlsruher Kadettenhauses

Nach der österreichischen Kriegserklärung vom 28. Juli 1914 an Serbien und der Beschießung Belgrads am Tag darauf nahm das Verderben seinen Lauf, den auch die Deutschen nicht mehr aufhielten. Für den Oberleutnant Bauer war die Zeit gekommen, in der er sich als Soldat bewähren konnte. Am 1. September 1914 wurde der 41jährige, am 19. August zum Major beförderte Kommandeur des Ersatzbatl. I.R.166 in Bitsch, auf seinen wiederholten Antrag an das Generalkommando des 21. Armeekorps zur Verwendung an der Front zum I.R.70 (30.Div.) als Batl.-Kom-

mandeur versetzt. Fünf Wochen später, am 6. 10. 1914, wurde er im Gefecht von Damery schwer verwundet; am 30. 11. mußte der linke Oberschenkel amputiert werden. Der bereits 1913 mit dem Roten Adlerorden IV. Klasse Dekorierte erhielt am 1. 12. 1914 das „Friedrich August Kreuz“ II. Klasse, am 18. 7. 1915 das Eiserne Kreuz I. Klasse und am 23. 7. 1915 das Ritterkreuz I. Klasse mit Schwertern des Ordens vom Zähringer Löwen. Nach seiner Entlassung aus dem Lazarett am 22. 12. 1915 war er zunächst für kurze Zeit beim stv.Gen.Kdo. 7. A.K. in Münster i. W. und anschließend ein Jahr bis zum 10. 5. 1917 beim Kriegsministerium als Hilfsreferent in der Rentenabteilung beschäftigt. Die Ablösung von diesem Kommando erfolgte auf seinen ausdrücklichen Wunsch, da die von ihm erbetene Übernahme in das Kriegsministerium als Referent unter Gleichstellung den nichtbeschädigten Referenten wegen Verlust seines Beines nicht gewährt wurde! Im gleichen Monat wurde er zum Kommandeur des Kadettenhauses Karlsruhe ernannt, dessen Mittel zum Bau am 29. Januar 1888 vom Reichstag bewilligt worden waren und dessen feierliche Einweihung am 3. April 1892 stattgefunden hatte. Der Nachwuchs des Offizierkorps war in dieser Lehranstalt nach dem Lehrplan des Realgymnasiums erzogen worden.

Mit der Revolution wurde auch die Existenz des Kadettenhauses in Frage gestellt. Für den Fall der Auflösung bat er um Kommandierung zum Versorgungsamt Karlsruhe bzw. bei Freiwerden der Stelle um Ernennung zum Vorstand dieses Amtes. Bauer führte dazu nicht nur seine berechnete Qualifikation ins Feld, sondern auch die Tatsache, daß sein Verbleiben in einer aktiven Stellung bis dahin mit sehr großen finanziellen Nachteilen verbunden gewesen sei, da er hinter seinen gleichaltrigen Kameraden in inaktiver Stellung in den Bezügen jährlich um rund 2 400 Mark zurückstehen mußte, da er u. a. auch die Verstümmelungszulage nicht erhal-

ten konnte. Jedenfalls sei er durch seine schwere Verwundung gegenüber seinen Kameraden, die schon seit Jahren das Gehalt eines Regimentskommandeurs bezögen, schwer geschädigt. Er wies ferner darauf hin, daß er die recht erheblichen Kosten, die ihm aus der Kriegsbeschädigung erwachsen, zum größten Teil aus eigenen Mitteln bestreiten müsse.

Für den Umsturz machte Major Bauer keinen „Dolchstoß“ verantwortlich. Nach seinem Empfinden war „an diesem Zusammenbruch die Revolution allein nicht schuld“. Wie er bei der Schlußfeier des Kadettenhauses am 8. 3. 1920 ausführte, war er der Überzeugung, „daß der Krieg und die Vergangenheit und daß wir Menschen alle daran unser wohlgerütteltes Maß an Schuld tragen“. Verantwortlich machte er verblendeten Klassenhaß auf der einen und falschen und kalten Klassenstolz auf der anderen Seite, der sich, wie er ein andermal hinzufügte, den berechtigten Neuerungen der Zeit verschlossen habe. „Wenn wir das endlich erkennen, die auf allen Seiten gemachten Fehler offen zugestehen und daraus lernen wollten, so wäre es trotz allem Jammer und Elend vielleicht noch nicht zu spät“. Und der inzwischen zum Oberstleutnant beförderte Regierungsrat sprach 1921 in seiner Dankesrede nach seiner Wahl zum 2. Vizepräsidenten des Badischen Kriegerbundes dem Umsturz den Charakter einer „Revolution im wahren Sinne des Worts, d. h. ein Ausbruch einer wirklichen Volksbewegung aus Überfluß an Kraft“ ab. Diese Revolution sei ein Zusammenbruch aus Mangel an materieller, mehr noch an seelischer und moralischer Kraft gewesen. Er hielt es für notwendig, daß der Kriegerbund sich auf den Boden der Tatsachen stelle, nicht im Sinne der gebräuchlichen „Gesinnungstüchtigkeit“, sondern aus innerster Überzeugung heraus. Eine monarchische Propaganda, welcher Art sie auch sei, müßte heute das Vaterland auf das schwerste und tiefste schädigen.

Kommandeur der Karlsruher Einwohnerwehr

Um revolutionäre- und Streikbewegungen oder Unruhen niederhalten zu können, bedurfte die Regierung stärkerer militärischer Kräfte. Das Kriegsministerium wandte sich deshalb Anfang des Jahres 1919 mit der dringenden Bitte an die Landesregierungen, die Gründung von Reserve-Miliz-Bataillonen in die Wege zu leiten. Diese sollten im Bedarfsfalle die regulären Truppen unterstützen. Auf den ersten Regierungsauftrag meldeten sich in Karlsruhe zunächst nur 4 Mann! Als dann das Karlsruher Bataillon am 14. Juli 1919 unter Führung von Major Bauer zusammentrat, umfaßten seine 4 Kompanien 700 Mann. Diese Stärke war der Studentenschaft zuzuschreiben, die unter Führung des Rektors der Hochschule fast geschlossen beitrug. Bauer kritisierte den unglücklichen Namen und wünschte die Umfirmierung in Einwohnerwehr, die sich neben dem Hauptkontingent der Studenten aus Lehrern, Ärzten, ehemaligen Offizieren, Soldaten rekrutierte und zu der dann Organisationen, wie Sanitätskolonne, Feuerwehr oder die Metzger-Innung stießen, aber es gelang ihm nicht, die Arbeiterschaft zu gewinnen. Auch nicht in Offenburg, wo er am 29. Oktober 1919 im Saale des Bezirksrates vor Vertretern der staatlichen und städtischen Behörden sowie der Parteien sprach, nachdem in der „Offenburger Zeitung“ vom 16. Oktober der Appell des Staatspräsidenten Geiß und der Bad. Regierung zum Eintritt in die Einwohnerwehr erschienen war. Zur Vorbesprechung für die Gründung wurde ein engerer Kreis von Bürgern ausgesucht, bei dem selbst dem Bezirksamt auffiel, daß ihm keine Unteroffiziere oder Mannschaften angehörten. Unter den 21 Unteroffizieren und Mannschaften der geforderten Nachmeldung befand sich als einziger Arbeiter der Zementeur Otto Belli⁸⁾. Bei den Wehren in Mannheim und Freiburg befanden sich zwar nach dem Hinweis des Innen-

ministers Adam Remmele „eine große Anzahl führender Sozialdemokraten“, aber eben nur führender! Und von der Freiburger Wehr berichtet Olenhusen, daß von den 800 Mann der Freiburger Freiwilligen-Miliz fast 500 Studenten waren⁹⁾. Und meldeten sich tatsächlich auch Arbeiter, wie z. B. in Radolfszell, so kam „die Bürgerwehr deshalb nicht zustande, weil sich zu viele Arbeiter aus der Sozialdemokratie gemeldet hatten, was den Stadtrat zum Verzicht auf den Landsturm bewog“¹⁰⁾. Bauer betrieb aber auch bei bereits bestehenden Einwohnerwehren im Lande moralische Aufrüstung. In einem Vortrag am 25. Februar 1920 über „Zweck und Aufgaben der Einwohnerwehr im Rahmen der heutigen Zeitfragen“, zu dem die Einwohnerwehr Pforzheim die gesamte ruhe- und ordnungsliebende Einwohnerschaft eingeladen hatte, wies er einleitend darauf hin, daß Pforzheim in den ersten 8 Jahren seines Lebens Heimat gewesen sei. In seiner Rede stellte er heraus, daß man noch nicht über dem Berg sei: Volk und Regierung stünden vor der Aufgabe, „die Konsequenzen einer nicht fertig gemachten, nicht niedergekämpften Revolution auf friedlichem Wege zu führen“. Die bösen Folgen des Friedensvertrages begünstigten Unruhen, dazu komme der vermehrte Nahrungsmangel, doch von der badischen Regierung könne man nicht sagen, daß sie sich der Einwohnerwehren mit besonderer Liebe angenommen habe¹¹⁾.

10. März 1920: Auflösung des Kadettenkorps

Vor der zum 10. März angeordneten Auflösung des Kadettenkorps fand im Kadettenhaus Karlsruhe am 8. März eine Schlußfeier statt, bei der nach einer Rede des Unterrichtsleiters Prof. Dr. Boesser Major Bauer die Schlußansprache hielt. Er gab unumwunden zu, und das nicht erst nach der Revolution, daß vieles hätte besser sein können und daß in oft übertriebener Wertung auch rein äußerer Traditionen manches Unnütze und Überlebte nicht frühzeitig oder nicht rechtzeitig genug durch das notwendige Neue ersetzt wurde, was er nun allerdings heute milder als früher beurteile. Dankbar gedachte er der Großherzogin Luise, die bei der Einweihung des Kadettenhauses ihren erkrankten Gemahl vertreten hatte und die ihrerseits bei besonderen Anlässen seiner freundlich gedachte, so etwa in einem Telegramm vom 27. 10. 1917, nachdem sie tags zuvor vom Kaiser zum Chef des I.R.114, dem Bauer angehört hatte, ernannt worden war. Dieses Mal erhielt er ihr Bild mit der eigenhändigen Unterschrift: Luise Großherzogin v. Baden — Prinzessin von Preußen 1920.

Remmeles Lob für Major Bauer

Wenn Bauer in seinem Artikel vom 24. 11. 1919 „Zur Frage der Einwohnerwehr“ im „Badischen Beobachter“ erklärt hatte, daß jeder rechtlich denkende Mann, unbeschadet seiner Parteizugehörigkeit, dazu verpflichtet sei, die Regierung gegen gewaltsame Angriffe zu schützen, so hatte er zweifellos, wie diese übrigens auch, die „Spartakisten“ im Auge. Die Einwohnerwehr solle gegen keine Partei verwendet werden, „aber alle Ruhestörer, die mit Handgranaten und sonstigen Waffen den Kampf gegen die Regierung auf der Straße führen, die in gewalttätiger Absicht den Boden bereiten wollen, auf dem ihr Weizen blühen soll, sollen wissen, daß hier eine Organisation geschaffen ist, die solche Machenschaften unter keinen Umständen duldet“. Aber als am 12. März 1920, an dem Tag, da die interalliierte Kontrollkommission die Auflösung der Einwohnerwehren bis 10. April 1920 forderte, die Marinebrigade Ehrhardt sich bereit machte, nach Berlin zu marschieren und General Freiherr von Lüttwitz sie tags darauf auch in der Reichshauptstadt einrücken ließ, und die Reichsregierung, von Noskes Reichswehr im Stich gelassen, zuerst nach Dresden und dann nach

Stuttgart fliehen mußte, da gingen in Berlin ganze Abteilungen der Einwohnerwehr zu den Kapp-Truppen über. Auch für den Karlsruher Kommandeur war die Stunde der Bewährung gekommen. Daß er sie bestand, rechnete ihm der badische sozialdemokratische Innenminister Adam Remmele hoch an: „Die Einwohnerwehr in Baden hat, wie hier zu ihrer Ehre gesagt sein mag, solche Sprünge nicht gemacht. Dies wurde s.Zt. in einem

besonderen Schreiben von mir an den Führer der Karlsruher Einwohnerwehr dankend anerkannt“¹²⁾.

Oberregierungsrat beim Hauptversorgungsamt Karlsruhe

Nachdem das Karlsruher Kadettenhaus als militärische Anstalt am 9. März seine Pforten für immer geschlossen hatte, wurde Bauer am



Theodor Bauer (links im Bilde) mit seinen Brüdern Wilhelm und Friedrich (Arzt in München)

9. April 1920 zur Verabschiedung aus dem aktiven Dienst und Verleihung des Dienstgrades als Oberstleutnant eingegeben. Generalmajor a. D. von Bardeleben, bisher Kommandeur des Kadettenkorps, attestierte ihm im Dienstzeugnis vom 16. Mai 1920, daß er mit bewundernswerter Energie seine körperlichen Beschwerden und die verlorene Aussicht auf eine wohl glänzende Zukunft, die ihm seine hervorragende militärische Veranlagung verhieß, überwunden und sich mit voller Kraft in den Dienst des Kadettenkorps gestellt habe, dem er treffliche Dienste leistete. Geistig weit über den Durchschnitt begabt, des gesprochenen wie des geschriebenen Wortes gleich mächtig, selbst bestrebt sich geistig und wissenschaftlich zu beschäftigen und weiterzubilden, sei es ihm gelungen, auch auf den wissenschaftlichen Unterricht der Zöglinge einen heilsamen Einfluß auszuüben und sie sicher und ruhig in neue Bahnen hinüberzuführen. Major Bauer sei einer der besten der ihm unterstellten Kommandeure gewesen. Im gleichen Monat erfolgte dessen Beförderung zum Oberstleutnant. Im Juli wurde er zum Versorgungsamt Karlsruhe kommandiert und im September zum Hauptversorgungsamt versetzt. Am 9. 2. 1921 wurde der preußische Oberstleutnant a. D. zum Regierungsrat im Versorgungswesen ernannt und bestellt, am 4. 3. 1922 folgte die Bestalung zum Oberregierungsrat.

Die Frontkameradschaft als politisches Leitbild

Bauer war mit Leib und Seele Soldat gewesen und das Kriegserlebnis, verbunden mit seinem persönlichen Schicksal als Schwerkriegsbeschädigter, wurde sowohl für seine weitere berufliche Tätigkeit im Versorgungswesen wie auch für seine politische Tätigkeit in der Weimarer Republik bestimmend. Im gemeinsamen Fronterlebnis aller Soldaten, in ihrer Opfergemeinschaft sah er die natürliche Grundlage für eine Volksgemeinschaft, ohne

die es nach der Niederlage keinen Aufstieg für die Nation geben könne. Auch nach dem 2. Weltkrieg sahen Politiker im Fronterlebnis eine mögliche Grundlage für den Neuaufbau des Staates. So äußerte einmal Helmut Schmidt, „daß viele Soldaten im Grunde aus dem spezifischen Kameradschaftserlebnis des Krieges und der Kriegsgefangenschaft . . . eigentlich prädisponiert waren für den Sozialismus, wenn dessen Träger das bloß richtig begriffen und ausgenutzt hätten“¹³). Was Bauer dazu bewegte, die Frontkameradschaft, die im Kriege viele Millionen Soldaten umfaßte, als politisches Leitbild für die von ihm ersehnte Volksgemeinschaft heraufzubeschwören, war die Reaktion auf die nüchterne Wirklichkeit der Nachkriegszeit, wie sie der Franzose Pierre Teilhard de Chardin schon im Februar 1919 — damals Besatzungssoldat in Goldscheuer — empfand: sobald sich die Beklemmung der Angst bei den Menschen, die sich in gemeinsamer Verteidigung vereinigt und in ihr gewachsen waren, verflüchtigt hatte, waren sie zu ihren egoistischen Zerstreuungen zurückgekehrt. Sehr viel Verderbtheit und schamloser Materialismus gehörten zu den großen Enttäuschungen jener, die gedacht hatten, für eine neue Welt zu kämpfen¹⁴). Vier Jahre später sprach Theodor Bauer zum Jahrestag des Kriegsausbruchs von „einer Zeit des krassesten Materialismus und des kältesten Egoismus“, wo sich „von Tag zu Tag die Ellenbogenfreiheit, das brutale Drängen des Einzelnen ohne Rücksicht auf den Nächsten, sich immer breiter macht“, von einer Zeit, „da die nackte Gier nach Vergnügen und Genuß, nach Geld und mühelosem Gewinn in weiten Kreisen aller Schichten unseres Volkes alle Ideale verdrängt“.

Einsatz für die Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebenen

Bei seiner Arbeit im Versorgungsamt stürmten die sozialen Nachkriegsprobleme mit vol-

ler Wucht auf ihn ein: 1½ Millionen Kriegsbeschädigte, 525 000 Kriegerwitwen, 1 Million 130 000 Waisen und 164 000 Eltern waren im Deutschen Reich zu versorgen. „Unter Einschluß der beteiligten Familienmitglieder werden sonach ungefähr 5 Millionen vom neuen Versorgungsgesetz betroffen“, stellte er am 16. 7. 20 im „Volksfreund“ heraus. Er fühlte sich aus innerer Überzeugung verpflichtet, den Kriegsbeschädigten zu helfen, die alles hergegeben hätten und nun zutiefst von dem sich breitmachenden widerlichen Luxus betroffen seien. Während sie draußen ihr Bestes hergaben, hätten andere daheim aus der Not, die sie durchlitten, aus dem Blut, das geflossen, Gold oder Papiergeld herausgeholt. Er empfinde persönlich oft Bitterkeit, führte er 1921 nach der Wahl zum 2. Vizepräsidenten des Badischen Kriegerbundes aus, wenn er auf der Straße mit seinem Hinkebein gehe und an ihm die Autos „mit ihren wohlgenährten, gut gepflegten Insassen“ vorbeisausten. Die Frage der Kriegsbeschädigten- und Kriegshinterbliebenenversorgung sei nicht nur eine Sache des Gesetzgebers — auch die Gesetze ließen noch sehr viel zu wünschen übrig —, sondern müsse eine heilig genommene Pflicht des ganzen Volkes werden. Schuld an der großen Interesselosigkeit sei teilweise darin zu suchen, daß es unter den maßgebenden Männern so außerordentlich wenige seien, die am Kriege an ernster Stelle teilgenommen oder gar die Leiden des Krieges am eigenen Leib erfahren hätten. Wäre nur ein einziger unter ihnen, der im Kriege zum Krüppel geschossen, so stünde es gewiß um vieles besser um die Kriegsbeschädigten.

Eintritt in die Deutsche Volkspartei

Bauer, der sich bald dessen bewußt wurde, daß er seine sozialen und nationalen Bestrebungen nur im Rahmen einer Partei vorantreiben konnte, trat 1922 der Deutschen Volkspartei bei. Er kämpfte für soziale Ge-

rechtigkeit, die ihm angesichts der Inflation fragwürdig erschien, und forderte sie von den Politikern und Parlamentariern, denen er Parteigoismus vorwarf, aber auch politische Korruption in dem Sinne, daß sie ihre Macht zur einträglichen Versorgung ihrer Parteimitglieder mißbrauchten.

Im Verlauf der Jahre seiner politischen Tätigkeit, die er neben seinem Dienst, der täglich mit Hin- und Herweg 11 Stunden beanspruchte, ausübte, stellte sich bei ihm doch merkliche Resignation ein. Im Juli 1925 bekannte er seinem „lieben, guten Bruder Friedrich“, sozialdemokratischer Stadtrat in München: „Mich selbst treibt der fast völlige Mangel an körperlicher Bewegung auch außer Dienst zu mancherlei, im Grunde wohl unnützen Nebenarbeiten, denn darüber bin ich mir auch klar geworden, daß öffentliche Tätigkeit, sei es in der Politik, sei es auf welchem Gebiet es immer wolle, keinen Dank findet. Aber es ist ein innerer Drang, der mich immer wieder dazu treibt. Ja, ich darf Dich versichern, daß es im Grunde genommen nicht mal Ehrgeiz ist, ja, ich darf es ehrlich vor Gott und Menschen versichern, daß ich im letzten genommen, für mich persönlich gar nichts erstrebe. Das ist es vielleicht, was mir eine sehr starke Position gibt, mich aber gerade im Kreise meiner ‚Parteifreunde‘ vielfach nicht besonders beliebt macht. Ein Mann, der nichts für sich will, hat für die anderen immer etwas Unheimliches. Denn heute ist doch die Politik mehr, oder wieder, in allen Parteien eine große Geschäftemachelei geworden. Mir ist aber mein Reden und Tun eine Sache ehrlicher Überzeugung und selbstlosesten Wollens. Gewiß braucht man, wenn man öffentlich wirken will, ein Forum, das einem an eine Partei bindet, aber ein Parteimann im engen Sinne des Wortes bin ich deshalb nicht geworden.“ Und nachdem er, bisheriges Mitglied des geschäftsführenden Ausschusses des Landesverbandes der Deutschen Volkspartei, 1. Vorsitzender der

Ortsgruppe Karlsruhe der DVP und 2. Fraktionsvorsitzender im Landtag, Anfang Juli 1931 zur Deutschnationalen Volkspartei übergetreten war, erklärte der nunmehrige 2. Fraktionsvorsitzende der DNVP in seiner Landtagsrede vom 9. 9. 1931: „Ich kann hier ganz offen sagen: ich habe niemals das Bestreben gehabt, ein reiner Parteipolitiker zu werden; ich habe niemals danach gestrebt, durch die Politik etwas zu erreichen oder einen Posten für mich zu erlangen, sondern — ebenso wie ich früher draußen auf dem Feld für mein Vaterland gekämpft hatte — war es auch hier mir nur darum zu tun, in den Reihen der Parteien einfacher Frontkämpfer zu sein für mein Land; nicht einmal für meine Partei — sondern für mein Land.“ Seine Redlichkeit, sein unermüdliches und unerschrockenes Eintreten für Sparsamkeit bei der Regierung und Verwaltung, beispielsweise durch Zusammenlegung von Ministerien, Abbau von Behörden und hoher Gehälter, wobei er auch den Staatspräsidenten nicht ausnahm, Kürzung von Riesenpensionen, hohen Ministerialzulagen und unberechtigten Aufwandsentschädigungen, Verringerung der Zahl von Abgeordneten, könnte auch für spätere Parlamentarier vorbildlich sein. Er appellierte an die Volksvertreter, die Bezüge der Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebenen mit derselben Einmütigkeit zu behandeln, wie sie die Frage ihrer eigenen Bezüge lösten, und er forderte, daß das Problem der Arbeitslosigkeit endlich einmal mit wuchtiger Hand angefaßt werde.

Bei seinem Austritt aus der DVP legte er sowohl sein Mandat als Stadtverordneter, wie auch das im Verwaltungsrat des Landestheaters nieder, behielt aber jenes als Abgeordneter im Landtag mit der Begründung, daß er im Sinne der Mehrheit der Wähler handele. In seiner Austrittserklärung wies er darauf hin, daß der Eintritt der DVP in die Regierungskoalition in ausdrücklichem Widerspruch zu der in den letzten Monaten wiederholt betonten Haltung der Reichspolitik ste-

he. Schon während der Verhandlungen über den Regierungseintritt der DVP habe er mit größtem Nachdruck die Forderung aufgestellt, daß damit unter keinen Umständen eine Verteuerung des Regierungsapparates für das kleine Land eintreten dürfe. Er fühle sich verpflichtet, für seine Forderungen auch nach der Wahlzeit bis zur letzten Konsequenz einzutreten. In einer Zeit, da weite Kreise aus allen Schichten bitter schwer um ihr nacktes Leben ringen müßten, sollte endlich einmal auch an den obersten Stellen der Staatsverwaltung gespart werden: „Die Zeit muß endlich aufhören, da nur um der Parteipolitik willen noch eine einzige Stelle besetzt wird, für die eine sachliche Notwendigkeit nicht unbedingt gegeben ist“¹⁵). Nach seinem Übertritt zur Deutschnationalen Volkspartei verteilten sich die 88 Abgeordnete des Landtages in der Sitzungsperiode 1932/1933 auf folgende Parteien: Badische Zentrumspar tei 35, Sozialdemokratische Partei Badens 18, Arbeitsgemeinschaft Deutsche Volkspartei-Wirtschaftspartei (6 + 3) 9, Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (Hitlerbewegung) 8, Deutsche Demokratische Partei 6, Kommunistische Partei Deutschlands 5, Deutschnationale Volkspartei (Christliche Volkspartei) 4, Evangelischer Volksdienst (Landesverband Baden des Christlich-Sozialen Volksdienstes) 3. Die Gruppe der Deutschnationalen hatte mit Theodor Bauer einen Mitarbeiter gewonnen, der im Landtag auf Grund seiner fundierten Sachkenntnisse wertvolle Dienste leistete. Auf den Sitzungen vom 9., 18. und 24. September 1931 nahm er ausführlich zur Regierungserklärung, zum badischen Spargutachten, zu Fragen der Beamtenbesoldung und Versorgung der Kriegsbeschädigten Stellung. Im Zusammenhang mit den Kürzungen der Ausgaben für Wohlfahrtspflege forderte er in einer dieser Reden ausdrücklich, nicht am falschen Ort zu sparen, da unter den Abstrichen am meisten diejenigen zu leiden hätten, die ohnehin am schwersten durch die Notverordnungen betroffen seien: die Blin-

den, Krüppel, Taubstummen, Kriegsbeschädigten und andere vom Schicksal Heimgesuchten.

Ein Fernstehender konnte kaum vermuten, daß er mit ungeheurer Energie gegen seine Leiden als Kriegsversehrter ankämpfen mußte. In einem Artikel vom 22. 2. 1932 in der „Breisgauer Zeitung“ äußert er sich darüber, daß er im Landtag das Wort nicht hätte ergreifen können, da ihm „als Rekonvaleszent nach langer schwerer Krankheit vom Arzt längeres Sprechen noch dringend verboten wäre“. Doch da stand die Wahl des Reichspräsidenten vor der Tür. Beim 1. Wahlgang setzte er sich für den von den Deutschnationalen und dem „Stahlhelm“ nominierten Kandidaten Theodor Duesterberg ein, der am 13. März mit 2,55 Mill. noch schlechter abschnitt als Ernst Thälmann (KPD), für den 4,9 Millionen stimmten. Duesterberg trat beim 2. Wahlgang zugunsten von Hindenburg zurück, der am 10. April 53% der abgegebenen Stimmen erhielt. Auf die Reichspräsidentenwahl folgte am 31. Juli 1932 eine Reichstagswahl. Wolle das Bürgertum auf diese Entscheidungsschlacht Einfluß gewinnen, müsse sie den militärischen Grundsatz des Grafen Schlieffen befolgen: „Macht mir den rechten Flügel stark!“ Für den Bürger gäbe es in der Mitte keine feste Position mehr, sondern nur einen Anschluß: „rechts heran“, dorthin, „wo noch die einzige bürgerliche Partei steht, die noch Gefechtswert hat, die sich auch gegenüber der suggestiven Anziehungskraft und gegenüber der Riesenpropaganda der NSDAP als widerstandsfähig und lebenskräftig erwiesen hat“. Bei dieser Wahl erhielten im Reich die NSDAP 37,4%, die SPD 21,6%, die KPD 14,5%, das Zentrum 12,5%, die DNVP 5,9%. In Baden reichte es der DNVP nur zu 3%. Nachdem der Reichstag am 12. September dem Reichskanzler Franz von Papen das Vertrauen entzogen hatte, kam es am 6. November zu einer erneuten Wahl, bei der die DNVP im Reich zulegen konnte und auf 8,9% kam,

während die NSDAP Verluste hinnehmen mußte und bei einer Wahlbeteiligung von 80,6% nur noch 33,1% der abgegebenen Stimmen erhielt!

Im Laufe des November muß sich Bauers Gesundheitszustand ernstlich verschlimmert haben, denn am 8. Februar 1933 schrieb er an Freunde in Konstanz: „In den Jahren seit meiner Verwundung habe ich jetzt 26 Monate im Lazarett und im Krankenhaus gelegen. Wie lange ich noch darin liege, weiß ich auch heute nicht. Aber so schwer, so hart und so seelisch und körperlich in das Menschenleben eingreifend, war noch keiner dieser Leidensmonate wie die letzten 10 Wochen.“ Am 24. Februar wurde er von seinen schweren Leiden erlöst.

Anmerkungen

¹⁾ Mitt. von Dr. Hans Th. Bauer, Karlsruhe (+ 14. 7. 1991); sein Nachlaß, den mir Frau Anne B. zur Verfügung stellte, diente als Quelle für diese biographische Skizze.

²⁾ Stadtarchiv München (Familienbogen, biogr. Notizen), 10. 7. 1993.

³⁾ Ernst Engelberg, Bismarck. Das Reich in der Mitte Europas, 163 f.

⁴⁾ Vgl. Erwin Dittler, Theodor Bauer, Hefte 1–3, Briefe aus China, 1991.

⁵⁾ George W. Hallgarten, Imperialismus vor 1914, Bd. I, 1963, S. 517.

⁶⁾ Bodo Harenberg (Hrsg.), Chronik des 20. Jahrhunderts, S. 15.

⁷⁾ Jing Wei, Vielversprechende Entwicklungszone Langfang, In: Beijing Rundschau 21/1993, S. 25 ff.

⁸⁾ Stadtarchiv Offenburg, Sig. 5/1478 — Rubrik 14. Zu den Einwohnerwehren vgl. Erwin Dittler, a. a. O., Heft 6, Reden und Aufsätze 1919–1923, 1992, S. 2–17.

⁹⁾ Albrecht Götz von Olenhusen, Bürgerrat, Einwohnerwehr und Gegenrevolution. Freiburg 1918–1920. In: Wege und Abwege. Beiträge zur europäischen Geistesgeschichte, Freiburg 1990.

¹⁰⁾ D'r alt Offeburger, 26. 10. 1919.

¹¹⁾ Pforzheimer Anzeiger, 27. 2. 1920 (Stadtarchiv Pforzheim).

¹²⁾ Adam Remmele, Staatsumwälzung und Neuaufbau in Baden, 1925, S. 84.

¹³⁾ Peter Brandt, Die deutsche Linke, die Arbeiterklasse und die nat. soz. „Volksgemeinschaft“ in der

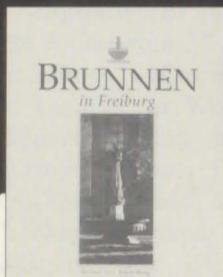
Kriegs- und frühen Nachkriegszeit. In: Helga Grebing u. a. (Hg.), Sozialismus in Europa. — Bilanz und Perspektiven. Festschrift für Willy Brandt, Essen 1983, S. 287.

¹⁴⁾ Pierre Teilhard de Chardin, *Écrits du temps de la guerre 1916—1919*, Paris (1965), 417. Vgl. Erwin

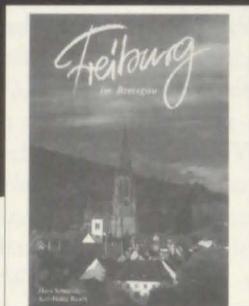
Dittler, Caporal Pierre Teilhard de Chardin in Goldscheuer (1919). In: *Badische Heimat*, 1988, H. 2.

¹⁵⁾ *Residenz-Anzeiger. Karlsruher Mittagszeitung*, 3. 7. 1931 (Austrittserklärung). Abgedruckt in: Erwin Dittler, a. a. O., Heft 10, 1992.

ROMBACH-REGIO FÜR KENNER



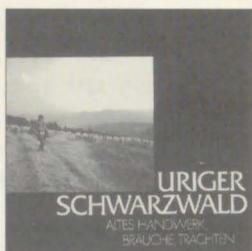
Rosemarie Beck/Roland Meing
BRUNNEN in Freiburg
 Geschichte der schönen Freiburger Brunnen, ihre Bedeutung für die Wasserversorgung und stimmungsvolle Aufnahmen
 136 S., 155 Farbabb., Geb., DM 49,80
 ISBN 3-7930-0550-X



Hans Schneider/Karl-Heinz Raach
FREIBURG IM BREISGAU
 Ein hochwertiger Bildband voll charakteristischer und stimmungsvoller Bilder.
 196 S., 180 Farbabb., Geb., DM 68.
 ISBN 3-7930-0579-8



Madeleine Hager/Wolf Hart/Willy Progher u.a.
FREIBURGER ZEITEN
 Sehenswürdigkeiten und stille Winkel portraitiert von namhaften Fotografen.
 2. Auflage, 96 S., 80 Farb- und 10 s/w Abb., Geb., DM 29,80
 ISBN 3-7930-0519-4



Nikolaus Reiter
URIGER SCHWARZWALD
 Alles Handwerk, Bräuche, Trachten.
 2. Auflage, 144 S., 177 Farb- und 15 s/w Abb., Geb., DM 45.
 ISBN 3-7930-0502-X



Dieter Kohlhapp
DIE WUTACHSCHLUCHT
 Ein wunderschöner Bildband als Plädoyer für das Naturschutzgebiet Wutach- und Gouchachschlucht.
 140 S., 132 Farbabb., Geb., DM 45.
 ISBN 3-7930-0481-3



Nikolaus Reiter
SCHWARZWALD STIMMUNGEN
 Stimmungsvolle Bilder vom mittleren und südlichen Schwarzwald.
 3. Auflage, 144 S., 137 Farbabb., Geb., DM 45.
 ISBN 3-7930-0511-9



Fürstbr Martin Gierbert
GESCHICHTE DES SCHWARZWALDES
 Deutsche Übersetzung von Adalbert Weh.
 2. Auflage, 810 S., 11 s/w Abb., Geb., 128.
 ISBN 3-7930-0480-8
 Der Abt von St. Blasien im Schwarzwald schrieb 1783 seine »Geschichte des Schwarzwaldes«, sie zählt heute zu den Standardwerken der Landesforschung. Erstmals in deutscher Übersetzung.
 Erster Band.



Amo Bogenrieder/Kurt und Helga Rasbach u.a.
REICHTUM NATUR
 Die Vielfaltigkeit des Landkreises Wald, die Rheintauen, die Weinbau-, Weinberge.
 Dreisprachige Textbeilage.
 128 S., 143 Farb- und 53 s/w Abb., Geb., DM 58.
 ISBN 3-7930-0596-8



Augustinermuseum Freiburg
BADISCHE BURGEN AUS ROMANTISCHER SICHT
 In der Zeit der Romantik haben zahlreiche Künstler die Burg als Bildmotiv neu entdeckt. Der Katalog zur Ausstellung im Augustinermuseum Freiburg.
 216 S., 27 Farb-, 27 Duplex-, 120 s/w Abb., engl. Br., DM 42.
 ISBN 3-7930-0678-6

ROMBACH VERLAG

Bertoldstr. 10, 79098 Freiburg, Lörracher Straße 3, 79115 Freiburg

erhältlich in Ihrer Buchhandlung

Marquart Herrgott

Franz Hilger, Pfaffenweiler

Vor 300 Jahren wurde einer der bedeutendsten Historiker des einstigen Benediktinerklosters St. Blasien, Marquart Herrgott, geboren. Zwanzig Jahre vertrat der vielseitig begabte Benediktinermönch als Diplomat die Interessen der Breisgauer Stände am kaiserlichen Hof in Wien.

Marquart Herrgott wurde am 9. Oktober 1694 in Freiburg geboren und auf den Namen Franz Jakob getauft. Seine Eltern waren der Chirurg und Ratsherr der Stadt Freiburg, Johann Jakob Herrgott und Maria Elisabeth geborene Brenzinger. Das Geburtshaus war das Haus zum „schwarzen Adler“ an der Kaiserstraße. Nach dem Besuch der Schule in seiner Heimatstadt erhielt er eine Stelle als Hauslehrer für zwei Söhne einer Kaufmannsfamilie in Straßburg. Mit ihnen hatte er Gelegenheit einmal nach Paris zu reisen. Nach zwei Jahren kehrte er wieder von Straßburg in die Stadt Freiburg zurück und begab sich dann in das Kloster St. Blasien um dort der Klostergemeinschaft beizutreten. Im November 1715 legte er seine Profess ab und am 17. Dezember 1718 wurde er zum Priester geweiht. Ein Vetter von ihm gehörte zu dieser Zeit bereits zu der Gemeinschaft. Es war der spätere Abt, Franz II. Schächtelin aus Freiburg. Er war von 1727 bis 1748 Abt des Klosters. Der Vater von Abt Franz war der Ratsherr Johann Georg Schächtelin und die Mutter Maria Barbara Brenzinger. Der damalige Abt des Klosters, Blasius III, Bender aus Gengenbach (1720—1727) erkannte in dem jungen Pater Marquart Herrgott ein besonderes Talent und förderte ihn. Herrgott durfte sogar zur weiteren Ausbildung zu den Maurinern von Saint-Germain bei Paris, dessen Ruhm durch Männer wie Jean Mabillon (1632—1707) begründet wurde. In dieser klö-

sterlichen Akademie erhielt der junge Mönch aus dem Schwarzwald seine Richtung für das Leben. Dort entschied er sich dann auch Historiker zu werden. Eingehend beschäftigte er sich mit dem Sammeln und Bearbeiten von geschichtlichen Unterlagen. „Dabei wirkten der liberale Geist und die feinere Bildung, welche die Kongregation des heiligen Maurus belebten, sehr veredelnd auf sein Wesen“ so heißt es in einer Biographie über Herrgott „was ihn bei seinen geistigen und körperlichen Vorzügen, zu einer und den Seinigen seltenen Erscheinung stempelte.“ Während des Aufenthalts in der maurinischen Schule schrieb der junge Pater eine Arbeit über die „alte Regelzucht der Benediktiner“. Das Werk widmete er seinem Förderer Abt Blasius, „welcher sich durch die Heranbildung der Klosterjugend, durch die liberale Förderung junger Talente und die Erweiterung der wissenschaftlichen Mittel seines Stiftes ein so großes Verdienst erworben.“ Nach Heimkehr von Marquart Herrgott in das Heimatkloster im Schwarzwald wurde er von seinem inzwischen zum Abt gewählten Vetter Franz II Schächtelin, zu dessen Hofkaplan ernannt. Einige Zeit später wurden ihm die Ämter des Klosterbibliothekars und des Großkeller übertragen. Herrgott beschäftigte sich noch mit einem Werk zur Geschichte des Klosters St. Blasien. Die Veröffentlichung stieß auf Schwierigkeiten. Die älteren Mitkonventualen nahmen Anstoß an der freien Kritik womit Herrgott die Entstehungsgeschichte des Klosters behandelte, sie hegten auch Bedenken gegen die offene Besprechung des stiftischen Güterstandes und die Reichsunmittelbarkeit und außerdem fanden sie das Werk, das mit aufwendigen Kupferstichen illustriert werden sollte, viel zu kostspielig. Mitten in dieser Arbeit

wurde ihm ein neues Amt übertragen. 1728 wurde er zum Abgesandten an den Wiener Hof berufen um dort bei der kaiserlichen Regierung die Angelegenheiten des Stift St. Blasien zu vertreten. Herrgott war damals 33 Jahre alt. Am 1. März 1728 trat er „in großem schnee und wind“ seine Reise an. Pater Marquart Herrgott hatte während seiner neuntägigen Reise „beschwerliche zufahl“ auszustehen, wie er in seinem Tagebuch mitteilte „einen jeden, so gern auch solcher immer reysen thäte, von der Wiener reys zu dieser zeit bei so schlimmen straßen erschreckhen und abhalten könne.“

Am 9. März traf die Postkutsche, die unterwegs mehrfach im Morast stecken blieb, in der Kaiserstadt Wien ein. Die Mission, die der junge Pater aus dem Schwarzwald zu erfüllen hatte, war sehr schwierig. Fast der ganze kaiserliche Hof war zu jener Zeit gegen die Benediktiner aus St. Blasien eingestellt. Herrgott schreibt nach seiner Ankunft „ich sehe wunderliche gesichter und schlechte hilfserbiethung. . wenn ich daran denke, gehet mir ein stich in das hertz, grauset und schauert mit in meinem gemueht“. Besonders erschwert wurde die Tätigkeit des Schwarzwälders durch die Kompliziertheit des dort herrschenden Verwaltungsapparates, „durch das Nebeneinander, ja Durcheinander der vielen Instanzen, durch die Zersplitterung und Vielfalt der Behörden mit verwandten Kompetenzen“. Es sei sehr schwer“ meinte Herrgott „so viele köpf under einen huet zu bringen.“

Im Schwarzwald kam es zu dieser Zeit zu erbitterten Auseinandersetzungen zwischen den Bauern der Grafschaft Hauenstein und dem Kloster St. Blasien. Die Bewohner des Hauensteinischen, die Hotzenwälder, hingen mit großer Liebe an ihrer Heimat, dem rauen und unwirtlichen Land zwischen den Tälern der Alb und der Wehra. Mit großer Zähigkeit, mit „Hotzentrotz“ setzten sich die Bauern für Recht und Freiheit ein und ließen sich auch von Mißerfolgen nicht beeindrucken. Das Kloster St. Blasien konnte im Laufe

der Jahrhunderte einige Höfe im Hauensteinischen erwerben. Die Bauern kamen dadurch in eine grundherrschaftliche Abhängigkeit, aus freien Bauern wurden „Gottleut“ und Leibeigene des Klosters. Von den zu dem Stift gehörenden bäuerlichen Anwesen, die im Verhältnis zu denen in der Ebene bei weitem nicht so ertragsreich waren, wurden hohe Abgaben abverlangt. Neben den zu leistenden Frondiensten und den sogenannten „Küchengefällen“ kamen noch die hohen Abgaben des „Besthaupts“ oder auch „Todfalls, bei einem Sterbefall wurde vom Kloster ein Teil des Nachlasses gefordert, besonders hoch war der Anteil bei Unverheirateten, bei den sogenannten „Hagestolzen“. Diese nach Ansicht der Bauern ungerechten Belastungen waren für der Hauptgrund für die Jahrhunderte währenden Streitigkeiten, Kämpfen zwischen dem Kloster und den Bauern der Grafschaft Hauenstein. Pater Herrgott schrieb einmal dazu, es gäbe in der Grafschaft viele Geschlechter, vor allem das „Hottingerische“, die eine Abneigung und einen Groll wider St. Blasien mit auf die Welt brächten, „den sie im gebluedt immerhin fortpflanzen“ und weiter heißt es dann noch „ein heimblicher zundl, welcher bei der mindesten collision feuer fanget“ und bei der ersten Gelegenheit in Flammen ausbricht.

Diese Spannungen führte zu Beginn des 18. Jahrhunderts zu der bekannten Bewegung der Salpeterer, der erste Mann dieser aufständischen Bauern war der Salpetersieder Johann Fridolin Albiez von Buch, genannt der „Sapeterhans“.

1726 unternahm der Bauernführer Albiez eine Reise nach Wien um dort die Klagen der Hauensteiner persönlich vorzutragen, doch er wurde verhaftet und in das Gefängnis nach Freiburg verbracht. Dort starb er. Ein Jahr danach, 1727, wurde Franz Schächtelin zum Abt des Klosters gewählt. Als der neue Mann an der Spitze der Klostersgemeinschaft die Hauensteiner Gemeinden besuchte, wurde er kühl und zurückhaltend begrüßt und ihm

eine Huldigung verweigert. Bevor nicht das Wort leibeigen gestrichen wird, huldige das Volk nicht, wurde erklärt. Inzwischen haben vier weitere Salpeterer eine Reise nach Wien unternommen, sie erreichen gar eine Audienz beim Kaiser, er hat ihnen „ziemlich viel Gehör“ geschenkt und versprach sicher der Anliegen der Bauern anzunehmen.

Hier sei eine Stelle aus einer Geschichte von Emil Müller-Ettikon über den „Schwarzmichel“ angeführt. (Schwarzmichel war der Bauernführer Michael Tröndle aus Bergalingen.) Der Michel fragt den alten „Gevatter Hans Friedle was gibt es so Schlimmes, daß du so ärgerlich dreinschaust? Hast du auch die Anforderung zur Huldigung erhalten“ — „ein Hottinger huldigt St. Blasien nicht. Du weißt doch, daß der Pater Marquart Herrgott ausgestreut hat, daß das Geschlecht der Hottinger Niedergebisbach sauge den Haß gegen das Kloster mit der Muttermilch ein. Aber das wird seinen Grund haben. St. Blasien war einst eine Wolfsgrube und es wäre besser, wenn es wieder zu einer Wolfsgrube gemacht würde.“

Peter Marquart Herrgott war bestrebt die Angelegenheit aus der Sicht des Klosters am kaiserlichen Hof vorzutragen. Trotz aller Bemühungen und trotz geschicktem „Taktieren“ ging alles recht langsam voran. Nach langen Verhandlungen wurde St. Blasien Recht gegeben, die Huldigungsformel blieb im Wesentlichen unverändert, man kam den Bauern entgegen, daß man die vielumstrittenen Worte „leibeigen“ und „Leibeigenschaft“ in „eigen“ und „Eigenschaft“ umänderte und an Stelle von „tot und lebendig“ die Worte „zu allen und zu jeden Zeiten“ setzte. Zwei Bevollmächtigte des Kaisers, Maurer und Baurier, fuhrn eigens nach Waldshut um zu schlichten, doch es kam keiner von den Hauensteinern. So forderten sie dann, nachdem eine gewährte Gnadenfrist verstrichen, Militär an. Die Hauensteiner bereiteten dem Kaiserhof große Probleme. Einerseits waren sie in Wien empört von der „ohnerhörten hart-

neckig- und halsstarrigkeit, von dem ohnegehorsamb und ohanständigkeit der wuethenden bauern“ andererseits wollte man jegliche Konfrontation vermeiden „damit kein fromblicher aufstand oder gar ein neuer bauernkrieg“ entsteht. Pater Marquart Herrgott schreibt „gantz offenhertzig“ habe ihm einer der Hofräte gestanden, er habe schon „vil 100 händel und geschäft gerichtet und geschlichtet, er habe aber noch kheine so spinosam materiam (heikle materie) wie diese unter den Fingern gehabt.“ Die Salpeterer hatten sich mit Heugabeln und Prügeln bewaffnet, sie hatten natürlich keine Chancen gegen die österreichischen Truppen. Die Bauern wurden in die Flucht geschlagen, doch damit war der Kampf der Bauern noch nicht vorbei. Der Schwarzwälder Benediktiner hatte schon bald genug von seiner aufreibenden Tätigkeit in Wien, „ich ginge von hier heith als morgen, niemand auf der welt dt wüntscht mehr als ich, daß diese so verträßlich und beschwerlich negotiation einstens zum ende komben möchte. . .“. Die „erzrädelsführer und hauptrebellen“ wie Marquart Herrgott die fünf Anführer der Bauernschaft bezeichnete, sind nach der Niederlage in die Schweiz geflüchtet. Diese fünf beschlossen, um den Berichten der kaiserlichen Kommission zuvorzukommen, in der Kaiserstadt selbst ihren Standpunkt und ihr Recht darzulegen. Marquart Herrgott bekam davon einen Hinweis, machte die fünf am Tage ihrer Ankunft in Wien ausfindig und sorgte dafür, daß sie wieder in die Heimat zurückgebracht wurden. Über diesen Vorgang hat Marquart Herrgott ein genaues Protokoll geführt. Hier ist auch ausgeführt mit welchem Skrupel und welcher Geschicklichkeit der Pater aus St. Blasien die Bauern unschädlich machte. Ohne Rücksicht und ohne die Möglichkeit sich zu rechtfertigen wurden die fünf Hotzenwälder gefangengenommen und eingekerkert, ihre Habe wurde durchsucht, das wenige Geld, das sie in ihren Hosen eingenäht hatten, abgenommen. Pater Marquart Herrgott

verfügte, daß die fünf Bauern so schnell wie möglich die Kaiserstadt verlassen und zur Verurteilung nach Freiburg verbracht werden. „Umb fünf Uhr in der fruehe waren obgemeldete zwei wagen schon bey dem rumorhaus, es wurden danach die fünf bauern, par und par, undt der eindte, so der schwächlichste allein, ahn den fueßen ahngeschmiedet und die hand durch einen schmied verniethet“ so heißt es dem Bericht und zum Schluß kommt dann gar noch einer der Gefangenen, der „verstocktiste“, Müller aus Haselbach zur Wort, er meinte vor seinem Abtransport zu den Wachmännern „behuet Euch Gott, ich bedankhg mich umb all guttes, sollte ich wider frey hierhero komben, so wollte ich Euch mit erwiesene guttathen zu vergelten suechen. Kombe ich aber nicht mehr zuruckh, so bettet ein vaterunser vor mich. Ich förchte mich zwar nit und gehe hin, wo man will, dan wan ich mich geforchten hätte, wäre ich nit allhero komben.“ Nach achtzehntätiger Fahrt trafen sie in Freiburg ein. Triumphierend meinte der klösterliche Gesandte daß es nun an der kaiserlichen Regierung liege, „wie man die fünf Schwarzwaldvögel am besten rupfe und brate.“

Die kaiserliche Regierung ließ sich unendlich viel Zeit für die Prüfung der Streitpunkte zwischen dem Kloster und der Hauensteiner. Fast zwei Jahre dauerte es bis die notwendigen Gutachten eingeholt und beurteilt wurden. Pater Herrgott ging dies alles viel zu langsam, er drängte auf eine baldige Verurteilung der Hauensteiner „wann einer nicht beständig mahnt, stupft und treibt, so bleibt alles hangen und wird auf die lange bankh geschoben.“ Aus den Protokollen ist zu entnehmen, daß sich die Regierung sehr schwer tat eine Entscheidung zu treffen.

Nach der Verhandlung erhielt das Kloster in einigen Streitpunkten recht, nur in einigem wurde der Anspruch beschränkt. Die fünf im Gefängnis einsitzenden Rädelsführer wurden nach einem langwierigen Prozeß des Landes verwiesen. Die Regierung war der Ansicht,

daß wenn die Bauernführer nicht mehr im Lande sind wieder Ruhe einkehre und es zu keiner „zusammenrottierungen der renitenten“ komme, da man in Wien befürchtete, „das neuerliche angesteckte feyr in flammen ausbrechen“. Einige der Ausgewiesenen kamen aber bald wieder zurück in die Heimat und sie gaben „Pater Marquart Herrgott so manche Nuß zu knacken.“ Die Bauern waren eigentlich recht glücklich über das Urteil und es war ihnen bewußt, daß der Kaiser „erkenne im Inneren ihre Rechte an, denn sonst hätte er die Rädelsführer zum Tode verurteilt.“ Es war ihnen bewußt, das ihr Streben nach Recht und Freiheit Anerkennung finden. Der Kampf der Salpeterer ging unverdrossen weiter und Pater Herrgott mußte im Laufe der Jahre trotz heftiger Gegenwehr noch manche Niederlage hinnehmen. In Wien hatte man den „weitläufigen und verdrießlichen bauernhändel“ satt und man war sich darin einig, daß sie mit der „diktierung von strafen“ nicht viel erreichten. Auch mußten sie feststellen, daß die Militärs oft zugunsten der Bauern eingriffen und auch die Polizei „scheint sehr oft ein Auge zugeedrückt zu haben.“

Pater Marquart Herrgott ist es auch klar geworden, daß mit Gewalt und mit Bestrafung die Ruhe im Hauensteinischen nicht hergestellt und schon gar auf Dauer zu erhalten ist. Es bedurfte anderer Mittel für Frieden und Freundschaft zu sorgen, denn das Feuer „gloschet unter der asche und wird neue funken auswerfen“. Darum hat er dann im August 1731 an seinen Abt eine umfangreiche Denkschrift, eine „Finalrelation“, übersandt. Herrgott meinte darin, daß er es für angebracht sehe sich künftig nicht auf die kaiserliche Regierung zu verlassen und nach eigenem Gutdünken nach einer für beide Seiten — der Bauern aus dem Hauensteinischen und des Klosters — vernünftige Lösung zu suchen, er schlug vor die drückende Last der Leibeigenschaft zu streichen. Es sei besser, so meinte der klösterliche Gesandte, etwas weniger in Ruhe und mit Sicherheit zu haben, als ein

klein wenig mehr mit der immerwährenden Gefahr Größeres damit zu verlieren. Dieses bedeutende Argument verfehlte seine Wirkung nicht. Es vergingen zwar noch einige Jahre bis endlich zu einer Vertragsunterzeichnung kam. Die Hoffnungen, die der Pater durch den Vertrag hegte, erfüllten sich aber nicht, der Streit ging weiter. Die Salpeterer waren der Meinung, daß St. Blasien nicht das Recht habe, etwas zu veräußern, was ihnen gar nicht gehört. Die österreichische Regierung war die unendlichen Auseinandersetzungen leid. Einige der Bauernführer wurden kurzerhand verhaftet und zu Festungshaft verurteilt. 1755 wurden dann gar eine große Gruppe der Salpeterer nach Siebenbürgen in die Verbannung geschickt. Die Salpeterer haben ihren jahrhundertlang geführten verzweifelten Kampf gegen das Kloster und die österreichische Regierung verloren. Voller Hochachtung muß die Unerschrockenheit und der Freiheitswillen der armen Bauern aus dem Hotzenwald gedacht werden, unermüdlich kämpften sie für ihre Rechte, für ihr Land und ihre wirtschaftliche Stellung.

Pater Marquart Herrgott mußte die Kaiserstadt verlassen. Nach zwanzigjähriger Tätigkeit kam es zu einem ernsten Zerwürfnis zwischen ihm und seiner obersten Dienstherrschaft. Ausschlaggebend für diese Auseinandersetzung war ein Zerwürfnis des Prälatenstandes und der anderen Stände. Ein Verbleiben von Pater Herrgott in Wien war nicht mehr möglich. Der einst gefeierte Pater entging durch eine vorzeitige Abreise der Demütigung der Entlassung. Kaiserin Maria Theresia persönlich ließ dem Abt von St. Blasien mitteilen, daß es „sehr angenehm sein würde, wenn er seinen Großkeller unter ehrenhaften Vorwände zurück berufen wollte.“ Dem Abt war klar, daß Pater Marquart Herrgott nach zwanzigjähriger Tätigkeit als Diplomat sich nur schwer in die Gemeinschaft des Klosters einfügen kann. Der Abt, Meinrad, ernannte ihn zum Statthalter der sanktblasianischen Propster zu Staufen und Kirchhofen, wobei

ihm das Schloß in Krozingen als Residenz überlassen wurde. Im Sommer 1750 bezog Marquart Herrgott sein breisgauisches Tusculum, das Schloß Krozingen. Bereits im Jahre 1105 kaufte Abt Berthold von St. Blasien (1105—1141) der „vornehmste Hof“ zu Krozingen. 1381 wurde das sankt-blasianische Breisgau-Amt von Neuenburg nach Krozingen verlegt. Abt Caspar II. von St. Blasien ließ des Hof durch einen großen Renaissancebau ersetzen. In der Mitte des 18. Jahrhundert wurde das Schloß durch den Deutschordensbaumeister Johann Kaspar Bagnato grundlegend umgebaut. In dieses Gebäude, umgeben von einer großen Parkanlage, zog Pater Herrgott nach seiner recht abwechslungsreichen Wiener Zeit ein. Hier widmete er sich eingehend mit historischen Studien. Außerdem bestätigte er sich mit Bienenzucht und dem Züchten von Maulbeerbäumen, „was damals, wie anderwärts, auch im Breisgau zur Mode geworden ist.“

Marquart Herrgott war es von seiner Wiener Zeit her gewohnt von Freunden umgeben fröhliche Feste zu feiern, so kam es dann auch im Krozinger Probstehof, im elterlichen Haus in Freiburg oder bei Ausflügen nach Basel. Während seiner Wiener Zeit verdiente er als Diplomat gut und so hatte er ein finanzielles Polster über das er frei verfügte. Von einem Besuch beim „Dreikönigswirt“ in Basel wird folgende amüsante Geschichte erzählt: nach einem Essen dort präsentierte ihm der Wirt eine Rechnung über 500 Gulden, der Pater war mit dem hohen Betrag nicht einverstanden und verlangte eine genaue Aufstellung, eine „Spezifikation“. „Ja wo stecken denn die 500 Gulden“ meinte der Pater, dazu meinte der Gastwirt „Herr Pater, es sind seit ich auf dem Gasthof bin, schon so viele geistliche Herren aller Orden bei uns gewesen und haben mich auf den lieben Herrgott verdröset, daß ich Euer Gnaden jetzt als den Verheißenen festhalte.“ Pater Marquart Herrgott soll dann den Betrag lächelnd bezahlt haben.

Die fröhlichen Treffen aber auch sein unermüdliches wissenschaftliches Schaffen wurde oft unterbrochen, denn Marquart Herrgott war bis ins hohe Alter „der thätigste Förderer aller Angelegenheiten des breisgauischen Prälatenstandes“, hierbei übernahm er öfters im Auftrag seines Abtes die Stelle des Vorsitzenden. „Mit Vergnügen liest man“ so der Historiker Joseph Bader, wie er der strenge Verteidiger der prälaten Standesrechte gegen die Eingriffe der Regierung, das Interesse der Untertanen gegen die Härte der Prälaten einst so lebhaft in Schutz genommen, daß dieselben für gut fanden, sein Votum aus dem Protokolle zu entfernen.

Sieben umfangreiche Werke sind das Ergebnis seiner gewissenhaften Forschungsarbeit. Es würde zu weit führen hier die teils recht umfangreichen und meist in Latein abgefaßten Titel anzuführen. Das erste Werk erschien im Jahre 1726.

Viel Aufsehen erregte sein Werk über die Stammesgeschichte und die historischen Denkmäler des habsburgisch-österreichischen Hauses. 1738 erschien der erste Teil des aus drei Folianten bestehenden Werkes, die Genealogie. Zur Erstellung des umfangreichen Geschichtswerkes wurde er von seiner Mitkonventualen Wülberz und Gumppe unterstützt. Nicht nur der Inhalt, auch die Aufmachung, die Typographie und die von dem Freiburger Kupferstecher Meier geschaffenen Bilder fanden große Anerkennung. Kaiser Karl, der das Werk unterstützte, beschenkte Herrgott mit einer wertvollen Medaille und ernannte ihn zu seinem Rat und Historiographen.

„*Monumenta augustae domus Austriacae*“ war der Titel eines immerhin aus acht Folianten bestehende Werk, das in den Jahren 1730 bis 1760 erschien. Für die Herausgabe dieses Werkes hatte Herrgott einen größeren Geldbetrag aus seinem persönlichen Vermögen beigesteuert. „Der Einfluß Herrgotts zu St. Blasien war ein bedeutender und nachhaltiger, nicht allein auf das wissenschaftliche

Leben dasselbst, sondern auch in manch anderer Beziehung. Der von ihm angebahnte Weg wurde eifrig weiter verfolgt und die Art der hergottschen Gelehrsamkeit erhielt in Gerberts historischen Arbeiten die würdigste und glänzendste Fortsetzung.“ Am 16. Oktober 1762 starb Marquart Herrgott.

Den Nachruf schrieb sein langjähriger Freund und Mitarbeiter, Rustenus Heer. Seine letzte Ruhestätte fand Marquart Herrgott in der kleinen Kapelle neben der Propstei Krozingen. Diese Propstei ist heute in Privatbesitz, es gehört der Familie von Gleichenstein. Das Gebäude mit seiner prachtvollen Innenausstattung beherbergt eine der umfangreichsten und wertvollsten Sammlung von Tastinstrumenten Europas. Von Cembalos, Spinette, Clavichorde, tragbaren Orgeln bis hin zum berühmten Hammerflügel gibt diese Sammlung einen Überblick über die Entwicklung der Instrumente vom 16. bis zum 19. Jahrhunderts. An der Außenfassade des Hauses erinnert noch ein Wappen an den sanktblasianischen Abt Caspar II. und auch im Innern des Gebäudes findet sich noch manches, wie Stuckarbeiten, weißglasierte Öfen, Bilder und Möbel, die an den einstigen Besitzer und Erbauer, das Kloster St. Blasien, erinnern. In der umfangreichen Korrespondenz von Fürstabt Martin Gerbert, der von 1764 bis 1793 dem Benediktinerstift St. Blasien vorstand, finden sich viele Hinweise auf den Wissenschaftler und Diplomaten Marquart Herrgott. Einige Auszüge seien abschließend noch angeführt.

Der Bibliothekar Schlaeger aus Gotha schreibt unter anderem in einem Brief an Martin Gerbert (1782): Eurer Hochwürden erwähnen den wohlseligen Pater Herrgott. Das ist der erzbrave Mann, dessen Asche ich Jahr aus Jahr ein, ein und alle Tage verehere und bis an des Grabes Tür verehere werden. Er ist es, welcher mit Eurer hochschätzbarer Gnaden unschätzbarer Huld, deren ich mich bereits so viele Jahre unverdienter Weise erfreuen gehabt habe, verschaffet. Ihm schreibe

ich, nächst gott, mein frisches und munteres Alter zu, als welches ich den mäßigen Gebrauch des zuträglichen roten Markgräfler Weins, den der Wohlselige mir anriet, zu danken habe. Ein Jahr später lobt der Schreiber noch einmal den Wein, den er von Marquart Herrgott erhalten hat. „Das so muntere als rüstige Alter, dessen ich mich noch in diesem 78. Lebensjahr zu erfreuen habe, ist eine ausnehmende Wohltat, welche ich

nächst Gott dem wohlsel Pater Herrgott zu verdanken habe, und zwar dadurch, daß er mir den dortigen sogenannten roten Markgrafenwein kennen gelehret. Denn seit dessen gar mäßigen Genuß verspüre ich weiter nicht das geringste von den mancherlei Unbequemlichkeiten, welche mir die Franz- sowohl als Rheinweine in jüngeren Jahren unaufhörlich und haufenweise zuführten.“

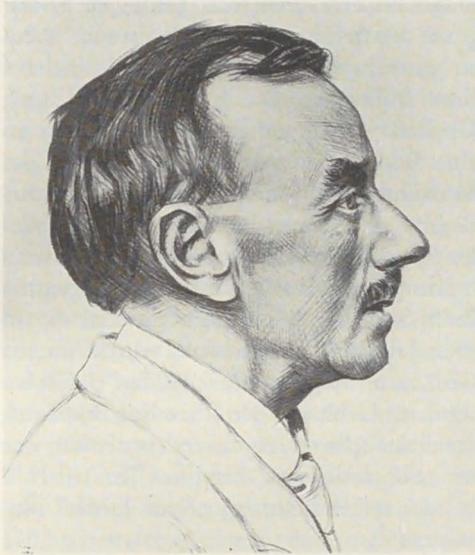


Warten auf den Wiederaufbau: Blick vom Schloßsturm auf die Ruine des Mittelbaus des Karlsruher Schlosses. Schon wieder „friedensmäßig“ hergerichtet ist der Schloßplatz.

Emanuel von Bodman

Vor 120 Jahren wurde der Dichter geboren

Manfred Bosch, Rheinfeldern



Sie stammten meistens nicht von seinen Ufern, die Dichter des Bodensees — Emanuel von Bodman aber trug, läßt man einmal die umstrittene Ableitung des Namens „Bodensee“ von der Kaiserpfalz Bodman und dem Dorf gleichen Namens gelten, sogar seinen Namen. Mit ihm repräsentierte er einmal die literarische Landschaft am Bodensee mit; seine Gedichte und Novellen, damals in namhaften Zeitschriften, Jahrbüchern und Sammelwerken erscheinend, standen auf traditionellem Boden und fanden trotz ihres klassisch anmutenden Gestus den Anschluß an eine verhaltene Modernität. Wenn Bodmans Anfänge auch unter naturalistischem Einfluß standen, so hatte er doch wenig Anteil an den literarischen Eruptionen seiner Zeit. „Schwerer ins Gewicht als das Außengesicht seines Lebens“, so formulierte er über den Künstler,

„fällt die Erbschaft in seinem Geblüt“, und von sich selbst behauptete er, seiner „Vergangenheit ebenso ehrfürchtig gegenüber(zustehen) als meinem Tage“⁴¹). Man hat deshalb die Formstrenge und das Maß seiner Lyrik mit dem „Höfischen“ seiner Herkunft in Verbindung gebracht, ja in ihnen das Erbe eines „späten Minnesängers“ erblickt. Und doch war Bodmans aristokratische Mitgift von einem gehobenen Volkston und einer natürlichen Schlichtheit überdeckt, so daß seine soziale Abkunft zwar vielfach in Bodmans Schreiben hineinspielte, aber wenig Blaublütiges an sich hatte. Auch ließ sich die Biographie dieses „Landedelmanns mit dem Silberstift“ (Robert Faesi) auf besondere Weise mit seiner Geburtslandschaft in Verbindung bringen; untrüglich führte Bodmans Lebensbahn von den verschiedenen Aufenthalten immer wieder an die Ufer des Bodensees zurück, an die schweizerischen ebenso wie an die deutschen, wie Bodman denn der See immer ganzheitlich empfundener Lebensraum geblieben ist.

Bodman entstammte einem alten Geschlecht, dessen Stammsitz, das Schloß Bodman, noch heute als Ruine über dem gleichnamigen Ort am Ende des Überlinger Sees steht. Sein Vater hatte als Hauptmann eines württembergischen Infanterieregiments in Reutlingen gedient und sich nach seinem Abschied vom Dienst in Friedrichshafen niedergelassen. Dort wurde Immanuel von Bodman — die Reverenz gegenüber Kant, die der Vater mit seiner Namenswahl im Sinn gehabt hatte, ersetzte der angehende Dichter durch das biblische „Emanuel“ — am 23. Januar 1874 geboren. Trotz des frühen Todes der Mutter

— sie starb, als Immanuel drei Monate alt war — hatte Bodman eine so glücklich empfundene Kindheit, daß ihre Gestaltung seit der Jahrhundertwende zu den immer wieder aufgenommenen literarischen Plänen gehörte. Ihre Fortsetzung erlebte Bodman nach seinem Umzug 1883 als Konstanzer Elementarschüler. In dieses Jahrzehnt fällt auch bereits die Entdeckung seiner dichterischen Begabung — von ihr zeugen nicht nur Gedichtmanuskripte, sondern auch erste Veröffentlichungen in der von Michael Georg Conrad begründeten, als Plattform des Naturalismus konzipierten Zeitschrift „Gesellschaft“ aus dem Jahre 1892. Zuvor hatte Richard Dehmel dem jungen Autor ein merkliches, wenn auch noch in den Kinderschuhen steckendes Talent bescheinigt. Zuspruch und Ermunterung erhielt Bodman auch durch einheimische Künstler, mit denen er freundschaftlichen Umgang pflegte — voran der Bildhauer Karlmax Würtenberger und der um sechs Jahre ältere Heinrich E. Kromer, der „auf Bodman etliche Jahre hindurch starken Einfluß gewann“²⁾ und als Störri bzw. Steuermann in dessen Kindheitstext „Erwachen“ vorkommt. 1894, bereits ein Jahr nach dem Abitur, erschien dann Bodmans erster Gedichtband, dem das literarisch Tastende allerdings noch stark anzumerken ist.

Bodmans Pläne zielten, zumal die vorhandenen Geldmittel zu einem nicht eben üppigen, aber doch auskömmlichen Leben vorhanden waren, auf eine literarische Laufbahn. Obwohl ihm so der Gedanke an einen Brotberuf eher fernlag, begann er — bei breit angelegten naturwissenschaftlichen Interessen — im Herbst 1893 in München ein juristisches Studium, das er nach wenigen Semestern zugunsten der deutschen und französischen Philologie wieder aufgab. Nach jeweils nur wenigen Semestern in Zürich und Berlin, wo Bodman Beziehungen zu Max Halbe, Julius Hart und Richard Dehmel aufnahm, kehrte er nach München zurück. Dort gelang es ihm, Albert Langen, eine der originellsten

und aktivsten Verlegerpersönlichkeiten der Zeit, auf sich aufmerksam zu machen. Dieser bekundete Bodman die „vollste Anerkennung“ für seine „wirklich schönen Verse“, die als Bodmans zweiter Gedichtband „Erde“ 1896 herauskamen. Zu den erstaunlichsten Folgen dieser Beziehung zu Langen gehörte Bodmans Ausflug in den Bereich der Schwabinger Bohémekunst, wozu zahlreiche Beiträge für den berühmten „Simplicissimus“ ebenso gehören wie Beiträge für die Münchner Brettli-Bühnen, voran die „Elf Scharfrichter“. Obgleich offenkundige Abschweifungen in eine Bodman sonst eher fremde Welt des Mondänen und Unernten, stand Bodmans Begabung fürs „leichte Fach“ doch außer Frage; und was er in diesem Genre zuwege brachte, konnte sich „mit den gelungensten Brettli-Sängen- und -liedern messen, die in jenen Jahren mit Begeisterung von der jungen Generation aufgenommen wurden“³⁾. Ein besonderer Liebhaber der Chansons Bodmans, die dieser selber auch nie verleugnet hat, war der „Simplicissimus“-Zeichner Th. Th. Heine, der später Bodmans „Neue Lieder“ illustrierte.

Nachhaltiger als diese Ausflüge in den Bereich der leichten Muse war indes die Beschäftigung mit zwei anderen Gattungen: der Dramatik und der Prosa. Beide, mit besonderem Nachdruck jedoch seine dramatische Arbeit, hat Bodman als gleichrangig neben seine Lyrik gestellt — glaubte er doch, in allen drei Gattungen etwas leisten zu müssen, um literarisch als „voll“ gelten zu dürfen. Doch während er mit seinen Novellen eine Form fand, in der sich die „epische Sättigung“ (Eduard Korrodi) seiner Stoffe mit seinem Griff ins Volksleben bestens verband, fand er mit seinen Dramen weder beim Publikum noch bei den Bühnen ein gleichwertiges Interesse. Nur wenige seiner Stücke sind mit wirklichem Erfolg aufgeführt worden, und zwischen der Entstehung eines Stückes und seiner Uraufführung liegen oft viele Jahre, im Falle von „Der Ring mit dem Karfunkelstein“ gar zwei

Jahrzehnte. Über erste, schon von der Titelgebung her als naturalistisch beeinflusst erkennbare dramatische Versuche wie „Garnichtsel“ oder das später für die Veröffentlichung gesperrte bürgerliche Trauerspiel „Der Arzt“ hatte Bodman den Weg zum Stildrama gefunden, für das seine Stücke „Die heimliche Krone“ (1905/06) oder „Donatello“ (1902/03) als typisch gelten können: schien dem Autor mit dem ersten ein fühlbarer Fortschritt auf dramatischem Gebiet gelungen, so ging ihm über der Arbeit am zweiten nach eigenem Bekunden die „tragische Formel“ auf. Beide Dramen verstand der Autor als Sinnspiel, als symbolische und vergeistigte Bewältigung äußerer und innerer Konflikte. Ging es in „Die heimliche Krone“ um eine Utopie — wobei die Krone für das „unsichtbare Herrscherzeichen des Königs über ein erträumtes Volk von Edelmenschen“⁴⁾ stand —, behandelt „Donatello“ einen biographischen Konflikt. Bodman hatte nach der Scheidung seiner ersten, unglücklichen Ehe die aus Gottlieben stammende Blanche von Fabrice kennengelernt und im Herbst 1902 geheiratet — den aus der neuen Verbindung resultierenden inneren Konflikt trug er im Gewande eines florentinischen Künstlerdramas der Renaissance aus. Die Titelfigur steht zwischen zwei Frauen und betrauert die Unvereinbarkeit seiner Empfindungen — „O welche Macht hat mir verwehrt, daß ich nicht beide voll in Einer lieben durfte!“ Die künstlerische Berechtigung zu einer solchen Behandlung biographischer Konflikte im Drama hat der Autor mit der Begründung zu erbringen versucht, daß sich „der Dichter, wie Gott, in Spiel und Gegenspiel (teilt), Teile von sich gegeneinander kämpfen lassend bis zur Vernichtung (. . .)“⁵⁾. Der Kritiker Walter Jerven hat dagegegehalten, Bodmans Stücke ließen die rechte dramatische Wucht vermissen, weil er sie „zu sehr mit dem Blute seines eigenen Inneren“ tränke: „Die Selbstverleugnung des geborenen Dramatikers“ aber, „mit der jede Person seines Stückes ein anderer

sein“ müsse, fehle ihm deshalb⁶⁾. Obschon Bodman sich stets gescheut hat, von sich selber mehr als nur wenige äußere Daten preiszugeben, hat man in mehr als nur einem seiner Dramen Elemente autobiographischen Konfliktmaterials vor sich. „Typisches und Allgemeinmenschliches aus meinem Leben, Schauen und Träumen“, schrieb er, „formte ich in meinen Werken; das Persönliche ist mir zu teuer, um mich darüber zu verbreiten (. . .). Im großen und ganzen aber bin ich auch der Meinung, daß, die Brust des andern ein unerschließbares Geheimnis' ist, das wir ehren sollen und nicht mit der Pinzette bearbeiten“⁷⁾.

Mit dieser Absage an psychologische und soziologische Zergliederung verbindet sich Bodmans Verständnis vom Theater als einer „zeitlosen Bühnenkunst“, die quasi-religiöse Funktionen übernimmt, etwas Weihevolltes hat und „das im Menschen schlummernde Bedürfnis nach hoher und wahrer gemeinschaftlicher Andacht (erfüllt), ein Bedürfnis, das kein Skeptizismus und Materialismus auf die Dauer zersetzen kann, keine Philosophie und Wissenschaft ausfüllt, ein Bedürfnis, das die Kirche den selbständig Denkenden und lebensvoll Fühlenden (. . .) nicht mehr befriedigen kann“⁸⁾. Mit diesem Anspruch Bodmans ging ein stark ausgebildetes dramatisches Sendungsbewußtsein einher, das sich „vom weittragenden Wert seiner Dichtung für die ganze Nation“⁹⁾ überzeugt gab und daraus in verschiedenen Aufrufen die Forderung nach mäzenatischer und öffentlicher Unterstützung des Künstlers ableitete; später griff Bodman diesen Gedanken in seiner Komödie „Der Mäzen“ (1924) auch künstlerisch auf, um sich in ironischem Spiel zugleich von der Last bedrückender Erfahrungen zu befreien. Vor dem Hintergrund solcher enttäuschter Erwartungen wird zugleich das Dilemma dieses Dichterlebens erkennbar, das, durch Enttäuschungen und insbesondere durch ungezählte Bühnenabsagen immer neu genährt, Bodman in ermüdende Klagen über den Kul-

tur- und Theaterbetrieb ausbrechen ließ. So sprach er 1919 in einer Rede unter dem bezeichnenden Titel „Der Dichter und sein (!) Volk“ anlässlich der Aufführung seines „Donatello“ im Konstanzer Stadttheater von einer „auf ästhetischer Unreife beruhenden Verständnislosigkeit“, „mit der unser Volk so lange Zeit neuer Kunst gegenüberzustehen pflegt, daß manche Künstlerhand erlahmen könnte“¹⁰). Auch wenn Bodmans Selbsteinschätzung ihn offenbar an der Frage hinderte, wie weit seine von pathetischer Sprache geprägten Ideen- und Gedankendramen mit ihren klassisch-idealischen Einkleidungen überhaupt den Forderungen eines zeitgenössischen Theaters entgegenkamen, waren solche, von stetem Einsatz für seine eigenen Stücke begleiteten Klagen subjektiv verständlich. Mußte doch der seit dem Ersten Weltkrieg zusehends in eine notvolle Situation Zurückgestoßene erleben, wie auch die auf acht Bände angelegte Gesamtausgabe seiner Werke bei Oskar Wöhrle — herausgegeben aus Anlaß seines 50. Geburtstags — aufgrund des Verlagszusammenbruchs Torso blieb. Bodman hat darin wohl etwas Symbolisches gesehen und das Nichtzustandekommen dieser Gesamtausgabe nie verwunden.

Im Frühjahr 1920 bezog Bodman schließlich jenes Haus am Dorfplatz in Gottlieben, das einst das Junkerhaus der Konstanzer Bischöfe gewesen und wo der junge Bodenseeadel für den Kirchen- und Hofdienst herangezogen worden war. Es diente ihm für 26 Jahre, bis zum Ende seines Lebens, als heimatlich empfundenes Domizil — dies insbesondere, nachdem Bodman sich im Jahre 1928 zu seinem Besitzer hatte machen können. Zwar hatte auch er den künstlerisch anregenden Drang in die Ferne und in die Städte gekannt — so lebte er beispielsweise 1898 und erneut von 1909 bis 1912 in Zürich, das ihm „die Stadt der Städte“¹¹) blieb, und von 1899 bis 1902 in Kronberg — aber gemäßer war ihm die „unbedingte Stille, die er sich vom Land, aber auch von der heimatlichen Gegend er-

hoffte“¹²). Mit Blick auf Tägerwilen, wo er die Jahre seiner ersten Ehe verbrachte und auch nach 1912 wieder lebte, schrieb Bodman einmal: „Soviel ist sicher, will ich mein poetisches Innenreich retten vor der Intellektualisierung, an der ich zuletzt in den Städten litt, muß ich hierher, und zwar für immer. Es ist eintönig, oft langweilig, aber das ist die Vorbedingung der Sammlung und Erhebung (. . .)¹³). So war ihm der Bodensee jene Umgebung, in der Bodman sein Leben nach manchem Ortswechsel auf Dauer zum Ausgleich brachte, da ihm „in der Berührung mit der Erde wie Antäus wieder neue Kraft“ zuwuchs, da er, „wieder verwurzelt in einer uranfänglichen Landschaft meiner Seele, mit Wald, Ried und dem natürlichen Seespiegel“, „das Wesen des Geschehens und der Dinge näher (. . .)¹⁴) fühlte. Scheidet man, einem Gedanken Bodmans folgend, die Seele einmal in eine Stamm- und in eine Zeitseele, so hatte die Stammseele, die Bodmans Empfindungswelt seit je dominierte, zunehmend Oberhand gewonnen.

Für diese innere Stabilisierung war entscheidend, daß Bodman, der Blanche von Fabrice 1909 an Wilhelm Schäfer verloren hatte, nach zwei gescheiterten Ehen in der St. Galler Lehrerin Clara Herzog endlich die ihm gemäße Lebenspartnerin fand. Zwar hatte er seine Feststellung, viele seiner Gedichte seien nicht aus Sehnsucht, sondern aus der Erfüllung entstanden, auf die Zeit mit Blanche von Fabrice gemünzt, aber sie dürfte nicht minder für Bodmans 1914 eingegangene Verbindung mit Clara Herzog gelten. Sie war es, die Bodmans Schaffen in der zweiten Lebenshälfte verständig begleitet, sich über seinen Tod hinaus um das Werk verdient gemacht und Anfang der sechziger Jahre schließlich unter großen persönlichen Opfern und Schwierigkeiten die von Karl Preisendanz herausgegebene zehnbändige Werkausgabe ermöglicht hat.

Die verbleibenden Gottlieber Jahre — das letzte Drittel von Bodmans Leben — galten

schwerpunktmäßig der Prosa und Lyrik. Während die letztere mit den Bänden „Der Wanderer und der Weg“ (1907) und „Der tiefe Brunnen“ (1923) im wesentlichen abgeschlossen war, harrte das erzählerische Werk der Erweiterung, vor allem um die geplante literarische Autobiographie. Bereits 1901 hatte Bodman mit dem Band „Jakob Schläpfle und andere Geschichten“ seinen erzählerischen Einstand gegeben; 1915 trat er mit weiteren, unter dem Titel „Das hohe Seil“ erschienenen Erzählungen erneut der verbreiteten Vorstellung vom fragilen und schöngestig-ätherischen Dichter-Typus entgegen, wie ihn am reinsten der mit Bodman seit den Münchner Jahren befreundete Rainer Maria Rilke verkörperte. Während „Welt und Menschen“ in Bodmans Lyrik in der Tat „nur insoweit vorhanden“ schienen, „als sie zum Gedicht (. . .) werden können“¹⁵⁾, wäre mit Bezug auf den Erzähler Bodman dessen Verwurzelung im angestammten Lebenskreis anzuführen und eine Realistik, die sich mitunter auch kruderer Wirklichkeiten annahm. Von einer „altväterischen Art seiner Novellen“¹⁶⁾ hat Dino Larese in einem durchaus zustimmenden Sinne gesprochen, wie diese Novellen im Stofflichen überhaupt manches Landschaftsspezifische aufweisen. Schon die lokalen Bezüge und die Namengebungen kontrastieren gehörig zum Idealischen der Dramen: „Das hohe Seil“, eine nach Radolfzell verlegte Schaustellergeschichte, kündet von der Faszination Bodmans durch alles Circensische; von „schwäbisch vertracktem Eigensinn und kellerhafter Anschauungskraft“ sprach der Kritiker der „Neuen Zürcher Zeitung“¹⁷⁾ mit Bezug auf den „Jakob Schläpfle“, und auch Titel wie „Der Pfarrer von Bernrain“ oder „Der Metzger von Straßburg“ illuminieren den alemannischen orbis pictus nach dem Urteil Rolf Gustav Haebler in einem „epischen Ton, der in der guten deutschen Prosa Überlieferung ist“, um ihn mit „mit der Liebe zur eindringlichen Darstellung des Seelischen“¹⁸⁾ zu verbinden. Eine heimische Klein-

welt jenseits von „Heimatkunst“ entrollt sich hier, die das Derbe und Komische keineswegs ausschloß. Der Autor selber verortete die Entstehung seiner Prosa zwar „im Wurzelreich des deutschen Gemüts“, um sie freilich im gleichen Atemzuge in „einen andächtig geahnten Sternenhimmel, ein neues religiöses Gefühl“¹⁹⁾ münden zu sehen.

Nun, in den dreißiger Jahren, konzentrierte sich Bodman neben der Abrundung seines lyrischen Werkes vor allem auf seine Kindheitsgeschichte — eine Fortführung dessen, was Bodman mit der 1906 erschienenen Novelle „Erwachen“ thematisch erstmals hatte anklingen lassen. Auf kein anderes Werk hat Bodman einen vergleichbaren Aufwand an Planung und Vorarbeiten verwendet wie auf dieses Projekt, das als Ganzes mehr poetisch verklärte Rückschau denn faktengestützte Autobiographie und rechenschaftsorientierter Aufschluß zu werden versprach. Doch Bodmans als Trilogie geplantes Lebens-Buch gedieh nur bis zur Vollendung des ersten, „Die Mär von Siegmund“ betitelten Teiles, der 1942 abgeschlossen vorlag und in über einhundert Kapiteln imaginativer Prosa Kindheit und Jugend des Autors vergegenwärtigt. Mehr zu erreichen, war Bodman unter den ungünstigen Verhältnissen einer Zeit, die seiner Kunst nicht gewogen war, nicht vergönnt; sein autobiographisches Vorhaben scheiterte freilich auch an literarischen und darstellerischen Schwierigkeiten. Sein 70. Geburtstag 1944 bot ihm eine letzte Möglichkeit öffentlichen Auftretens; am 24. Mai 1946 ist er in Gottlieben gestorben.

Anmerkungen

¹⁾ Hermann Beutten (Hrsg.), Bodensee-Dichterspiegel. Dichter und Dichtung vom Bodensee. Konstanz 1949. Seite 37

²⁾ Karl Preisendanz, Leben und Werk Emanuel von Bodmans. In: Emanuel von Bodman, Die Gesammelten Werke. Im Auftrag von Clara von

Bodman hrsg. von Karl Preisendanz. Stuttgart 1961, Band 1, Seite 32

³⁾ Ebda., Seite 55

⁴⁾ Ebda., Seite 105

⁵⁾ Emanuel von Bodman, Die Gesammelten Werke, Band 10, Seite 25

⁶⁾ Walter Jerven, Eine literarische Bodenseewanderung. In: Das Bodenseebuch 1914, Seite 152

⁷⁾ Literarisches Echo 10 (1908) Spalte 1052

⁸⁾ Emanuel von Bodman, Ein Wort zu meiner Tragödie „Die heimliche Krone“ und zu meiner Anschauung der Tragödie. In: ders., Die Gesammelten Werke, Band 10, Seite 19

⁹⁾ Wie Anm. 2, Seite 131

¹⁰⁾ Abgedruckt in Emanuel von Bodman, Die

Gesammelten Werke, Band 10, Seite 261

¹¹⁾ Wie Anm. 2, Seite 119

¹²⁾ Ebda., Seite 119

¹³⁾ Ebda., Seite 119

¹⁴⁾ Wie Anm. 1, Seite 38

¹⁵⁾ So ein Kritiker in der „Neuen Zürcher Zeitung“, 23. 1. 1924

¹⁶⁾ Dino Larese, Emanuel von Bodman. In: ders., Ostschweizer Begegnungen. Amriswil 1987, Seite 148

¹⁷⁾ Vgl. Anm. 15

¹⁸⁾ Zitiert nach der Einladung zur Subskription der Gesammelten Werke im Verlag Oskar Wöhrle, o. J. /1923/.

¹⁹⁾ Wie Anm. 2, Seite 139

Nathan Chytraeus (1543—1598)

Zum 450. Geburtstag eines Kraichgauer Humanisten

Thomas Fuchs, Kraichtal

Im letzten Jahr kehrt der 450. Geburtstag des Kraichgauer Humanisten Nathan Chytraeus wieder.¹⁾ Geboren wurde er am 15. März 1543 in dem Dorf Menzingen als Sohn des lutherischen Pfarrers Matthäus Kochhaf und seiner Frau Barbara Neiberg. Nach Humanistensitte und dem Vorbild seines berühmten Bruders David gräzisierte Nathan seinen Familiennamen. Über seine Jugendzeit in Menzingen ist nur wenig bekannt. Als Pfarrerssohn war er allerdings weit über seine Altersgenossen herausgehoben. Die Sonderstellung des evangelischen Geistlichen beruhte nicht mehr auf dem Zölibat und der Heiligkeit seines Amtes und seiner Tätigkeit, sondern darauf, daß er auf dem Dorf meist der einzige Gebildete war und in einem begrenzten gesellschaftlichen Verkehr mit der Herrschaft stand. Diese Nähe zeigte sich auch an der Unterstützung der Chytraeibrüder durch Peter von Mentzingen.²⁾

Schon 1553 verließ der junge Nathan allerdings Menzingen in Richtung Straßburg, wo er für zwei Jahre in das Gymnasium Johann Sturms eintrat.³⁾ Hier wurde der junge Menzinger besonders in Latein unterrichtet, aber auch schon in den Anfangsgründen antiker Rhetorik und Dialektik. Der theologische Unterricht fußte wesentlich auf der Vermittlung des Katechismus seines Bruders. Der Weg in die Sturmsche Schule führte zu einer humanistisch ausgerichteten Ausbildung und Prägung. Johann Sturm hatte im Sinne eines humanistischen Moralismus Bildung, Eloquenz und Frömmigkeit als Zielsetzungen humanistischen Strebens formuliert. Hatte David Chytraeus in Württemberg, dem Hort des Luthertums in Süddeutschland studiert,

so begegnete Nathan in Straßburg einem Konglomerat theologischer Programme. Martin Bucer hatte in der großen Reichsstadt eine eigenständige, in Oberdeutschland äußerst wirksame, von Erasmus und Zwingli stark geprägte, protestantische Theologie und Kirchlichkeit entwickelt. Daneben machte sich besonders der Calvinismus der französischen Gemeinde einheimischer und asylsuchender Reformierter deutlich bemerkbar. In der Zeit von Nathans Aufenthalt kamen die Calvinisten Hieronymus Zanchi und Petrus Martyr Vermigli als Lehrer an seine Schule. Hier können wir wohl die tieferen Ursachen für seine spätere Hinwendung zur Reformation Genfer Prägung erkennen. Nathan ist eben nicht in einer eindeutig lutherisch geprägten Umgebung ausgebildet worden, sondern in einer konkurrierenden Situation verschiedener religiöser Parteien. In Rostock dagegen war der konfessionelle Horizont viel enger. Hier wurde calvinistischen Glaubensflüchtlingen aus den Niederlanden eine Zuflucht verweigert.

1555 folgte Nathan seinem Bruder an die Universität Rostock.⁴⁾ Über seine Studienzeit ist wiederum nur wenig bekannt. Mit Sicherheit ist er bei seinen Studien vornehmlich von Arnold Burenus und seinem Bruder, der ihn in sein Haus aufgenommen hat, geleitet worden. Am 21. Mai 1562 promovierte er zum Magister artium.⁵⁾ Eventuell hat er auch 1560 kurze Zeit in Tübingen studiert,⁶⁾ allerdings ist sein Name in den Matrikel nicht nachweisbar.

Schon 1564 bestellte ihn Herzog Ulrich zum Professor für lateinische Sprache. Sein Hauptarbeitsgebiet war der Sprachunterricht,

besonders auf der Grundlage von Ciceros Schriften. Vor Antritt der Stelle unternahm Nathan allerdings von 1565 bis 1567 eine gelehrte Reise durch Mitteleuropa. Als eine Frucht seiner Reisen veröffentlichte er eine Sammlung historischer Inschriften und Epigramme, die er nach geographischen Gesichtspunkten gliederte und mit Sinn- und Sprichwörtern ergänzte.⁷⁾ Viele der abgedruckten Texte hat er sich auch zusenden lassen. Nathan zeigt sich in dieser Arbeit als historisch interessierte Gelehrtengestalt, der auch durchaus den Zeugnissen seiner eigenen Zeit und den Überlieferungen der Volkskultur großen Wert beimessen konnte.⁸⁾ Im Vorwort dankte er den Gelehrten, die ihm bei diesem Unternehmen hilfreich gewesen waren. Nathan erscheint hierbei eingebunden in die europäische Gelehrtenkultur mit internationalen Verbindungen.

Der von ihm über die Reise verfaßte poetische Bericht hat ihn in humanistischen Kreisen bekannt gemacht und gilt auch heute noch als sein meistbeachtetes Werk.⁹⁾ Nathan tritt als ängstlicher Reisender vor unsere Augen, den die Furcht vor den angeblich allgegenwärtigen Räubern peinigt. Seine Schilderungen vereinen bei der Beschreibung Roms humanistische Antikenbegeisterung und reformatorische Papstkritik. Die Textabschnitte über seine Reise durch den Kraichgau sind wesentlich von der berühmten Kraichgaurede seines Bruders abhängig und bieten keine darüber hinausgehenden Informationen.¹⁰⁾ Hier wird schon der manchmal geringe Informationsgehalt dieser dichterischen Reisebeschreibungen deutlich. Die Formalisierung des Textes ließ nur wenig Raum für individuelle Berichterstattung. Deshalb tritt uns Nathan in seinem Hodoeporicon auch selten als Persönlichkeit gegenüber. Moralisierende Kritik an den sittlichen Zuständen in den Städten gehört dabei zum Allgemeingut humanistisch-reformatorischer Sittenstrenge und steht nicht unmittelbar im Zusammenhang mit calvinistischen Tendenzen.

Weniger bekannt als Nathans Reiseliteratur ist seine theologische Dichtung. In einer Ermahnungsschrift in Versform bot er eine Erläuterung der christlichen Hauptstücke im reformatorischen Sinne.¹¹⁾ Der Abschnitt über das Abendmahl ist dabei lutherisch und formuliert die Realpräsenz Christi.

Eher dem calvinistischen Lehrtypus verpflichtet, zeigte sich Nathan in einer Erbauungs- und Trostschrift über Tod und Sterben, über die letzte Reise des Menschen.¹²⁾ Es handelt sich um eine Sammlung und Paraphrasierung theologischer Texte, vornehmlich calvinistischer Provenienz.

Von geistesgeschichtlicher herausragender Bedeutung sind seine sogenannten „Fasti“, in denen er nach dem Vorbild der Fasten Ovids und dem katholischen Festkalender einen in poetischer Form gehaltenen Heiligenkalender von protestantischer Seite zu formulieren suchte.¹³⁾ Daneben wurden auch profane historische Daten, wie Geburts- und Sterbedaten von Fürsten oder die Eroberung von Rhodos durch die Türken aufgenommen. In einem zweiten Teil wurden die Heiligen und Märtyrer der Kirche dichterisch verherrlicht. So kamen neben den traditionellen Heiligen auch die Gründungsväter der evangelischen Kirche, Luther und Melanchthon, zu Ehren, ja sogar Humanisten wie Eobanus Hessus. Einen Großteil dieses Buches hatte er nach seinen eigenen Worten 1567 auf der Rückreise von Italien während eines Aufenthaltes bei Georg Fabricius in Meißen niedergeschrieben.¹⁴⁾

Erst 1568, nach Abschluß der Reise, trat Nathan in die Artistenfakultät ein und nahm seine Vorlesungstätigkeit für den verstorbenen Professor der Poesie Johannes Bocer auf.¹⁵⁾ Gleichzeitig übernahm er auch die Leitung der Regentie „domus Koleri“, in der er auch zusammen mit seiner Frau Gertrud Prenger wohnte, die er erst in diesem Jahr geheiratet hatte.¹⁶⁾ In diesem Haus hielt Nathan auch seine Vorlesungen und veranstaltete die verschiedenen Disputationen und

Übungen. Die Studenten unterlagen dabei einem genauen Stundenplan und strenger Disziplin, die bis zur Reglementierung in Kleidervorschriften reichte.

Seine Lehrtätigkeit bestand im poetischen und lateinischen Unterricht. Außerdem ließ er Rhetorik nach Aristoteles und Hermogenes¹⁷⁾ und erklärte antike Autoren. Seine Darlegungen über die aristotelische Rhetorik zeigen ihn als einen typischen Rezipienten christlich-humanistischer Prägung.¹⁸⁾ Prinzipiell verteidigte er die Lehre Quintilians, daß einer nicht Redner ohne gute Tugend („virtus“) sein kann. Diese „virtus“ muß gesellschaftlichen Nutzen als Glauben und Humanität nach sich ziehen. Gegen die stoizistische Lehre von dem Ideal der Beherrschung der menschlichen Affekte wandte er ein, daß diese zur menschlichen Natur gehören. Deshalb muß der Versuch unternommen werden, sie positiv zum Ausdruck zu bringen, damit sie dem guten Ziel dienen können. Hier trifft sich ein Grundaxiom antiker Geistesgeschichte mit Nathans strikt moralisierender Grundhaltung: Wahre Erkenntnis kann nur der besitzen, der moralisch-sittlich gut lebt und nach dem Guten und Schönen strebt. Grundsätzlich beschäftigte er sich dabei mit der Frage, ob die Gemütsbewegungen für den Redner nützlich und notwendig sind. Ihre Kenntnis wäre nicht notwendig, wenn alle Menschen, auch die Richter, sich einwandfrei verhielten. Deshalb muß der Redner die Zuhörer von den eigenen Argumenten überzeugen können.

Schlüsselbegriffe waren dabei, wie schon der Titel verrät, die Termini Ethos und Pathos. Zur Glaubwürdigkeit braucht der Redner gewisse Tugenden wie Klugheit und Redlichkeit. Dazu gehört auch, die Einstellungen und den sozialen Status des Publikums zu kennen und entsprechend darauf zu reagieren.

Nathans Einfluß an der Universität wird wohl eher gering gewesen sein. Als Professor der Artisten stand er am Ende der Hochschul-



DAVID CHYTRÆVS
Theol. prof. Rostoch.

hierarchie. Dies äußerte sich auch im finanziellen Bereich. Er dürfte wohl nur etwa ein Viertel des Gehaltes seines Bruders erhalten haben. Von großer Bedeutung war allerdings die Gründung einer Fakultätsbibliothek während seines Dekanates 1569, die den Grundstock für die spätere Universitätsbibliothek bildete. Das erste Buch, eine Platonausgabe, hat er selbst gestiftet.¹⁹⁾ Als Humanist hat er sich dabei besonders um die Anschaffung antiker Autoren bemüht.

Wirklich bestimmend ist Chytraeus allerdings beim Aufbau eines geregelten Schulwesens in Rostock geworden. Das 16. Jahrhundert kann auch als eine Epoche allgemeiner Bildungsbestrebungen interpretiert werden. Paradigmatisch wirkten dabei Forderungen

eines christlichen Humanismus, wie wir sie idealtypisch bei Erasmus von Rotterdam nachweisen können. In seinen „Praefationes in Novum Testamentum“ von 1516 hatte der große Niederländer in Frontstellung zu scholastischen Theologie eine am Vorbild des Evangeliums gereinigte Frömmigkeit als „philosophia Christi“ gefordert. Dafür sei es notwendig, so Erasmus, daß jeder Mensch, egal welchen Standes oder Geschlechts, die Quellen des Glaubens, nämlich die Bücher der heiligen Schrift, als Anleitung zu einer wahrhaft christlichen Lebensweise selbst studieren kann. Um diese Quellen bereitzustellen, hatte Erasmus 1516 ein griechisches Neues Testament ediert, daneben in den „Praefationes“ eine Bibelübersetzung gefordert und die Einrichtung von Schulen propagiert. Damit sollte jeder Christ in den Stand versetzt werden, Glauben und Frömmigkeit selbst aus dem göttlichen Wort herzuleiten. Dieses Programm wurde von der evangelischen Bewegung, an vorderster Stelle von Melanchthon und Luther, aufgenommen und seine Wirkung durch die reformatorische Publizistik vervielfacht, was eben auch in Rostock Wiederhall fand.²⁰⁾ Daraufhin setzten in den dreißiger Jahren erste Bestrebungen für ein geregeltes Schulwesen in Rostock ein. Der Stadtsyndikus Johann Oldendorp versuchte, die Schulen an den Hauptkirchen und bei den Brüdern vom gemeinsamen Leben in einer Stadtschule im Dominikanerkloster zusammenzulegen. Aber schon Mitte der vierziger Jahre verfiel diese Schule. Erst 30 Jahre später setzten im Rat verstärkt Bestrebungen ein, die Schule wiederzueröffnen. Daraufhin wurde Nathan am 29. September 1579 vom Rat als Rektor der Neugründung angestellt. Im Februar des nächsten Jahres wurde dann der Unterricht in der Stadtschule im Dominikanerkloster St. Johannis aufgenommen. Nathan selbst hielt vorläufig nur eine Stunde am Tag. Seine Hauptaufgabe bestand in der schwierigen Phase des Anfangs eher im organisatorischen Bereich.

Als konzeptuelle Grundlage legte er schon im Mai 1580 eine Art Schulprogramm vor.²¹⁾ Hierbei folgte er grundsätzlich seinem einstigen Straßburger Lehrer Sturm. In fünf Klassen wurden die Schüler sieben Jahre lang vor allem im Lateinischen unterrichtet, ergänzt durch Musik- und Katechismusunterricht. Einen wesentlichen Teil des Unterrichtsmaterials hatte Nathan selbst geschrieben, darunter eine lateinische Grammatik.²²⁾ Eine griechische von Johann Caselius wurde von ihm neu herausgegeben.²³⁾ Besonders beliebt war dabei die Lektüre der von Nathan edierten poetischen Psalmenparaphrase des schottischen Humanisten George Buchanan.²⁴⁾ Als Hilfestellung für das Lateinlernen verfaßte er ein lateinisch-niederdeutsches Wörterbuch.²⁵⁾ Er stand dabei seinem Konzept nach in der Tradition des Wörterbuchverfassers Theophilus Golius, einst einer seiner Lehrer in Straßburg. Sein „Nomenclator latinosaxonicus“ bot nach sachlichen Gesichtspunkten eine Übersetzung der wichtigsten lateinischen Vokabeln in die Sprache des Volkes, was sich der gebürtige Menzinger schwer erarbeiten mußte.

Gemäß dem humanistischen Konzept, daß Lernen und Bildung auch für das tägliche Leben von Nutzen sein müssen, wurde den Schülern auch ein Leitfaden des »guten Benehmens« nähergebracht. Nathan hat dies so formuliert: „Dieweil in wolbestellter Schulen erfordert wird, daß man die liebe Jugend nicht allein inn guter Lehr, sonder auch in bonis moribus oder guten Sitten vnerrichten sol.“²⁶⁾ Zu diesem Zweck hatte der den sogenannten „Galateus“ des Italieners Giovanni della Casa zuerst ins Lateinische und dann ins Deutsche übersetzt. Der „Galateus“ enthielt Vorschriften über das richtige Benehmen bei Tisch, korrekte Kleidung, höfliches Auftreten, Konversationsregeln usw.

In dieser Rezeption lag aber eine gewisse Pikanterie. Einerseits galt della Casa als einer der markantesten Vorkämpfer der Gegenreformation, er hatte den ersten Index verbot-

ner Bücher verfaßt und als päpstlicher Nuntius in Venedig den Prozeß gegen den zur Reformation übergegangenen Bischof Pietro Paolo Vergerio durchgeführt. Andererseits stand er in dem Ruf eines berühmt-berüchtigten Konkubinariers und Verfassers frivoler Dichtungen.

Der „Galateus“ gehörte zum jesuitischen Erziehungskanon mit dem Ziel einer Immunisierung gegen die Reformation, indem er auf der Idee des christlichen Humanismus aufbaute, daß die an sich guten Anlagen des Menschen durch Bildung aktiviert werden können. Dies sollte dann durch grundlegende Schulbildung zusammen mit moralischen Appellen an das gemeine Volk umgesetzt werden. Trafen sich hier humanistische und calvinisierende Tendenzen bei Nathan mit dem jesuitischen Bildungsprogramm, so konnte er den „Galateus“ doch nur in Anspruch nehmen, indem er ihn aus dem Gesamtzusammenhang der Gestaltung menschlicher Existenz herauslöste und auf eine Anleitung für ein gutbürgerliches Verhalten reduzierte.

Nathans Tätigkeiten in Rostock fanden dann allerdings in einer Affäre um seine theologische Haltung 1593 ein abruptes Ende, „obgleich ich wol vermeinet, ich wolte daselbst auch mein vbriges leben endigen, vnd in mein, vorlangst dazu bereitetes rhubettlein, nebenst meinen funff daselbst begrabenen Kindern endlich gebracht werden.“²⁷⁾ Ausgelöst wurde der Konflikt im Oktober 1590 durch eine Predigt Johann Schachts über Glaubensabweichler, die Nathan auch sich bezogen hatte.²⁸⁾ Als Hauptgegner Nathans in dem Streit trat der Theologieprofessor Lukas Bacmeister auf, der auch an der Hochschule energisch gegen Studenten vorging, die des Calvinismus verdächtigt wurden.²⁹⁾ Nach weiteren Anschuldigungen hat sich Nathan schriftlich am 18. November 1590 gegenüber dem Geistlichen Ministerium gerechtfertigt und dabei eine calvinistisch gefärbte Abendmahlsauffassung vertreten.

Aufgrund seiner immer schwieriger werdenden Position in Rostock bemühte sich Chytraeus in der Folgezeit um eine andere Anstellung. Nach seiner Berufung an die Bremer Stadtschule ließ er sein Glaubensbekenntnis trotz der Ermahnungen Davids im Druck ausgehen, welches enormes Aufsehen in Rostock erregte.³⁰⁾ Darin verteidigte Nathan offen die reformierte Abendmahlslehre und verwarf die lutherischen Artikel von der leiblichen Nießung, der Ubiquitätslehre und dem Genuß der Elemente für die Gottlosen zum Gericht. Schwerwiegend waren die Beschuldigungen über bezahlte Ohrenbeichten und grundlose Verketzerungen von der Kanzel aus. Schon in einem Pestgedicht von 1578 hatte er die heuchlerische Frömmigkeit einiger Geistlicher angeprangert.³¹⁾ Konsequenterweise bat er daraufhin bei Herzog Ulrich und dem Rat und Bürgermeister der Stadt Rostock um seine Entlassung.³²⁾ Für den Konflikt machte er die Unversöhnlichkeit der Prediger, die er nicht ohne einen Schuß Zynismus als „heilige leutte“ bezeichnete, verantwortlich und berief sich selbst auf sein Gewissen, darin man „allein auff gott, der die warheit selbst ist, vnd nicht auff menschen vnd ihre gunst sehen muß“.

Die Mitglieder des Ministeriums, allen voran der Superintendent Bacmeister, beschuldigten Nathan vor dem Rat und Herzog Ulrich, mutwillig den Frieden in der Bürgerschaft gestört und sich vom lutherischen Bekenntnis entfernt zu haben.³³⁾ Trotz des guten Willens von Seiten der Kirchenleitung habe Chytraeus mit der Veröffentlichung seines Glaubensbekenntnisses den Konflikt so weit verschärft, daß sein Verbleiben in Rostock nicht mehr möglich sei. Dementsprechend ungnädig fiel das herzogliche Entlassungsschreiben aus und Nathan mußte Rostock so schnell wie möglich verlassen.³⁴⁾ Vom Ministerium forderte der Herzog eine Widerlegung von Nathans Bekenntnis, die kurz darauf erschien.³⁵⁾ Später hat sich Nathan an seinen Gegnern schadlos gehalten und noch

drei weitere Ausgaben seines Glaubensbekenntnisses veranstaltet.

Die kirchliche Situation in Bremen, wohin Nathan mitsamt seiner Familie im August 1593 umzog, unterschied sich einerseits von den Rostocker Verhältnissen, andererseits ähnelten sich wiederum.³⁶⁾ Auch hier übte der Rat letztlich das Kirchenregiment aus, und trotz reformierten Bekenntnissen konnte sich keine wirklich calvinistische Kirchengemeinde mit eigenständiger Kirchengemeinde mit eigenständiger Kirchengemeinde ausbilden. Dennoch galt die Bremer Schule, an die Nathan als Rektor kam, als die „humanistisch geprägte Hochburg calvinistischer Gelehrsamkeit im Norden“.

Seine fünfjährige Tätigkeit in Bremen bis zu seinem Tode am 25. Februar 1598 liegt weitgehend im Dunkeln: „Die Leistungen des neuen Rektors für die Bremer Schule bis 1598 sind nur undeutlich erkennbar, allzu karg sind die Hinweise“.³⁷⁾ Er lehrte wie schon in Rostock hauptsächlich Cicero, Rhetorik und den „Galateus“. Seine Unterrichtstätigkeit hatte sich gegenüber Rostock kaum verändert. Die Jahre in Bremen waren geprägt von einer gewissen materiellen Not, wie ein Brief von 1597 bezeugt, in dem er zur Sicherung seines Lebensunterhaltes den Rat inständig um eine Gehaltsaufbesserung bat.

In einer abschließenden Würdigung kann Nathan als einer der bedeutendsten lateinischen Dichtern des 16. Jahrhunderts angesehen werden. W. Kühlmann jedenfalls bezeichnete den gebürtigen Menzinger als einen der „wichtigsten norddeutschen Späthumanisten“³⁸⁾ und H. Wiegand würdigte ihn als einen der „besten lateinischen Dichter seiner Zeit“.³⁹⁾ Seinem Zeitgenossen Johannes Schosser galt Nathan jedenfalls als einer der Gelehrten, mit deren Arbeiten die göttliche Poesie gegen die Barbarei bewahrt werde.⁴⁰⁾ Letztlich ist Nathan in Rostock der konfessionellen Unduldsamkeit seiner Zeit zum Opfer gefallen. Im Gegensatz zu David hatte er sich mit weniger Erfolg bescheiden müssen. Die Klagen über seine finanziellen Not

zeugen davon, daß er als Neankömmling in Bremen einen schweren Stand hatte. Hat sich David mit Geschick und Klugheit im Rahmen des konfessionellen Konflikts eine hochangesehene Stellung und große Wertschätzung bei seinen Zeitgenossen erwerben können, so ist Nathan ein Opfer dieses Rahmens geworden. Er selbst hat sich aus religiösen Konflikten und Streitigkeiten innerhalb des Protestantismus herauszuhalten versucht, und seine Bücher entbehren jeder religiösen Unduldsamkeit, aber der Streit ist dann zu ihm gekommen.

Anmerkungen

1) Bis in die neueste Zeit bildete M. Krey, Andenken an die Rostockschen Gelehrten aus den letzten drei Jahrhunderten, Rostock 1815, S. 36–40, die Grundlage für die biographischen Nachrichten über Nathan. Einen gewissen Fortschritt brachten erst: Elsmann, T./Leitz, H./Pettke, S., (Hg.), Nathan Chytraeus, 1543–1598. Ein Humanist in Rostock und Bremen, Bremen 1991, und Glaser, K.-H./Lietz, H./Rhein, S., (Hg.), David und Nathan Chytraeus. Humanismus im konfessionellen Zeitalter, Ubstadt-Weiher 1993; eine Zusammenstellung der Werke Nathans in: Händel, A./Lietz, H., Bibliographie, in: Elsmann / Lietz / Pettke (wie Anm. 1), S. 107–136.

2) Thüringer, W., Peter von Mentzingen und die Brüder David und Nathan Chytraeus, in: Glaser / Lietz / Rhein (wie Anm. 1), S. 49–55.

3) Schindling, A., Humanistische Hochschule und freie Reichstadt. Gymnasium und Akademie in Straßburg 1538–1621, Wiesbaden 1977, passim.

4) Immatrikulation am 11. November: Hofmeister, A., (Hg.), Die Matrikel der Universität Rostock, Bd. II/1, S. 131. Zu Nathans Zeit in Rostock: Kaufmann, T., Die Brüder David und Nathan Chytraeus in Rostock, in: Glaser / Lietz / Rhein (wie Anm. 1), S. 103–116.

5) Hofmeister (wie Anm. 4), S. 168.

6) Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen 1739, S. 211.

7) Chytraeus, N., Varium in Europa itinerum deliciae seu ex variis manuscriptis selectoria tantum inscriptionum maxime recentium monumenta, Herborn 1594.

8) Dieses Interesse an den Überlieferungen ›nicht-gelehrten‹ Wissens zeigt sich auch in der Edition

niedersächsischer Altertümer: Händel / Lietz (wie Anm. 1), Nr. 124, S. 127.

⁹⁾ Chytraeus, N., *Hodoeporica sive itineraria a diversis clarissimis doctissimisque viris*, Frankfurt/M. 1575, S. 207—255, sein eigenes *Hodoeporicon* umfaßt die „itineraria Parisiense, Anglicum, Augustanum, Venetium, Romanum, Neapolitanum, Helueticum“; Erstausgabe Rostock 1568. Dazu: Wiegand, H., *Hodoeporica*. Studien zur neulateinischen Reisedichtung des deutschen Kulturraums im sechzehnten Jahrhundert, Baden-Baden 1984, S. 95f. 244f.

¹⁰⁾ Wiegand, H., Aber der Heimatboden ist mir doch viel lieber . . . Heimatbeziehungen im poetischen Werk von Nathan Chytraeus, in: Glaser / Lietz / Rhein (wie Anm. 1), S. 63—82.

¹¹⁾ Chytraeus, N., *Carmen prorepticum, summam doctrinae et confessionis fidei suae complectens*, 1572, Anhang des *Viaticum extremi doctrinae et consolationis plenissimum*, Herborn 1608.

¹²⁾ Chytraeus, N., *Viaticum itineris extremi, doctrinae et consolationis plenissimum*, Herborn 1608.

¹³⁾ Chytraeus, N., *Fastorum ecclesiae christianae libri duodecim*, Hannover 1593.

¹⁴⁾ Chytraeus (wie Anm. 13), Bl. A4r.

¹⁵⁾ Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen 1739, S. 341.

¹⁶⁾ 1582 lebten noch sechs Kinder aus dieser Ehe mit dem Namen Jonathan, Matthäus, Christoph, Christian, Gertrude und Christina, Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen 1739, S. 318; in seinem Entlassungsgesuch an Herzog Ulrich, 27. Juli 1593, sprach er von fünf verstorbenen Kindern, Pettke, S., *Handschriftliche Zeugnisse von Berufung und Entlassung des Nathan Chytraeus in Rostock*, in: Elsmann / Lietz / Pettke (wie Anm. 1), Nr. 2, S. 61.

¹⁷⁾ Chytraeus, N., *Exercitationes styli eruditae, Bardi Pomeraniae* 1594.

¹⁸⁾ Chytraeus, N., *ethe kai pathe, seu de affectibus movendis, Aristotelis ex. II. Rhetoricum doctrina, accurate et perspicue explicata in Academia Rostochiana*, Herborn 1586.

¹⁹⁾ Jügel, K.-H., Nathan Chytraeus, der Begründer der Universitätsbibliothek Rostock, in: Elsmann / Lietz / Pettke (wie Anm. 1), S. 13—26.

²⁰⁾ Neumann, W., (Hg.), *Die große Stadtschule zu Rostock in dreieinhalb Jahrhunderten*, Rostock 1930, passim.

²¹⁾ Chytraeus, N., *Ludi litarii ab amplissimo senatu Rostochiensi in ciuium suorum vtilitatem nuper aperti. Sciographia*, o. O. 1580; dazu: Neumann (wie Anm. 20), S. 13f.

²²⁾ Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen 1739, S. 318/319.

²³⁾ Chytraeus, N., (Hg.), *Graecae grammaticae progymnasmata*, Rostock 1591.

²⁴⁾ Chytraeus, N., (Hg.), *Psalmorum Davidis Para-*

phrasis poetica Georgii Buchanani Scoti, Herborn 1595.

²⁵⁾ Chytraeus, N., *Nomenclator latinsaxonicus*, Rostock 1582, Ndr. 1974; dazu: Peters, R., *Nathan Chytraeus' Nomenclator Latinosaxonicus*, Rostock 1582. Ein Beitrag zur Erforschung der Lexikographie des 16. Jahrhunderts, Diss. Münster 1976, S. 30f.

²⁶⁾ Casa, G. della, Galateus. Das Büchlein von erbar, höflichen und holdseligen Sitten, verdeutsch von N. Chytraeus, Frankfurt/M., hg. v. K. Ley, Tübingen 1984; dazu das Nachwort, S. 1* f.

²⁷⁾ Pettke (wie Anm. 16), Nr. 2, S. 61.

²⁸⁾ Quellen zu diesem Streit sind veröffentlicht durch: Pettke (wie Anm. 16), S. 60—71, und Fuchs, T., *Das Entlassungsgesuch des Nathan Chytraeus an den Bürgermeister und Rat der Stadt Rostock*, in: Glaser / Lietz / Rhein (wie Anm. 1), S. 171—174; ein Verzeichnis der verschollen geglaubten Akten des Geistlichen Ministeriums zu dieser Auseinandersetzung hat zusammengestellt: Pettke, S., *Die Entlassung des Nathan Chytraeus aus Rostock*. Zeitweise verschollene Akten des Geistlichen Ministeriums, in: Glaser / Lietz / Rhein (wie Anm. 1), S. 165—170; danach im folgenden.

²⁹⁾ Pettke (wie Anm. 28), S. 167; L. Bac(k)meister, *Summarische Erzählung, was sich verlaufen in einem Gespräch, so vnlängst zu Rostock gehalten worden zwischen den Theologen derselben hohen Schul und einem Studenten, von dem Rechenschafft seines Glaubens erfordert ward*, o. O. 1586.

³⁰⁾ Chytraeus, N., *Christliche vnd richtige Glaubens Bekendnus*, o. O. 1592; Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen 1739, S. 373.

³¹⁾ Kühlmann, W., *Selbstverständigung im Leiden: Zur Bewältigung von Krankheitserfahrungen im versgebundenen Schriftum der Frühen Neuzeit* (P. Lotichius Secundus, Nathan Chytraeus, Andreas Gryphius), in: Benzenhöfer, U./Kühlmann, W., (Hg.), *Heilkunde und Krankheitserfahrung in der frühen Neuzeit*, Tübingen 1992, S. 1—29, das Pestgedicht Nathans mit Übersetzung, ebd., S. 23—29; die Übersetzung ist noch einmal abgedruckt in: Glaser / Lietz / Rhein (wie Anm. 1), S. 175—178.

³²⁾ Fuchs (wie Anm. 28), passim; Pettke (wie Anm. 16), Nr. 2, S. 61/62.

³³⁾ Fuchs (wie Anm. 28), S. 172; Pettke (wie Anm. 16), Nr. 3, S. 62/63.

³⁴⁾ Herzog Ulrich an Chytraeus, 29. Juli 1593, Pettke (wie Anm. 16), Nr. 4, S. 63/64.

³⁵⁾ Herzog Ulrich an das Ministerium, 31. Juli 1593, Pettke (wie Anm. 16), Nr. 6, S. 65/66.

³⁶⁾ Im folgenden: Elsmann, T., *Reformierte Stadt und humanistische Schule: Nathan Chytraeus in Bremen (1593—1598)*, in: Elsmann / Lietz / Pettke (wie Anm. 1), S. 71—93.

³⁷⁾ Elsmann (wie Anm. 36), S. 88.

³⁸⁾ Kühlmann (wie Anm. 31), S. 16.

³⁹⁾ Wiegand, H., Nathan Chytraeus als neulateinischer Dichter, in: Elsmann / Lietz / Pettke (wie Anm. 1), S. 41–47, hier S. 47.

⁴⁰⁾ Schosser an Chytraeus, 1. Januar 1567, Chytraeus, N., *Poematum praeter sacra omnium*, Rostock 1579, Bl. 5v/6r.

Agrarunruhen an der badischen Bergstraße im März 1848

— Der Fall Großsachsen/Leutershausen —

Rainer Gutjahr, Karlsruhe

Karl Hofmann¹⁾ und vor allem Friedrich Lautenschlager²⁾ haben mit ihren Arbeiten den badischen „Agrarunruhen“ des März 1848 einen festen Platz in der diesbezüglichen historischen Literatur verschafft³⁾. Unbearbeitet geblieben ist bislang ein Protestfall aus der Rubrik „Agrarunruhe“, der sich im März 1848 in Leutershausen bzw. Großsachsen an der badischen Bergstraße abspielte, ohne freilich das Ausmaß an Dramatik zu erreichen wie die Proteste im Odenwald oder im Kraichgau. Immerhin hat Lautenschlager selbst auf eben diesen Fall hingewiesen⁴⁾, der hier behandelt werden soll. Eine besondere Aufmerksamkeit hat das Bergsträßer Beispiel deshalb verdient, weil es dem geläufigen Muster der badischen agrarischen Protestfälle eine besondere Facette hinzufügt.

Heraus mit den Großsachsenern, sterben müssen sie!

Vor dem Hintergrund der oben angesprochenen Unruhen ließ der Großsachsener Bürgermeister Kiltbau am Nachmittag des 13. März 1848 die Gemeinde versammeln, um ihr weisungsgemäß einen Ministerialbeschuß vom 11. März über die Folgen zukünftiger Exzesse und Beschädigung fremden Eigentums bekanntzugeben⁵⁾. Bestand das Ziel des Erlasses darin, die Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung im Land zu befördern, so wurde dieses Ziel mit der Bekanntgabe des Erlasses in Großsachsen in sein genaues Gegenteil verkehrt.

In ziemlich ungelenktem Deutsch meldete Gendarm Roth in Großsachsen am 14. März seinem vorgesetzten Kommando der Gendarmeriebrigade No II zu Weinheim: „Bei dieser Gelegenheit wurde die Gemeinde unruhig und kam zur Berathung“. Gegenstand von Unruhe und Beratung war die Ablösung der Zehntrechte der Grafen Wiser zu Leutershausen auf Großsachsener Gemarkung. Hatte die Gemeinde Großsachsen bereits in den Jahren zwischen 1841 und 1844 die Zehntrechte einer Reihe von Berechtigten abgelöst und völlig bezahlt, so war über die Frage der Ablösung der wiserschen Zehntrechte ein Streit entstanden, der bis vor das Oberhofgericht gelangte und 1848 immer noch nicht entschieden war.⁶⁾ Jetzt, am 13. März 1848, sah die versammelte Gemeinde eine günstige Gelegenheit gekommen, den bereits früher geäußerten Wunsch nach einer gütlichen Vereinbarung in die Tat umzusetzen. Sie entsandte eine Deputation von 14 Bürgern, unter ihnen die Gemeinderäte, nach Leutershausen, um dem Grafen Wiser „den geneigten Antrag hierüber zu stellen“. Bürgermeister Kiltbau versuchte vergebens, seine Gemeindemitglieder von diesem Schritt abzuhalten; vielleicht fürchtete er, daß die Aktion nicht gewaltfrei ablaufen würde. Sein Argument, „es sei für den Abend schon zu spät“, zog jedoch nicht⁷⁾, setzte ihn vielmehr dem Vorwurf aus, sich als bürgerfeindlicher, der Reaktion und Beamtenknechtung ganz ergebener Mann“ erwiesen zu haben, der mit der „Aristokratie“ liebäugelte⁸⁾.

Die Deputation langte gegen 5 Uhr abends im gräflichen Schloß zu Leutershausen an und wurde vom Grafen Wisner empfangen. Unterdessen aber verbreitete sich in Leutershausen das Gerücht, die Großsachsener hätten das Schloß gestürmt. Nun sei die Aufforderung ergangen: „Bürger wehrt euch!“, worauf die Bürgerschaft mit Gewehren, Heu- und Mistgabeln bewaffnet vor das Schloß gezogen, zum Teil in das Schloß eingedrungen sei, „und ihre Gewehr luden mit dem Ruff, heraus mit den Großsachsenern, sterben müssen sie“. Graf Wisner und Bürgermeister Bletzer von Leutershausen — so Gendarm Roth — hätten sich viele Mühe gegeben, die Leute zu beruhigen, was aber erst gelungen sei, als man wahrgenommen habe, daß der Graf den Großsachsener Deputierten geholfen hatte, sich durch den Schloßgarten „nach der hinteren Seite“ zu entfernen. Wegen des Verhaltens der Leutershausener sei die Gemeinde Großsachsen am Abend in großer Aufregung gewesen; Exzesse und Ruhestörungen seien aber nicht vorgekommen.

Inmitten der Aufregung waren Graf Wisner und die Großsachsener Deputation immerhin zu dem Ergebnis gekommen, sich anderntags erneut wegen einer gütlichen Vereinbarung zusammzusetzen. Mit dem Angebot, hierbei als Vermittler tätig zu werden, begab sich der durch die Vorfälle aufgeschreckte Amtsvorstand des Bezirksamtes Weinheim, Oberamtmann von Teuffel, am 14. März nach Leutershausen. Dort eingetroffen, mußte der energische und der Bewegung von 1848 durchaus ablehnend gegenüberstehende Beamte⁹⁾ feststellen, daß seine guten Dienste nicht gefragt waren, da der Graf sich entschlossen gezeigt habe, die Sache so schnell wie möglich „definitiv“ zu erledigen, lasse jede Verzögerung doch weitere Unruhen befürchten.

So traf Wilhelm Graf Wisner „mit der Deputation ein Übereinkommen, worin er fast mehr als billige Zugeständnisse machte“; so zumindest sah es der Amtmann¹⁰⁾. Tatsächlich

setzte der Vertrag das Ablösungskapital auf 20 000 Gulden fest; es sollte, verzinsbar zu 4%, in 10 Jahreszielen abgetragen werden; der Staatszuschuß von 5921 Gulden verminderte die Schuld entsprechend¹¹⁾. Ein erster Vertrag vom 16. Mai 1838 zwischen der wiserschen Grundherrschaft einerseits, dem Gemeinderat und dem Bürgerausschuß zu Großsachsen andererseits hatte das Ablösungskapital auf 31 000 Gulden bestimmt; es war in 5 Jahreszielen, verzinst mit 5%, abzutragen¹²⁾. Die Gemeinde hatte diesem Vertrag ihre Zustimmung verweigert, die Grundherrschaft letztlich ohne Erfolg auf Erfüllung des Vertrages geklagt.¹³⁾

Ob Wilhelm von Wisner mehr den Ungestüm seiner Leutershausener Grundholden, wenn dieser Begriff hier erlaubt ist, oder das Aufbegehren der Großsachsener vor Augen hatte, als er den neuen Vertrag einging, sei dahingestellt; jedenfalls hatten die Märzereignisse ihren Eindruck auf ihn nicht verfehlt. Dafür sorgte wohl nicht zuletzt die Tatsache, daß sein Schwiegervater Graf Leiningen-Billigheim, „dem man . . . mit bewaffneter Hand Verzichtsurkunden abgetrotzt hatte“¹⁴⁾, mit seiner Familie nach Leutershausen sozusagen geflohen war, um dort in vermeintlich weniger bedrohtem Umfeld ruhigere Zeiten abzuwarten, unversehens aber an der Bergstraße sich mit einer Entwicklung konfrontiert sah, die ähnlich kritische Züge wie im Schefflental anzunehmen drohte.

Die Großsachsener aber konnten sich durch das Erreichte in ihrer Ablehnung des ursprünglichen Ablösungsvertrags bestätigt fühlen und das Ergebnis als einen Erfolg ihrer langjährigen Standhaftigkeit betrachten.

Der zu den Verhandlungen im Leutershausener wiserschen Schloß letztlich umsonst herbeigeeilte Oberamtmann von Teuffel setzte seinerseits seine Mission fort: auf dem Rückweg nach Weinheim machte er in Großsachsen Station und ließ die Gemeinde versammeln, um „ihr die geeignete Vorstellung we-

gen ihres gestern stattgehabten tumultuari-
schen Verfahrens“ zu machen. Diese Belehrung,
so der Beamte, war dazu gedacht, weitere
Exzesse zu verhindern „und die besser
gesinnten Bürger zur kräftigen Unterstützung
des Ortsvorstandes in Aufrechterhaltung der
besseren Ordnung zu bestimmen“.

Nicht verhindern konnte der Amtmann, daß
die Kontroverse noch ein Nachspiel in der
Presse nach sich zog. Einem unbekannt blei-
benden Großsachsener Gewährsmann der
Mannheimer Abendzeitung, der den Auftritt
in Leutershausen wohl selbst miterlebt hatte,
verdanken wir folgende Darstellung der Er-
eignisse im Tonfall der Zeit:¹⁵⁾

„Veranlaßt durch die großartige Bewegung
unserer Zeit und die von vielen Gemeinden,
obwohl nicht immer in friedlicher Weise
ausgeführte Ablösung des Zehnt-Capitals, ha-
ben auch die Bürger Großsachsens sich ent-
schlossen, gesetzliche Schritte anzuwenden,
um mit ihrem Grundherrschaft über erwähnte
Ablösung zu unterhandeln.

Eine Anzahl von Bürgern Großsachsens be-
gab sich deßhalb nach Leutershausen zu Graf
Wieser; kaum dort angelangt, wurden sie von
einem Haufen roher bewaffneter Menschen
mit fürchterlichen Drohungen empfangen,
und zur Ehre des Grafen Wieser sei gesagt,
daß sie es nur seinem Schutze zu danken
hatten, um Mißhandlungen der ärgsten Art
nicht ausgesetzt gewesen zu sein. Da wir [!]
ohne Waffen zur eiligsten Flucht gezwungen
waren, erhielten wir vom Grafen Wieser die
bestimmte Versicherung, in der kürzesten
Zeit unsere Angelegenheiten auf eine beide
Theile befriedigende Weise zu regeln.

Aber von dem rohen Benehmen, welches bei
dieser Gelegenheit ein Theil der Bürgerschaft
Leutershausens gezeigt, setzen wir Verachtung
entgegen, und nur eine öffentliche Entschul-
digung des begangenen Unrechts kann eine
Schmach tilgen, welche durch Unterlassung,
wenn auch nicht jetzt, doch vielleicht in
spättern Zeiten unangenehme Folgen herbei-
führen kann.“

Die Antwort aus Leutershausen ließ nicht auf
sich warten¹⁶⁾; darin findet sich einmal der
Hinweis auf den Versuch des Großsachsener
Bürgermeisters Kilhau, das Vorhaben zu
mindest zu vertagen, wofür er „sehr maltrai-
tiert“ worden sei. Darüber hinaus wird die
Abwehrhaltung der Leutershausener damit
gerechtfertigt, daß von seiten der Großsachse-
ner angeblich „über hundert Individuen in
Bereitschaft gehalten“ worden seien, um im
Falle eines unnachgiebigen Verhaltens des
Grafen Wieser „plündernd und verheerend
herein zu fallen“. Man empfinde in Leuters-
hausen die „drückenden Lasten und Abga-
ben“ nicht minder als in Großsachsen: „je-
doch nur der Weg des Gesetzes, der Ordnung
und der Freiheit führet zum gewünschten
und endlichen Ziele“. Die Leutershausener
hätten mit ihrem Auftreten für Aufrechter-
haltung der Ordnung sorgen wollen.

Während das Motiv für das Großsachsener
Protestverhalten auf der Hand liegt, so leuch-
tet die Haltung der Leutershausener nicht
ohne weiteres ein, wenn wir von dem zitierten
Rechtfertigungsversuch in der Mannheimer
Abendzeitung einmal absehen, dem eine völ-
lige Schlüssigkeit wohl nicht zugesprochen
werden kann. Wäre es nicht eher einleuch-
tend gewesen, wenn die Leutershausener sich
der Großsachsener Demonstration ange-
schlossen hätten, um eine ähnlich günstige
Ablösung ihrer Lasten zu erreichen? Dies um
so mehr, als eine stattliche Anzahl Leuters-
hausener selbst als Ausmärker in Groß-
sachsen begütert und zehntpflichtig waren
und somit ein natürliches Interesse an einem
Ablösungsvertrag haben mußten, der die
Zahlungsverpflichtung an den Grafen Wieser
so niedrig wie möglich hielt.

Muß immerhin in die Überlegung, weshalb
die Leutershausener sich so und nicht anders
verhielten, die bestehende Animosität zwi-
schen den beiden Nachbardörfern mit einbe-
zogen werden, so erscheint ein zeitgenössischer
Erklärungsversuch, der sich auf die in
Leutershausen anzutreffenden Grundeigen-

tumsverhältnisse bezieht, als durchaus überlegenwert. Im Gegensatz zu Großsachsen, dessen Gemarkung sich überwiegend in bäuerlichem Besitz befand, war Leutershausen gekennzeichnet durch die Dominanz der wiserischen Grundherrschaft, deren Allodial- und Lehensgut einen Großteil der Gemarkung ausmachte¹⁷⁾. Auf diese Tatsache stützt sich ein Beitrag in der Republik vom 24. April 1849, der davon spricht, daß es nun endlich auch in Leutershausen anfangs Tag zu werden. Freilich halte der gnädige Herr Graf auf das Licht nicht viel, trage er doch gerne den Verstand seiner „Grundherrlichkeitsangehörigen“ ebenso im Sack herum wie die Schlüssel seines Hauses. „Jetzt sollten unsere Nachbarn von Großsachsen unserem großen Gutsbesitzer Wilhelm einmal einen Besuch abstatten, da würden nicht so viele Leute mit Heugabeln etc. zu seinem Schutze, wo gar keiner nötig wäre, herbeieilen“. Der unbekannte Einsender kommt dann auf die typischen Leutershausener Grundbesitz- und Abhängigkeitsverhältnisse samt deren Folgen für Leutershausen zu sprechen: „Dieser einzelne Mann [Grafen Wiser] ist Besitzer des größten Theils unserer Gemarkung, und wir sind eigentlich weiter nichts als seine Leibeigenen [so die Vorlage]. — Wer nicht tanzt, wie das Gräfchen und sein Verwalter, welchen er ‚Amtmann‘ nennen läßt, pfeift, der bekommt keinen Acker in Pacht, oder das Pachtgeld wird auf russische Art eingetrieben. — Längst hätte sich bei uns ein Volksverein gebildet, aber, da viele Leute von der hochgräflichen Gnade abhängen, so müssen sie fürchten, durch den Beitritt in Ungnade zu fallen“. Als eine weitere Folge dieser Abhängigkeit interpretiert der Einsender die ungünstige Bestimmung im Zehntablösungsvertrag, der den Leutershausenern nur vier Jahre Zeit lasse, ihre Zehntschuld zu bezahlen; auch dies sei „ein Beweis von der Menschenfreundlichkeit (?) unseres gescheiden Grundherrn“, wo doch die Großsachsener dazu 10 Jahre Zeit eingeräumt erhalten hätten. Aber, so tröstete sich

der Einsender, es könne die Zeit kommen, „wo den altadeligen Herren wieder Besuche abgestattet werden, und dann wird die Rechnung sammt dem Wirthe gemacht werden“. Hinzuzufügen wäre, daß der Leutershausener Ablösungsvertrag erst einige Zeit nach den unruhigen Märztagen abgeschlossen wurde. Der unter dem 9. Januar 1849 dem Leutershausener Grundbuch einverleibte Vertrag setzte die Ablösungssumme auf 40 000 Gulden fest; der Staatszuschuß betrug 5592 Gulden; der von der Gemeinde zu zahlende Restbetrag war in fünf gleichen Terminen bis zum Jahr 1853 zu tilgen¹⁸⁾.

... eine Demonstration gegen die Juden beabsichtigt

Betroffen von Übergriffen waren in diesen Märztagen des Jahres 1848 in Baden nicht nur adelige Grundherren, ihre Einrichtungen und Bediensteten, sondern auch Einwohner mosaischen Glaubens, denen die völlige rechtliche und politische Gleichstellung mit den Staatsbürgern christlichen Bekenntnisses immer noch vorenthalten wurde. Auch im Amtsbezirk Weinheim blieben Belästigungen von Juden nicht gänzlich aus, ohne, glücklicherweise, auch nur annähernd die Ausmaße der Ausschreitungen zu erreichen, wie sie etwa im Kraichgau, im Neckartal oder im Bauland vorfielen¹⁹⁾. Immerhin scheint das schlechte Vorbild dieser Landesteile auch in Leutershausen mit seinem vergleichsweise starken jüdischen Bevölkerungsanteil²⁰⁾ nicht ohne Wirkung geblieben zu sein.

So meldete Oberamtmann von Teuffel seiner vorgesetzten Kreisregierung am 16. März 1848: „Heute erhielten wir . . . von einigen Israeliten zu Leutershausen die Anzeige, daß dort für morgen abend eine Demonstration gegen die Juden beabsichtigt werde, um sie zu bewegen, daß sie auf alle Theilnahme an den dortigen Bürgernutzungen verzichten“. Um diese Demonstration zu verhindern, habe das Bezirksamt eine entsprechende Verfügung an

den Ortsvorstand erlassen. Hatte das Amt bislang den Einsatz von Militär für nicht notwendig gehalten, so äußerte es nun die Auffassung, daß „ein Streifzug durch dasselbe [das Militär] nach den Orten Leutershausen, Großsachsen und auch Hohensachsen . . . von guten Folgen“ sein würde²¹⁾.

Was es auch immer mit dieser beabsichtigten „Demonstration“ gegen die Juden auf sich gehabt haben mag, so liegt, angesichts der oben geschilderten Leutershausener Zustände, doch die Vermutung nahe, daß man sich an den dortigen Juden dafür schadloß zu halten gedachte, daß man sich an den gräflichen Grundherrn nicht heranwagte, sich vielmehr sogar gegen die Großsachsener Nachbarn ungebeten zu seinem Schutz aufwarf. Damit wäre auch hier die — letztlich wohl unterbliebene — Ausschreitung gegen die Juden als Ersatzhandlung in einer sozialen Konfliktlage aufzufassen. Tatsächlich ist von offenen Übergriffen auf die jüdischen Bürger Leutershausens sonst nichts überliefert. Wie das Beispiel Großsachsen zeigt, verstand man es, sich subtilerer Methoden zu bedienen, um die Gleichstellung der jüdischen Bürger in der heiklen Frage des Allmendgenusses auch noch in den Jahren nach 1862, dem Jahr des badischen „Gesetzes über die bürgerliche Gleichstellung der Juden“, unter Ausschöpfung des gesetzlichen Rahmens möglichst hinauszuzögern²²⁾.

Anmerkungen

¹⁾ Karl Hofmann: Der Bauernaufstand des Jahres 1848 im badischen Bauland. Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg und der rheinischen Pfalz, 5, 1902.

Ders.: Die Unruhen der Jahre 1848 und 1849 im badischen Frankenland. Weinheim u. Leipzig 1911.

²⁾ Friedrich Lautenschlager: Die Agrarunruhen in den badischen Standes- und Grundherrschaften im Jahre 1848. Heidelberg 1915 (Heidelberger Ab-

handlungen zur mittleren und neueren Geschichte, Heft 46).

³⁾ Als Beispiel sei hier genannt die Veröffentlichung von Rainer Wirtz: „Widersetzlichkeiten, Excesse, Crawalle, Tumulte und Skandale“ — Soziale Bewegung und gewalthafter sozialer Protest in Baden 1815—1848. Frankfurt/M.: Berlin; Wien 1981. Mit dem antijüdischen Aspekt dieser Unruhen beschäftigt sich neuerdings Stefan Rohrbacher: Gewalt im Biedermeier. Antijüdische Ausschreitungen im Vormärz und Revolution (1815—1848/49). Frankfurt: New York 1993 (Schriftenreihe des Zentrums für Antisemitismusforschung Berlin, Bd. 1).

⁴⁾ Lautenschlager a. a. O., S. 50.

⁵⁾ Generallandesarchiv Karlsruhe 313/4328, 248.

⁶⁾ Gemeindegarchiv Hirschberg Abt. Großsachsen A 58—65.

⁷⁾ Mannheimer Abendzeitung, 1. 4. 1848.

⁸⁾ Die Republik, 13. 4. 1849.

⁹⁾ Zur Person und zum Wirken des Freiherrn August Teuffel von Birkensee vgl. Rainer Gutjahr: Die Republik ist unser Glück. Weinheim in der Revolution von 1848/49. Weinheim 1987 (Weinheimer Geschichtsblatt 32/1987), passim.

¹⁰⁾ Generallandesarchiv Karlsruhe 313/4328, 270 f.

¹¹⁾ Gemeindegarchiv Hirschberg Abt. Großsachsen A 59 u. A 63.

¹²⁾ Ebd. A 64.

¹³⁾ Wie Anm. 11.

¹⁴⁾ Wie Anm. 4

¹⁵⁾ Mannheimer Abendzeitung, Extrabeilage vom 23. 3. 1848.

¹⁶⁾ Mannheimer Abendzeitung, 1. 4. 1848.

¹⁷⁾ Vgl. hierzu: Die Stadt- und Landkreise Heidelberg und Mannheim. Amtliche Kreisbeschreibung Bd. 3. Karlsruhe 1970, S. 477 u. 672 ff.

¹⁸⁾ Josef Fresin: Heimatbuch Leutershausen. Leutershausen 1960, S. 86 f.

¹⁹⁾ Hierzu: S. Rohrbacher, a. a. O., S. 186 ff.

²⁰⁾ In den 1840er Jahren machten die Juden 11% der Leutershausener Einwohner aus. In Großsachsen betrug dieser Anteil dagegen nur knapp 3%, lag damit aber immer noch über dem badischen Landesdurchschnitt von 1,7%. Zahlen nach: Universallexikon vom Großherzogthum Baden. Karlsruhe 1843, S. 478. Beiträge zur Statistik der inneren Verwaltung des Großherzogthums Baden 1, 1855. S. 201. Heinz Schmitt (Hrsg.): Juden in Karlsruhe (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs, Bd. 8), S. 599.

²¹⁾ Generallandesarchiv Karlsruhe 313/4328, 300 ff.

²²⁾ Gemeindegarchiv Hirschberg Abt. Großsachsen A 142.



*Aus Horst Schlesiger, Josef Werner: Die 50er Jahre, G. Braun Verlag
Im städtischen Bauhof gestrandet: Trauernd, wie es scheint, stehen die schöngewandeten Figuren herum, einst eine Zierde des Bürklin-Palais' an der Kriegstraße.*

Otto Helmle — Schöpfer der Landes- elektrizitätsversorgung oder Weimarer „Systemverbrecher“?

Eine verspätete Würdigung

Bernhard Stier, Mannheim

Unbeachtet von der Öffentlichkeit starb im März 1953 in Heidelberg Otto Helmle, ehemaliges Vorstandsmitglied der „Badischen Landeselektrizitätsversorgung“, der heutigen „Badenwerk AG“, und tatkräftiger Gestalter der südwestdeutschen Elektrizitätswirtschaft. Seit 1919 zunächst in der badischen Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues, nach der 1921 erfolgten Gründung des Badenwerks schließlich als Unternehmensvorstand für den Aufbau der flächendeckenden Stromversorgung in Staatsregie zuständig, repräsentierte Helmle in den 1920er Jahren wie keine andere Persönlichkeit den großen Staatskonzern und das Konzept der staatlichen Elektrizitätsversorgung im deutschen Südwesten. Nach dem Zeugnis des badischen Finanzministers Heinrich Köhler (1878—1949) galt er zusammen mit seinem Kollegen Rudolf Fettweis, für die spezielleren Fragen des Kraftwerksbaus und -betriebs zuständig, als Fachkraft, „um die das Badenwerk allgemein beneidet wurde“¹.

Helmles exponierte Stellung als Repräsentant des Elektrizitätssektors in der Weimarer Republik wurde ihm — und darin liegt die besondere Tragik seines Schicksals — schließlich zum privaten Verhängnis und ruinierte seine bürgerliche Existenz: In einem aufsehenerregenden Strafverfahren wurde Helmle, 1933 auf Druck der nationalsozialistischen Regierung als Vorstand des Badenwerks entlassen, gegen Ende der 1930er Jahre wegen Devisenvergehen und Steuerhinterziehung

vor Gericht gestellt und zu einer hohen Zuchthausstrafe verurteilt. Nur auf den ersten Blick erscheint das Verfahren als Konsequenz der Straftaten Helmles und seines individuellen Fehlverhaltens; bei genauerem Betrachten wird indessen deutlich, daß der von der nationalsozialistischen Führung betriebene Prozeß vor dem Mannheimer „Sondergericht“ nur den juristischen Rahmen für eine politische Abrechnung mit dem Gegner bildete: Die Umstände, noch mehr aber die Jahre zurückliegende Vorgeschichte des Verfahrens machen deutlich, daß hier nicht mit dem bürgerlichen Individuum Helmle, sondern mit dem Repräsentanten des Badenwerks und der Weimarer Epoche abgerechnet werden sollte, denn als technisch und kaufmännisch gleichermaßen versierter und erfolgreicher Spezialist war er den Nationalsozialisten ebenso verhaßt wie als Vertreter der „Systemzeit“.

Nach der Vernichtung seiner materiellen und sozialen Existenz starb Helmle 1953 verbittert in Heidelberg. Über vierzig Jahre nach seinem Tod ist ihm strafrechtlich nur in Ansätzen, politisch-gesellschaftlich aber noch keinerlei Gerechtigkeit zuteil geworden. Der folgende Versuch einer verspäteten Würdigung basiert auf den umfangreichen Prozeßakten des Verfahrens vor dem nationalsozialistischen Mannheimer Sondergericht für den Bezirk des Oberlandesgerichts Karlsruhe aus den Jahre 1937 bis 1939. Sie zeigen ein tragisches Schicksal zwischen eigenem Verschul-

den und politisch-propagandistischer Instrumentalisierung durch Personen und Instanzen, die sich nicht allein auf die physische Vernichtung, sondern ebenso auch auf die soziale Destruktion von Menschen und ihre publizistisch aufbereitete Vermarktung verstanden.

Am 26. Oktober 1875 in Bruchsal als Sohn eines badischen Postsekretärs geboren, aufgewachsen in Bruchsal und Konstanz, wohin der Vater versetzt wurde, absolvierte Helmle nach dem Abitur im Jahr 1894 eine Mechanikerlehre und anschließend die Ingenieurschule im sächsischen Zwickau; im Jahr 1900 legte er dort die Abschlußprüfung für Maschinen- und Elektroingenieure ab. Im allgemeinen Elektrizitätsfieber der Jahrhundertwende gelang ihm ohne akademische Ausbildung ein rascher beruflicher Aufstieg in der expandierenden Elektroindustrie, dem bedeutenden Leitsektor der Zweiten Industriellen Revolution. Ein gutes Jahrzehnt arbeitete Helmle als Konstruktions- und Montageingenieur in der elektrotechnischen Industrie, unter anderem bei renommierten Unternehmen wie der „Elektrizitätsgesellschaft Helios“ in Köln, bei „Felten & Guillaume“ in Mülheim, der „Elektrizitäts-Aktiengesellschaft Lahmeyer“ in Frankfurt/Main und den Berliner Siemens-Schuckert-Werken sowie als Betriebsleiter verschiedener Gas- und Elektrizitätswerke in Mittel- und Westdeutschland²⁾. Entscheidend für seinen weiteren Lebensweg wurde der Wechsel zur „Rheinischen Schuckert-Gesellschaft für elektrische Industrie AG“ (RSG) in Mannheim im Jahr 1911; als Oberingenieur und Handlungsbevollmächtigter bearbeitete Helmle hier eigenverantwortlich die Pläne für eine flächendeckende Stromversorgung in der bislang noch nicht elektrifizierten Region zwischen Rastatt, Bruchsal und Sinsheim. Als treibende Kraft der geplanten „Mittelbadischen Bahn- und Elektrizitätsgesellschaft“, eines Gemeinschaftsprojekts der RSG, der Mannheimer BBC und der größeren Kommunen in der

Region, führte er die Verhandlungen mit den Ministerialbehörden der großherzoglichen Regierung, vor allem der Abteilung für Wasserkraft und Elektrizität in der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues. Diese bemühte sich, den mittelbadischen Raum als Absatzgebiet für die Elektrizität aus dem künftigen Murgwerk bei Forbach im nördlichen Schwarzwald zu erschließen, nachdem im Oktober 1912 die Entscheidung für den Bau dieses ersten staatlichen Wasserkraftwerks in Baden getroffen worden war³⁾. Die Kooperation mit der Privatindustrie, vor allem mit der „Rheinischen Schuckert“, führte jedoch zu rasch eskalierenden Konflikten zwischen staatlicher Stromversorgung zu Selbstkosten und privatwirtschaftlicher, gewinnorientierter Elektrizitätswirtschaft. Nach kriegsbedingter Verzögerung des Projekts setzte sich unter dem Eindruck der Novemberrevolution schließlich das „antikapitalistische“ Staatskonzept in der Elektrizitätspolitik durch: Im Dezember 1918 ließ die provisorische Regierung das Vorhaben einer gemischtwirtschaftlichen Elektrizitätsversorgung Mittelbadens fallen und entschloß sich stattdessen zum reinen Staatsbetrieb und zum Aufbau einer staatlichen „Landeselektrizitätsversorgung“⁴⁾.

Unter dem Druck der Energieknappheit der Nachkriegszeit war es nur folgerichtig, diese staatliche Elektrizitätsversorgung auf den Plänen des gescheiterten Vorhabens der „Rheinischen Schuckert“ aufzubauen. Daß der Urheber dieser Pläne in den Staatsdienst trat und sein Konzept für die Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues in die Praxis umsetzen konnte, erwies sich als Glücksfall, sicherte es doch eine wichtige personelle Ressource und den raschen Aufbau der umfangreichen Organisation: Seit Anfang des Jahres 1919 war Helmle als Oberingenieur bei der Oberdirektion in Karlsruhe angestellt; als Abteilungsleiter der „Stromvertriebsstelle“ baute er in Zusammenarbeit mit seinem Partner Rudolf Fettweis (1882–1956), dem Leiter der

„Stromerzeugungsstelle“, d. h. des Forbacher Kraftwerks, das Netz der staatlichen Stromversorgung auf⁵⁾). Dieses beschränkte sich bald nicht mehr auf das ursprüngliche mittelbadische Absatzgebiet des Murgwerks, sondern griff auf alle noch nicht elektrifizierten Regionen des Landes aus. Bis 1920 kamen so die ausgedehnten Versorgungsgebiete „Unterbaden“ vom Neckar bis in den Taubergrund und „Oberbaden“ im Norden und Nordosten des Bodensees hinzu.

Wirtschaftliche Zwänge, aber auch der ausufernde Umfang des Projekts der Landeselektrizitätsversorgung führten 1921 zur Umwandlung in eine Aktiengesellschaft in Staatsbesitz. Am 16. Juli 1921 wurde Helmle zusammen mit Fettweis in den Vorstand der neugegründeten „Badischen Landeselektrizitätsversorgung A.-G.“ in Karlsruhe berufen. In dieser Funktion und als Mitglied der Aufsichtsräte zahlreicher Energieversorgungsunternehmen, unter anderem des RWE, der Großkraftwerk Mannheim AG, der Neckar AG und der Schluchseewerk AG, sowie als badischer Staatskommissar bei der Kraftübertragungswerke Rheinfeldern AG und der Kraftwerk Laufenburg AG, schließlich in der Vorstandschaft der AG für westdeutsche Elektrizitätswirtschaft, der länderübergreifenden Verbundgesellschaft, trieb Helmle den Aufbau der Stromversorgung im deutschen Südwesten ebenso energisch voran wie die Ansätze zu einer umfassenden nationalen und internationalen Verbundwirtschaft zwischen rheinischer Braunkohle und süddeutschen Wasserkraften, zwischen Baden und dem Ruhrgebiet, der Schweiz und Österreich. In seine Amtszeit fielen die großen Kraftwerksprojekte am Hochrhein und im Südschwarzwald, darunter die Anlage bei Ryburg-Schwörstadt und das Schluchseewerk, zahlreiche Beteiligungen des Badenwerks und sein Aufstieg zum beherrschenden Stromversorger im Land. Er schlug sich auch in der glänzenden wirtschaftlichen Entwicklung des Unternehmens nieder.

Selbst aus der Industrie hervorgegangen und mit dem Management von Industriebetrieben bestens vertraut, verstand es Helmle, auch den großen Staatskonzern Badenwerk nach effizienten privatwirtschaftlichen Grundsätzen zu führen und auszubauen. Von den zuständigen Ressortchefs, zunächst Arbeitsminister Wilhelm Engler (1873—1938) und nach der Auflösung des Arbeitsministeriums im Herbst 1924 von Finanzminister Heinrich Köhler, hochgeschätzt, besaß Helmle auch einen ausgezeichneten Ruf in Industriekreisen⁶⁾. Seine Reputation und sein engagiertes Wirken in der Elektrizitätswirtschaft auf nationaler Ebene begünstigten die Zusammenarbeit mit den großen Energieversorgern, vor allem mit dem rheinischen Energiegiganten RWE. Nach dem Zeugnis Köhlers besaß das Badenwerk in Helmle eine Fachkraft von „nicht genug zu preisenden organisatorischen Fähigkeiten“. 1923 verlieh ihm die Staatsregierung „in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste bei dem Ausbau des Leitungsnetzes des Badenwerks“ den Titel eines „Oberbaurats“, 1925 die Technische Hochschule Karlsruhe jenen eines Dr. Ing. E. h. — für den Nichtakademiker Helmle der Höhepunkt gesellschaftlicher Anerkennung seines Wirkens⁷⁾. Als leitender Direktor des Badenwerks, noch mehr aber im öffentlichen Ansehen rangierte er damit deutlich vor seinem Vorstandskollegen Fettweis; trotz ebenfalls exzellenter Leistungen wurden diesem vergleichbare Ehrungen erst wesentlich später zuteil.

Unter Helmlers tatkräftiger Mitwirkung entwickelte sich das Badenwerk zu einem prosperierenden Unternehmen und zu einer verlässlichen Einnahmequelle für die notleidenden Staatsfinanzen. Dabei rückte der sozialpolitisch begründete Auftrag staatlicher Stromversorgung gegenüber der privatwirtschaftlichen Unternehmensführung, der Sicherung des Kapitals und der Gewinnabsicht in den Hintergrund. Seit Gründung der Aktiengesellschaft entbrannten deshalb in Landtag

und Öffentlichkeit immer wieder Auseinandersetzungen um die Geschäftspolitik des Badenwerks. Die Kritik richtete sich gegen angeblich überhöhte Strompreise bei gleichzeitigen hohen Firmengewinnen⁸⁾. In der Wirtschaftskrise eskalierte der Streit; die vom Unternehmen angeführte betriebswirtschaftliche Notwendigkeit kostendeckend kalkulierter Tarife — den Fachleuten ohne weiteres einsichtig — beeindruckte die Kritiker angesichts der erzielten Überschüsse wenig. Die Finanzminister der Weimarer Regierungskoalition, als Vertreter des Staatsfiskus oberste Dienstherren des Unternehmensvorstands, hatten ebenso wie die Ministerialbeamten im Aufsichtsrat Helmles Politik stets gebilligt und gutgeheißen, weil sie den Bestand des Badenwerks zu sichern versprach und dem Staat üppige Dividenden garantierte. In der Öffentlichkeit repräsentierte indessen Helmle wie keine zweite Persönlichkeit die harte, kaufmännisch kalkulierte Unternehmenslinie gegen den Auftrag der Stromversorgung zu möglichst billigen Preisen, und gegen seine Person richtete sich die Kritik.

Mit dem Niedergang der Demokratie und eskalierender Agitation der extremistischen Parteien trat die Verleumdung an die Stelle sachbezogener Auseinandersetzung, verstärkten sich die Vorwürfe einer angeblichen „Ausbeutung“ der Stromverbraucher, und als bedeutendster Repräsentant des Badenwerks wurde Helmle zum Opfer dieser Agitation: In der großen Strompreisdebatte des badischen Landtags vom April 1932 und in der Haushaltsdebatte vom Juni desselben Jahres standen nicht die komplexen technisch-wirtschaftlichen Fragen von Unternehmensführung und Selbstkostenberechnung, sondern die angeblich sensationellen Vorstandsgehälter im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen um Strompreise und Tarife⁹⁾. Ganz besonders tat sich dabei die NSDAP hervor: Sie machte die Gehälterfrage zum Wahlkampfthema und unterstellte dabei, daß Helmles Bezüge die Ursache der hohen Strompreise

und — so die wählerwirksame Suggestion — für das materielle Elend der angesprochenen Klientel verantwortlich seien. Auf besonders infame Weise verunglimpft NSDAP-Gauleiter Robert Wagner (1895—1946), seit 1929 Mitglied der nationalsozialistischen Landtagsfraktion, Helmle mit heftigen Angriffen und schürte den Neid mit parlamentarischen Anfragen über sein Direktorengelalt¹⁰⁾. Es erscheint dem Autor zweifelhaft, ob solche haltlosen Verleumdungen überhaupt eine Antwort verdienen; in jedem Fall ließe sich aber nachweisen, daß die Zahlen, mit denen die braunen Demagogen operierten, ebenso vorsätzlich gefälscht waren wie ihre Schlußfolgerungen niederträchtig: Obwohl Helmle auch verdienstmäßig vor Fettweis rangierte, gaben sich beide Direktoren mit weit geringeren Beträgen zufrieden, als sie als gefragte Spezialisten hätten erzielen können. Nach einer Mitteilung des Aufsichtsratsvorsitzenden bleiben die Vorstandsgehälter auch nach einer 1929 vorgenommenen Erhöhung „erheblich unter den bei ähnlichen Gesellschaften üblichen Sätzen und dem Wert sonstiger Vergünstigungen wie freie Wohnung und dgl.; die beiden Direktoren haben jedoch in anerkennenswerter Weise von vorneherein erklärt, daß sie keinen Anspruch auf diese Gleichstellung erheben wollen“¹¹⁾. Angesichts der über das Badenwerk hereinbrechenden Absatzkrise hatte Helmle im Herbst 1930 wie alle leitenden Angestellten sogar ein persönliches Opfer zur Kostensenkung gebracht und auf 20 Prozent seiner Bezüge verzichtet¹²⁾. Die Vorgänge im Landtag vom April 1932 ließen für Helmle nichts Gutes ahnen, und schon bald nach der „Machtergreifung“ wurde deutlich, daß die neuen Machthaber auf die Angelegenheit „zurückkommen“ würden, wie Gauleiter Wagner in jener denkwürdigen Parlamentssitzung zu Protokoll gegeben hatte. Bereits im März 1933 setzten die Nationalsozialisten mit dem Ingenieur Franz Georg (1890—1969) einen dritten Vorstand zur Ausrichtung des Unternehmens auf die Par-

teillinie und zur Kontrolle der beiden Direktoren ein¹³). In einer außerordentlichen Generalversammlung des Badenwerks wurde Helmle am 1. Juni 1933 auf Druck des neuen Reichsstatthalters Wagner und des Ministerpräsidenten und gleichzeitigen Finanz- und Wirtschaftsministers Walter Köhler (1897—1989), der beiden prominentesten badischen Nationalsozialisten, seines Amtes enthoben — keine fünfzehn Minuten nahm die Absetzung des verdienten Vorstands in Anspruch¹⁴). Im November 1933 hob die nationalsozialistische Führung Helmles Dienstvertrag beim Badenwerk fristlos auf; ein Jahre zurückliegendes Verfahren wegen angeblichen Meineids bei Finanztransaktionen des Badenwerks in der Inflationszeit, das auf einer internen Personalaffäre und fragwürdigen Anschuldigungen eines entlassenen Angestellten basierte, aber bereits 1932 gerichtlich eingestellt worden war, bildete die fragwürdige Handhabe¹⁵). Erst im Frühjahr 1934 gelang es, Helmle endgültig aus dem Unternehmen hinauszudrängen, aber immerhin konnte er in einem gerichtlichen Vergleich Entschädigung und Ruhegehaltsansprüche durchsetzen. 1935 siedelte er nach Heidelberg über und lebte dort im Ruhestand.

Während der Techniker Fettweis unter dem politischen Druck zwar manche Prüfung zu bestehen hatte, aber im Amt verbleiben konnte, begann für Helmle nach seiner Entlassung der eigentliche Leidensweg und ein Kesseltreiben der übelsten Art. Zweifellos traf die Einschätzung, die Helmle nach dem Ende des Dritten Reichs niederlegte, den Kern der Angelegenheit, auch wenn ihre furchtbare, menschenverachtende Irrationalität unbegreiflich erscheint: Der relative Wohlstand Badens und die geordneten Staatsfinanzen der Zwischenkriegszeit, zu denen das Badenwerk hauptsächlich beigetragen hatte, hatten den „Hauptgrund für die gehässige Propaganda der Nazis“ gegeben, die Wahlerfolge und Machtgewinn“ nur von der Verzweiflung der arbeitslosen Massen erhoffen konnten. Als

hauptverantwortlicher Faktor der . . . guten Wirtschaftslage in Baden neben meiner besonderen Gegnerschaft zu den Irrlehren der NSDAP wurde meine Vernichtung beschlossen“¹⁶).

Technisch und kaufmännisch gleichermaßen versiert und erfolgreich, galt Helmle den Nationalsozialisten als typischer Vertreter der „Systemzeit“, und vor allem Reichsstatthalter Wagner suchte in den folgenden Jahren mehrfach nach einer Gelegenheit, mit dem verhaßten Gegner abzurechnen. Das als Entlassungsgrund benutzte Meineidverfahren bot jedoch keine Handhabe dazu: 1934 war es vom Karlsruher Landgericht erneut eingestellt worden¹⁷), und im Vorfeld der von Wagner unnachgiebig betriebenen Wiederaufnahme wurde Helmle von allen Befragten aus dem Aufsichtsrat des Badenwerks und dem Finanz- und Wirtschaftsministerium entlastet; sogar Ministerpräsident Köhler mußte ihm hervorragende Verdienste um den Aufbau des Unternehmens bescheinigen und riet dem Reichsstatthalter, die Sache auf sich beruhen zu lassen — nicht Meineid und persönliche Bereicherung Helmles kamen zutage, sondern seine äußerst geschickte Politik zum Segen des Badenwerks¹⁸). Ebenso im Sand verliefen zunächst Wagners Bemühungen, die Technische Hochschule Karlsruhe zum Entzug der Ehrendoktorwürde Helmles zu bewegen, erfolgreich zögerte das Rektorat die Entscheidung immer wieder hinaus¹⁹).

Daß Helmle schließlich selbst seinen Gegnern die Gelegenheit liefert, ihre Rache gierig zu befriedigen, macht die besondere Tragik seines Schicksals aus, aber auch ohne diese Wendung wäre die Menschenjagd wohl weitergegangen: Im Frühjahr 1937 boten offensichtliche Devisenvergehen und Steuerhinterziehungen Helmles, durch — vermutlich von der politischen Führung instruierte — Vertrauensleute der Mannheimer Zollfahndung entdeckt, endlich die ersehnte Handhabe für eine öffentliche Abrechnung. Helmle hatte,

trotz seiner beträchtlichen Einkünfte persönlich beinahe übertrieben sparsam, gegen die bereits seit 1931 eingeführte Meldepflicht für Auslandsguthaben verstoßen und sich damit zweifellos strafbar gemacht. Die Anklage wegen Devisenvergehen und „Volksverrats“ aufgrund des NS-Gesetzes gegen „Verrat der Deutschen Volkswirtschaft“²⁰⁾ sowie wegen Steuerhinterziehung diente jedoch nur als juristischer Rahmen für die Revanche und war im Kern ein politischer Prozeß; bereits die Eröffnung des Verfahrens vor dem Mannheimer „Sondergericht“ für den OLG-Bezirk Karlsruhe, also nicht vor den regulären strafrechtlichen Instanzen, sondern vor der 1933 geschaffenen scheinlegalen Institution nationalsozialistischer Willkürjustiz, machte dies deutlich²¹⁾. Angeblich regimiefeindliche Äußerungen Helmles waren als Zusatzargument ebenso willkommen wie seine Zugehörigkeit zum Karlsruher Rotary Club und eine seit 1928 bestehende, aber erst im Lauf der Voruntersuchungen bekanntgewordene Parteimitgliedschaft beim Zentrum oder die Tatsache, daß er einen „regen Briefwechsel mit früheren führenden Persönlichkeiten der Politik“ unterhalten hatte²²⁾. Im Kern ging es jedoch um seine Vergangenheit als Repräsentant des Badenwerks und des Weimarer Systems, als der sich den Zorn der Nationalsozialisten zugezogen hatte.

Ein psychiatrisches Gutachten rettete Helmler, der in der Heidelberger Untersuchungshaft einen Selbstmordversuch verübt hatte, vor der von der Staatsanwaltschaft betriebenen zusätzlichen Anklage wegen Wirtschafts-sabotage, erklärte ihn aber für den „Volksverrat“ voll verantwortlich. Die Ausführungen des Gutachters Carl Schneider (1891–1947), Direktor der psychiatrischen und neurologischen Universitätsklinik Heidelberg und überzeugter Nationalsozialist, der sich später aktiv am Euthanasieprogramm beteiligen sollte, machten auch die problematische Familiengeschichte Helmles und die Brüche in der Persönlichkeit des Aufsteigers deutlich,

der es als Sohn eines subalternen badischen Beamten mit elf Kindern aus kleinsten Verhältnissen zum erfolgreichen Manager und Gestalter der südwestdeutschen Elektrizitätswirtschaft, zu einer Art „badischem Rathenau“ gebracht hatte, dabei aber stets unter innerer Unruhe und einem labilen seelischen Gleichgewicht litt und auch im Privatleben keinen Rückhalt finden konnte, obwohl er sich nach dem Tod seiner ersten Frau erneut verheiratet hatte²³⁾. Nach Voruntersuchungen von zwei Jahren, die Helmler vollständig in Untersuchungshaft verbringen mußte, fand im Sommer 1939, mit großem Aufwand inszeniert, die Hauptverhandlung statt. Aus dem geschätzten Spezialisten war nach der Prozeßberichterstattung der „reinste Devisen-Jongleur“, vor allem jedoch „ein echter Systembonze“ geworden; für das Mannheimer Parteiblatt „Hakenkreuzbanner“ war der Fall verbunden mit dem Sumpf der Weimarer Zeit, für die Helmler nun stellvertretend vor Gericht kam: Nur in der „Systemzeit“ seien solche Zustände und die Karriere der „Zentrumsblüte als Großverdiener“ möglich gewesen²⁴⁾. Der politische Charakter des Verfahrens schlug sich im überaus harten Urteil einer Zuchthausstrafe von drei Jahren und neun Monaten nieder; nach der Verordnung über die „Sondergerichte“ waren gegen das Urteil keinerlei Rechtsmittel zugelassen. Entzug der bürgerlichen Ehrenrechte, eine hohe Geldstrafe, Vermögenseinzug und Verlust aller Ruhegehaltsansprüche an das Badenwerk ruinierten Helmler sozial und finanziell²⁵⁾. Während der Untersuchungen hatte er selbst alle Auslandsguthaben von mehr als einer halben Million Reichsmark nach Deutschland zurücktransferiert, um die Überprüfung zu erleichtern. Ohne das Urteil abzuwarten und ohne Rücksicht auf die darunter befindlichen Vermögenswerte seiner in den USA lebenden Tochter hatte der Staatsfiskus in einem „typisch nationalsozialistischen Raubzug“ bereits Ende 1937 das gesamte Vermögen von Vater und Tochter an ausländi-

schen Börsen verkauft und den Ertrag dem Reich zugeführt²⁶).

1941 wurde Helmle auf Bewährung aus der Haft entlassen. 1944 eine Reststrafe von knapp drei Monaten erlassen²⁷). Nach der Befreiung vom Nationalsozialismus suchte er bei der Militärregierung eine Wiederaufnahme des Strafverfahrens mit dem Ziel seiner Rehabilitation und der materiellen Wiedergutmachung in Gang zu bringen²⁸). Die Legal Division der Militärregierung wies zwar das Stuttgarter Justizministerium an, das Urteil zu überprüfen, aber der Straftatbestand des Devisenvergehens als solcher blieb bestehen, und so wurde der Fall auch von den neuen Bestimmungen über die Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts nicht erfaßt²⁹). Helmle konnte im Sommer 1949 allein auf dem Gnadenweg eine nachträgliche Umwandlung der Zuchthaus- in eine Gefängnisstrafe und Strafnachlaß erreichen und so in weiteren Verfahren wenigstens zivilrechtliche Ansprüche gegen das Badenwerk geltend machen³⁰). Auch der Mannheimer Oberstaatsanwalt attestierte Helmle „glaubhafte politische Hintergründe“ des Verfahrens und eine sowohl nach Maß als auch nach ihrer Art stark überhöhte Strafe³¹).

Damit war die Angelegenheit auf dem kurzen Weg erledigt. Eine differenzierte Scheidung von strafrechtlicher Schuld und politischer Verurteilung, wie sie allein eine förmliche Wiederaufnahme des Verfahrens hätte bringen können, unterblieb ebenso wie eine materielle Entschädigung und die öffentliche Rehabilitation. Zweifellos hätte sie das Verdienst Helmles trotz seines nicht in Abrede zu stellenden Fehlverhaltens deutlich unterstrichen. Die Anerkennung seiner Aufbauleistung für die Elektrizitätsversorgung und für das Badenwerk, das er zu einem der großen, technologisch und unternehmerisch führenden Stromversorger gemacht hatte, blieb ihm vorenthalten, und damit war eine Reparatur seines Rufs unmöglich. Helmle hatte diesen Verlust bis an sein Lebensende zu tragen. Die

früheren Mitstreiter der Elektrizitätsversorgung gingen auf Distanz, und als er 1953 in Heidelberg starb, war auch beim Badenwerk jede Erinnerung an ihn getilgt: Kein Geschäftsbericht — der gegebene Ort, die Leistungen verstorbener Vorstandsmitglieder zu würdigen — erwähnte Helmles Tod.

Anmerkungen

¹) Heinrich Köhler, Lebenserinnerungen des Politikers und Staatsmannes 1878—1949. Unter Mitwirkung von Franz Zilken hg. von Josef Becker, Stuttgart 1964, S. 112.

²) Die Angaben nach einem zeitgenössischen biographischen Abriß über Helmle: Reichshandbuch der deutschen Gesellschaft. Berlin 1930, Bd. 1, S. 709.

³) Bernhard Stier, Strom für Baden! Elektrizität, Energiepolitik und Bau des „Murgwerks“ bei Forbach 1890—1918, in: Beiträge zur Landeskunde. Regelmäßige Beilage zum Staatsanzeiger für Baden-Württemberg. Heft 6, Dezember 1993, S. 1—7; ders. Strom für Baden aus Schwarzwälder Wasserkraft. Das Murgwerk bei Forbach besteht seit 75 Jahren, in: Badische Heimat 73 (1993); S. 609—620.

⁴) Überblick: Bernhard Stier, Politische Steuerung großtechnischer Systeme. Elektrizität und Energiepolitik in Baden 1890—1935, erscheint in: ZGO Bd. 142 (1994).

⁵) Zu Fettweis: Wolfgang Wirth, Artikel „Rudolf Fettweis“, erscheint 1994 in: Baden-Württembergische Biographien, Bd. 1.

⁶) Wilhelm Engler, Freiburg, Baden und das Reich. Lebenserinnerungen eines südwestdeutschen Sozialdemokraten 1873—1938. Bearbeitet von Reinhold Zumtobel, hg. und eingeleitet Wolfgang Hug, Stuttgart 1991, S. 150 f, 153; Köhler (wie Anm. 1), S. 112, 115 f.

⁷) Arbeitsministerium an Staatsministerium vom 13. 8. 1920 und Beschluß des Staatsministeriums vom 23. 8. 1923, GLA 233/25324.

⁸) Übersicht über wirtschaftliche Entwicklung und Geschäftspolitik des Badenwerks: Stier (wie Anm. 4).

⁹) Verhandlungen des Badischen Landtags, 4. Landtagsperiode 1929/33, 3. Sitzungsperiode 1931/32, Protokollheft, Sp. 1983, 1997, 2004 f, 2035, 2058 (Sitzung vom 9. 6. 1932).

¹⁰) a. a. O., Sp. 617—619 (Sitzung vom 14. 4. 1932), Sp. 2071 f (Sitzung vom 9. 6. 1932).

¹¹) Aufsichtsratsvorsitzender Kasimir Paul, Präsident im Finanzministerium, an den badischen

Staatspräsidenten vom 23. 1. 1929, GLA 233/25324.

¹²⁾ Protokoll der Aufsichtsratssitzung vom 23. 11. 1930, GLA 237/39512.

¹³⁾ Urkunde über die außerordentliche Generalversammlung des Badenwerks vom 30. 3. 1933, GLA 237/45188.

¹⁴⁾ Urkunde über die außerordentliche Generalversammlung des Badenwerks vom 1. 6. 1933, GLA 237/45188.

¹⁵⁾ Finanz- und Wirtschaftsministerium an Helmle vom 28. 11. 1933, GLA 237/45188; die Akten über die Affäre um den Verwaltungsinspektor Rudy in: GLA 237/33207—14 u. 39510—14.

¹⁶⁾ Eingabe Helmles an die Militärregierung vom 10. 9. 1945, GLA 507/2820.

¹⁷⁾ Die erste Einstellung war am 10. 11. 1932 erfolgt; Einstellungsverfügung der Staatsanwaltschaft Karlsruhe vom 6. 12. 1934, GLA 237/33209.

¹⁸⁾ Stellungnahme des Präsidenten Paul im Finanz- und Wirtschaftsministeriums vom 2. 5. 1935 und Schreiben des Finanz- und Wirtschaftsministers an Staatskanzlei vom 29. 11. 1935 mit Stellungnahmen von Paul und Köhler, GLA 233/25325.

¹⁹⁾ Der Vorgang in: GLA 233/25324.

²⁰⁾ vom 12. Juni 1933, in: Reichsgesetzblatt 1933, Teil 1, S. 360—363.

²¹⁾ „Verordnung der Reichsregierung über die Bildung von Sondergerichten“ vom 21. 3. 1933, in: Reichsgesetzblatt 1933, Teil 1, S. 136—138; die Akten des Helmle-Prozesses in: GLA 507/2815—2827.

²²⁾ Aktenvermerk der Steuerfahndungsstelle Heidelberg vom 1. 11. 1936 und Vermerk der Staatsanwaltschaft Mannheim vom 15. 3. 1937, GLA 507/2815.

²³⁾ Psychiatrisches Gutachten des Direktors der Psychiatrischen und Neurologischen Universitätsklinik Heidelberg, Prof. Carl Schneider vom 18. 8. 1938, GLA 507/2816, das Original in: GLA 507/2819.

²⁴⁾ „Hakenkreuzbanner“ vom 9., 12., 13. und 14. 7. 1939, GLA 507/2817.

²⁵⁾ Urteilsschrift vom 15. 7. 1939, GLA 507/2817, Abschrift in: GLA 466/Zugang 1979/2 Nr. 3016.

²⁶⁾ Eingabe Helmles an Militärregierung vom 10. 9. 1945 (wie Anm. 16).

²⁷⁾ Oberstaatsanwalt beim Sondergericht Mannheim an Helmle vom 16. 1. 1941 und Beschluß vom 27. 3. 1944, GLA 507/2817.

²⁸⁾ Eingabe Helmles an Militärregierung vom 10. 9. 1945 (wie Anm. 16) und Nachtrag vom 4. 1. 1946, GLA 507/2826.

²⁹⁾ Office of Military Government an Justizministerium Württemberg-Baden vom 6. 8. 1946, GLA 507/2820.

³⁰⁾ Gnadengesuch Helmles vom 12. 3. 1949 und Entscheidung des Justizministeriums Württemberg-Baden vom 8. 7. 1949, GLA 507/2825; die Auseinandersetzung mit dem Badenwerk über Entschädigung und Ruhegehalt: GLA 481/1978.

³¹⁾ Oberstaatsanwalt an Landgericht Mannheim vom 26. 4. 1949, GLA 507/2826 sowie Schreiben des Justizministeriums Württemberg-Baden an die Badenwerk AG vom 6. 8. 1949, GLA 481/1978.

Die „Lappen“ bei Walldürn — wertvolles Biotop für den Vogelzug

Manfred Hauck, Walldürn

Die „Lappen“ sind ein Gelände, das im nördlichen Neckar-Odenwald-Kreis an der Gemarkungsgrenze zwischen Walldürn und Buchen gelegen ist. Früher wurde es landwirtschaftlich genutzt, aber im Zusammenhang mit großen Veränderungen in der Walldürner Gemarkung (Anlage eines Truppenübungsplatzes, Ausbau der B 27) entwickelte es sich zu einem Feuchtgebiet, das seither vor allem der Vogelwelt dient. Und zwar sind die „Lappen“ zu einem der bedeutendsten Rast- und Futterplätze des europäischen Vogelzuges geworden und zum wichtigsten Rastgebiet zwischen Rhein und Main. Die Fachleute sprechen von einem „Trittstein“ des Vogelzuges und messen den „Lappen“ um so größere Bedeutung zu, als viele andere Feuchtflächen Zug um Zug verloren gingen. Aber auch die „Lappen“ sind bedroht. Nachdem sich die Bestandszahlen einer Reihe seltener Vogelarten erfreulich erhöht hatten (was von einigen Naturfreunden kontinuierlich beobachtet wurde), gab es ab 1989 einen unerwarteten Rückgang. Hier von — und von den Gründen — wird nachfolgend gehandelt. Und es werden die Bemühungen dargestellt, zugunsten der Zugvögel eine „Trendwende“ zu erreichen. Vielleicht können diese Anstrengungen als Beispiel dafür dienen, was zum Erhalt wichtiger Biotope und damit zugleich für die Rettung unseres „Blauen Planeten“ getan werden kann.

Der Vogelzug — schon immer ein faszinierendes Phänomen

Das Phänomen des Vogelzuges war schon der Antike bekannt, wie Aristoteles bezeugt, der geschrieben hat: „die Kraniche ziehen ...

von einem Ende der Welt zum anderen“. Im hohen Mittelalter war es Stauferkaiser Friedrich II., der in seinem berühmten Vogelbuch den Zug der Vögel beschrieb. Heute werden die Zugvögel mit den modernsten Mitteln wissenschaftlich und systematisch beobachtet. Dadurch weiß man, daß sich die Flugrouten nach geographischen und topographischen Gegebenheiten richten. Große Gewässer und Gebirgszüge werden umgangen. Flußtäler und Gebirgseinschnitte dienen als sogenannte Leitlinien¹⁾. So umgehen beispielsweise die Störche auf ihrem Zug nach den Brutgebieten Mittel- und Osteuropas zu den Überwinterungsgebieten im mittleren und südlichen Afrika die Alpen und das Mittelmeer. Auf uralten Wanderstraßen, den Leitlinien folgend, ziehen sie ihre Bahn, wobei sie im Jahreszyklus mehr als 10 000 km zurücklegen²⁾ und die Hälfte ihres Lebens auf dem Zug verbringen.

Artgemäße Biotope als „Trittsteine“ des Vogelzuges

Verständlich, daß die Zugvögel unterwegs artgemäße Rastbiotope aufsuchen müssen, die ihnen Ruhe, Erholung und Nahrung bieten. „Vögel können sich ihre Zugzeit nicht aussuchen, können kein Vesper einpacken und schlechtem Wetter und Feinden nicht oder kaum ausweichen. Wichtig ist also ein Netz geeigneter Rastgebiete, sogenannter ‚Trittsteine‘, in bestimmten, für die Vögel erreichbaren Abständen auf dem Zugweg, der bei vielen Vogelarten über mehrere Kontinente führt, um mittels geeigneter Nahrung in Ruhe wieder Energie zu tanken.

Massive menschliche Störung und Beunruhigung, etwa durch die Naherholung, und negative Veränderungen, die zu einer Entwertung führen (Änderung der Nutzung, Bau von Straßen oder Hochspannungsleitungen), oder sogar die Zerstörung dieser für die Zugvögel lebenswichtigen Gebiete gefährden die rast- und nahrungssuchenden Vögel ganz erheblich. Ist ein Ausweichen auf andere geeignete Gebiete nicht mehr möglich, kann dies zum Zusammenbruch eines ganzen Zugwegesystems führen. Die Folge wäre dann, daß ganze Populationen der betroffenen Vogelarten aussterben⁶³⁾.

Der Ostatlantische Zugweg führt über Baden-Württemberg

Eine Route des sogenannten Ostatlantischen Zugweges führt aus dem Mittelmeerraum und Nordafrika über Südfrankreich kommend durch das Rhonetal. Die Rückwanderer durchqueren die Burgundische Pforte und ziehen das Rheintal aufwärts über Baden-Württemberg. Bei Bruchsal zweigt ein Teil ab und zieht über den Kraichgau, Odenwald und Bauland zum Main, dann weiter nach Thüringen und zu den Brutplätzen in den nordischen Ländern⁴⁾. Zwischen Neckar und Main bildet die Erosionsgrenze zwischen dem Buntsandstein und dem Muschelkalk eine klar abgezeichnete Zug-Linie, wie sich durch zahlreiche Beobachtungen von Vogelkundlern belegen läßt. Schließlich hebt sich das Buntsandsteinmittelgebirge Odenwald mit seinem hohen Waldanteil deutlich gegen die seit alters her ackerbaulich stark genutzte offene Feldflur des Baulandes ab. „Diese Vogelzugstraße konnte vielfach, auch bei den Breitfrontzüglern, bestätigt werden. Rot- und Schwarzmilan, Korn- und Rohrweihe, Kraniche, Gänse und Enten und die verschiedenen Limicolen halten unbeirrbar diese ‚Leitlinie‘ ein. Auch im Spätjahr erfolgt der Abzug in umgekehrter Richtung über die im Gelände vorgezeichnete Linie . . .“⁵⁾.

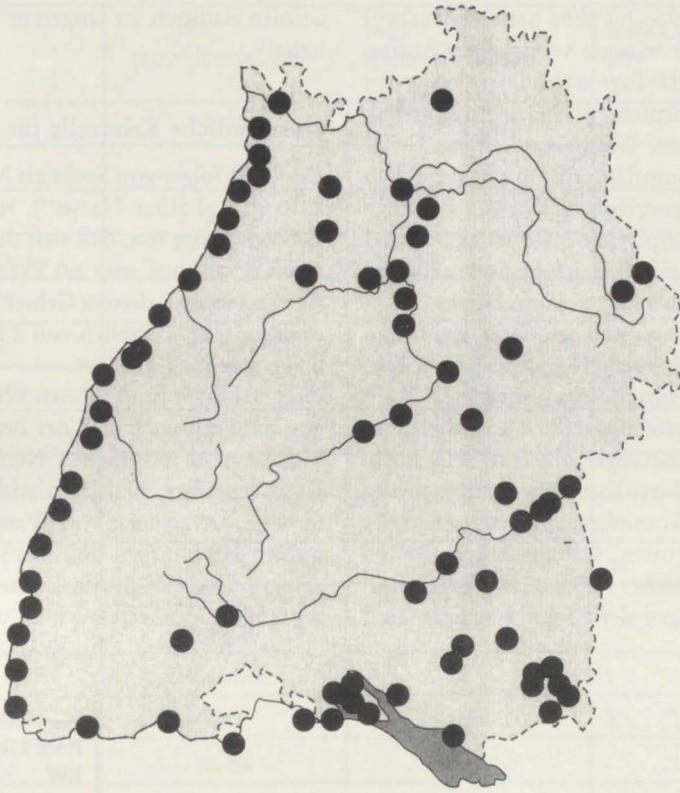
Die „Lappen“ — letzter „Trittstein“ auf langer Distanz

Die Leitlinie führt vom Neckartal bei Mosbach das Elztal über Rittersbach herauf nach Buchen, das Hainstädter Tal und weiter zu den „Lappen“. Alle von hier abziehenden Wanderer fliegen immer die gleiche Strecke an Walldürn vorbei nach Nordosten in die Höpfinger Senke hinunter zum Erftal bei Hardheim. In gleicher Richtung geht der Zug weiter über das Schweinberger Tal hinüber zur Tauber und zur Mainstrecke bei Lohr.

An zentraler Stelle auf der Wasserscheide Neckar und Main gelegen haben sich die Lappenwiesen bei Walldürn dicht bei der B 27 in den 50er bis 70er Jahren dieses Jahrhunderts zu einem bedeutenden Vogelrastgebiet entwickelt⁶⁾.

Beobachtungen aus den Jahren 1954—58 berichten von kleinen Wasseransammlungen, die nur wenige Vögel anlockten. Die Errichtung des Truppenübungsplatzes Walldürn 1959 jedoch hatte zur Folge, daß der an der Grenze zum Übungsplatz verlaufende Eiderbachgraben nicht mehr gepflegt wurde. Allmählich reduzierte sich der Wasserabfluß, und es entstanden immer größere, flache Wasserflächen⁷⁾ (Bild Nr. 2).

Während der ehemalige Naturschutzbeauftragte für den Kreis Buchen, Fritz Sachs⁸⁾ schon 1953 die Beseitigung der Hecken in dem ehemals heckenreichen Madonnenländchen, den Umbruch von Wiesen in Ackerland und die Begradigung und Verschmutzung der Fließgewässer in den vier Jahrzehnten zuvor für den Rückgang der Nist- und Rastplätze verantwortlich machte, haben sich die Lappen als letzter „Trittstein“ des Vogelzuges erhalten können. Mit dem Verschwinden der vielen kleinen Wasseransammlungen in den tiefliegenden Feld- und Wiesengebieten im ohnehin gewässerarmen Bauland durch sogenannte landeskulturelle Maßnahmen zur Verbesserung der Agrarstruktur



Der nördlichste Punkt bezeichnet das Naturschutzgebiet „Lappen“, dem dieser Beitrag gewidmet ist.

mußten die Vögel auf die wenigen verbleibenden flachen Wasserflächen ausweichen⁹⁾. So hat die Bedeutung der „Lappen“ als wichtigstes Zwischenglied innerhalb der Zugstrecke bis in die 70er Jahre stetig zugenommen¹⁰⁾. Ihre geologischen und morphologischen Verhältnisse boten dazu ideale Voraussetzungen. Die wenig durchlässigen Röttonschichten des Oberen Buntsandsteins dichten gegen die durchlässigeren Gesteine im Untergrund gut ab. In den flachen Senken der Sandsteinhochfläche nahe der oberirdischen Wasserscheide zwischen Main und Neckar besteht ein bis zu 2 ha großer und 10 bis 15 cm tiefer Flachwasserteich unmittelbar östlich der Bundesstraße 27 (siehe Abbildung).

In etwa 1 km Entfernung befindet sich ebenfalls nach der Schneeschmelze bis Ende April/Anfang Mai ein in einer Wiesenmulde liegendes Gewässer, das eine Wassertiefe von bis zu 60 cm und eine Wasserfläche von bis zu 800 m² hat. Eine weitere Feuchtwiesenmulde in nächster Umgebung bis Anfang Mai enthält eine abflußlose Wasserfläche von 600 bis 800 m² mit einer Tiefe bis zu 50 cm. Nach Auffassung der Wiesennutzung entwickelten sich auf den Wiesenflächen flächige Großseggenrieder. Solche Vegetationskomplexe von Großseggen mit Röhrriech und standortgemäßen Weiden sind landesweit durch Umbruch und Bodenverbesserungen gefährdet¹¹⁾.

In den Jahren 1953 bis 1956 berichtet Sachs¹²⁾ vom mehr oder weniger vereinzelt auftretenden und mehrere Tage währenden Verweilen von Zwergschnepfen, Bläßgänsen, Kornweihen, Blaukelchen, Waldwasserläufern, Grünschenkeln, Kampfläufern, Bruchwasserläufern, Dunkelwasserläufern, Großen Brachvögeln, Goldregenpfeifern, Rohrweihen und Kiebitzpaaren mit Bruterfolg und stellt das Überfliegen dieses Raumes durch die Limicolen (Watvögel) in weit größerer Zahl und Artenvielfalt als bisher angenommen fest. Nach seinen Beobachtungen wirken die Brutkiebitze als Anziehungsfaktor auf alle Limicolen und Wasservögel, die auf dem Frühjahrszug hier durchkommen. Immer wieder wurden Neankömmlinge in Gesellschaft der Kiebitze angetroffen. Offensichtlich fühlten sich die Durchzieher durch das auffällige und vertraute Betragen der Kiebitze sicherer und

wurden dadurch zu längerem Verweilen verleitet¹³⁾.

Nordbadische Keimzelle für Kiebitze

Der Nachfolger von Sachs als Naturschutzbeauftragter, Lothar Hassel¹⁴⁾, stellt Mitte der siebziger Jahre fest, daß sich der Brutbestand der Kiebitze auf etwa 60 Paare einpendelte. Abwanderer aus diesem Gebiet hatten mittlerweile weitere Brutzellen von 2 bis 5 Paaren in der Umgebung gebildet.

Naturschützer (unter ihnen Willi Hollerbach aus Hardheim, der sich der Beobachtung der Vogelwelt im nördlichen Neckar-Odenwald-Kreis seit über 30 Jahren widmet) konnten ferner Brutversuche von Wasserralle, Teichhuhn, Rohrammer und Blaukelchen beobachten. Stockenten und Bekassinen brüteten regelmäßig. Seinerzeit wurde die Ansiedlung

Art	1968	1991	Rote Listen	
			BW	BRD
Blaukelchen	+	-	1	1
Bekassine	+	-	1	2
Braunkelchen	+	-	2	2
Wasserralle	+	-	2	3
Schafstelze	+	-	3	-
Rebhuhn	-	+	3	-
Kiebitz	+	-	-	-
Rohrammer	+	-	-	-
Wiesenpfeifer	+	-	-	-
Teichhuhn	+	-	-	-
Stockente	+	-	-	-

1 - vom Aussterben bedroht

2 - stark gefährdet

3 - gefährdet

Art	1968 (soweit erfaßt mit	1991 Mengenangaben)	Rote Listen	
			BW	BRD
Kiebitz	300 Ex	300 Ex	-	-
Spießente	12 Ex	-	-	4
Löffelente	2 Ex	-	2	4
Bruchwasserläufer	40 Ex	-	-	1
Rotschenkel	vereinzelt	1 Ex	-	2
Pfuhschnepfe	+	-	-	II
Flußregenpfeifer	+	-	3	-
Zwergtaucher	4 Ex	-	3	-
Rotkehlpieper	+	-	-	-
Brachpieper	+	-	1	1
Ortolan	30	-	1	1
Schafstelze	in großen Flügen	-	3	-
Rohrweihe	vereinzelt	-	1	4
Schwarzkelchen	-	1 Ex	2	3
Lachmöwe	60 Ex	-	-	-
Wiesenweihe	vereinzelt	-	1	1
Rotmilan	+	-	3	2
Wiedehopf	+	-	2	1

1 - vom Aussterben bedroht

2 - stark gefährdet

3 - gefährdet

4 - potentiell gefährdet

des Wiesenpieper als ornithologische Sensation gefeiert. Auch die Anzahl der Durchzügler hatte stark zugenommen. An einzelnen Tagen konnten 4000 Kiebitze, mehrere Dutzend Spieß-, Löffel-, Knäck- und Krickenten gezählt werden.

In ähnlicher Häufigkeit traten Kampfläufer, Bruchwasserläufer, Waldwasserläufer, Dunkelwasserläufer und Goldregenpfeifer, Bekasinen, Uferschnepfen, Doppelschnepfen und Pfuhschnepfen auf. Vereinzelt oder in Grup-

pen gesellten sich Kraniche, Halsbandregenpfeifer, Flußregenpfeifer, Flußuferläufer, Zwergtaucher, Lachmöwen, Rotkehlpieper, Ortolane und Brachpieper hinzu. „Rohrweiher und Wiesenweiher schanzelten in 2 bis 8 Exemplaren bis 14 Tage über Wiesen und Wasserflächen“¹⁵).

Auf dem Durchzug und bei der Brut wurden 42 Vogelarten, darunter auch viele gefährdete oder vom Aussterben bedrohte Arten erfaßt. So wurden die „Lappenwiesen“ am 21. De-



Die Erosionsgrenze zwischen Buntsandstein und Muschelkalk bildet die Leitlinie des Vogelzuges zwischen Neckar und Main.

zember 1979 als Naturschutzgebiet ausgewiesen. Aus einem Wiesengelände war ein bedeutendes Vogelrast- und Brutgebiet geworden. Nach jahrzehntelangem ständigen Rückgang an derartigen Biotopen hatten die „Lappen“ neue Hoffnungen geweckt.

Kein Dauererfolg

Doch nur 10 Jahre nach der Unterschutzstellung war ein katastrophaler Rückgang der Bestandszahlen zu verzeichnen. Der Wiesenieper verschwand. Der Brutbestand des Braunkehlchens ging von ehemals vier Brutpaaren (1968) auf ein Brutpaar (1989) zurück. 1991 konnte nur noch ein vereinzelt Braunkehlchen beobachtet werden¹⁶). Auch konnten 1991 nur noch 7 Kiebitz-Brutpaare ge-

zählt werden, deren Jungvögel allesamt nicht überlebten.

Einen Überblick über die Entwicklung der Brutvogelsituation zwischen 1968 und 1991 gibt Tabelle 1. Auch die Artenzahl der bis dahin regelmäßig rastenden Limikolen ging rapide zurück (Tabelle 2).

Als Ursache für den Rückgang ist die Tatsache anzuführen, daß die Bundeswehrverwaltung Mitte der 70er Jahre in den „Lappen“ eine gezielte Aufforstung vornahm: durch Anpflanzung tausender von Schwarzerlen zu dem Zweck, den Übungsplatz optisch von der nahen Bundesstraße abzuschirmen. Erfahrungsgemäß gedeihen Schwarzerlen auf dem für sie günstigen Standort prächtig und erzielen jährliche Wuchsleistungen bis zu einem dreiviertel Meter. Daß mit dem Auf-

wuchs der Erlen gleichzeitig die Artenzahl der regelmäßig rastenden Limicolen und der Brutvögel rapide zurückging und das Naturschutzgebiet mittlerweile bedeutungslos geworden ist, wurde von den Naturschützern seit Mitte der 80er Jahre erkannt.

Sie sahen sich vor ein neues Beispiel dafür gestellt, daß artgemäße Biotope des Schutzes und der Pflege bedürfen. Vor dem Sefßhaftwerden des Menschen (etwa in der Jungsteinzeit) war Mitteleuropa mehr oder weniger bewaldet. Erst durch die Landwirtschaft entstanden größere freie Flächen. Wo heute der Mensch die landwirtschaftliche Tätigkeit einstellt, wird sich im Laufe von Jahrzehnten — beginnend mit einer Verbuschung — wieder die ursprüngliche Bewaldung entwickeln. Dabei sind auch viele Tierarten bedroht, die sich in unserer Kulturlandschaft, die durch kleinbäuerliche Landbewirtschaftung entstand, in

den vergangenen Jahrtausenden erst angesiedelt haben.

Die „Lappen“ bedürfen entsprechend der „Offenhaltung“ durch ständige sachgerechte Pflege und vorweg der Verhinderung einer kontraproduktiven Nutzung, wie sie die Bepflanzung mit Schwarzerlen darstellt. Die oben genannten Brutvögel und die Durchzügler beanspruchen ganz bestimmte Biototypen zur Verrichtung ihres Brutgeschäftes oder um Ruhe und Erholung zu finden. Derartige Biotope sind gekennzeichnet durch sporadisch gepflegte Wiesen und Großseggenbestände, Brachen- und Hochstaudengesellschaften auf frischen bis feuchten Standorten, vor allem aber durch offene Feldflut mit ungehinderten Flug- und Sichtmöglichkeiten sowie ausreichende Distanzen zu Bäumen und Sträuchern, in deren Deckung sich Freßfeinde annähern könnten. Dazu kommen flache, offene Wasserflächen, die den Watvö-



Nach der Schneeschmelze sind die „Lappen“ mit Schmelzwasser überstaut, für die Durchzügler ein idealer Zustand für die Nahrungssuche.

Foto: Brunner 1993

Art	1968 (soweit erfaßt mit	1991 Mengenangaben)	Rote Listen	
			BW	BRD
Flußuferläufer	+	-	1	1
Waldwasserläufer	6 Ex	2 Ex	-	4
Dunkler Wasserläufer	12 Ex	-	-	-
Grünschenkel	8 Ex	-	-	-
Kampfläufer	50 Ex	10 Ex	0	1
Großer Bachvogel	8 Ex	-	1	2
Regenbachvogel	1 Ex	-	-	II
Uferschnepfe	+	-	-	3
Zwergschnepfe	6 Ex	-	-	I
Bekassine	20 Ex	20 Ex	1	2
Doppelschnepfe	4 Ex	-	-	0
Goldregenpfeifer	50 Ex	-	-	1
Sandregenpfeifer	10 Ex	-	-	-
Alpenstrandläufer	+	-	-	1
Temminckstrandläufer	vereinzelt	-	-	-
Kranich	1 Ex	12 Ex	-	1
Grauhreier	+	-	3	4
Saatgans	+	-	-	-
Knäkente	40 Ex	2 Ex	2	3
Krickente	30 Ex	-	2	3
Pfeifente	1 Ex	-	-	I
Schnatterente	1 Ex	-	2	4
Tauerseeschwalbe	+	-	0	1

- 1 - vom Aussterben bedroht
2 - stark gefährdet
3 - gefährdet
4 - potentiell gefährdet

geln die ihnen gemäßen Biotopverhältnisse bieten.

Jahrelanges Ringen um die „Lappen“

Die im Raum Walldürn tätigen Natur- und Vogelfreunde sowie der amtliche Naturschutz drangen aus den genannten Gründen auf die Wiederbeseitigung des Erlenwaldes. Es stellte sich heraus, daß die übende Truppe auf dessen Erhalt keinen Wert legt. Doch setzten langwierige Verhandlungen mit der Bundesforstverwaltung über Art und Umfang der Waldumwandlung ein. Erreicht werden konnte in fünfjährigen Verhandlungen, daß die auf 10 000 Stück geschätzten Schwarzerlen um ein gutes Drittel verringert worden sind.

Da die verbliebenen Bäume aber immer noch viel zu nahe am Zentrum des Watvogelrastplatzes stehen und mit ihrer hohen Verdunstungsrate zu einem schnellen Rückgang der Schmelzwasserflächen führen, muß die Umwandlung des Erlenwandes konsequent weitergeführt werden. Wenig hilfreich ist dabei die vom Bundesforstamt praktizierte „Kopferlenvariante“. Anstatt die Bäume restlos zu entfernen, wurde ein Teil von ihnen im Februar 1992 in Brusthöhe „Auf-den-Stock“ gesetzt, mit dem Ziel, ähnliche Wuchsbilder wie bei den seit alters bekannten Kopfschütteln zu erhalten. Eine Maßnahme, die bei Forstleuten auf unverständliches Kopfschütteln und bei den Naturschützern vergeblich auf erbitterten Widerstand stieß, weil dies den Belangen der Limicolen wiederum nicht gerecht wird. Bei der Pflege der „Lappen“ muß das Ziel des Erhalts als Vogelrastbiotop im Vordergrund stehen. Es verbleibt uns zu wenig Zeit, um das Naturschutzgebiet als fragwürdige ökologische Spielwiese zu mißbrauchen.

Die „neuen Lappen“ — bald Wirklichkeit?

Über die Wiederherstellung der offenen Feldflur hinaus sind weitere Anstrengungen not-



Rotschenkel auf Nahrungssuche im Flachwasser.

Foto: Dannenmayer

wendig. Es muß auch dafür Sorge getragen werden, daß die Rückzügler Wasser vorfinden. Das relativ kleine oberirdische Einzugsgebiet vermag kein ständig fließendes Gewässer hervorzubringen. Nur nach der Schneeschmelze oder bei lang anhaltenden Niederschlägen sammelt sich oberirdisch abfließendes Wasser in der Niederung. Bleiben ergiebige Schneefälle dagegen aus oder fallen sie zur Unzeit, was in den letzten Jahren eher die Regel gewesen ist, so sind die Lappen zum Zeitpunkt der Rückwanderung trocken und für die Durchzügler nur von geringem Wert. Abhilfe könnte hier durch kleine Staubauwerke geschaffen werden, die den Wasserabfluß verzögern und die Wasseransammlungen über einen längeren Zeitraum erhalten. Mittelfristig ist inzwischen sogar ein ordentliches Staubauwerk am Durchlaß unter der Bundesstraße vorgesehen mit einem möglichst ganzjährig gefüllten „Lappensee“. Auf diese Weise sollen die „Lappen“ nicht nur in der früheren Funktion als Rastplatz für Zugvögel wiederhergestellt werden. Sie sollen auch als nachträglicher Ausgleich für den Verlust unzähliger Feuchtgebiete in diesem Jahrhundert dienen. Der mit den Staubauwerken schon heute in bescheidenem Umfang und später effizienter praktizierte naturnahe Wasserrückhalt soll ein Signal geben für weitere ähnlich gelagerte Projekte und damit mithelfen, eine Tendenzwende im Umgang mit dem lebens-

bestimmenden Element Wasser herbeizuführen. Schließlich sind der Rückgang und das Verschwinden unzähliger Pflanzen und Tierarten und die Zunahmen der Trockenperioden auf die Entwässerung in Zusammenhang mit Flurbereinigungsmaßnahmen, Straßenprojekten, Bau-, Gewerbe- und Industriegebieten und sonstiger Flächenversiegelungen zurückzuführen.

Bürger-Engagement

Es ist schon angeklungen, daß die Arbeit der Naturschutzverwaltung durch einen Arbeitskreis engagierter Bürger aus Walldürn und den umliegenden Gemeinden unterstützt und mitgetragen wurde. Dieser Kreis widmete sich zunächst der Beobachtung und Dokumentation der Bestandsentwicklung der Vogelarten. Er leistete aber auch sonst viele freiwillige Arbeitseinsätze und erarbeitete für die „Lappen“ Sanierungskonzepte. Zugleich

trat man an die Öffentlichkeit heran, indem versucht wurde, mit Informationsveranstaltungen, Vorträgen, Seminaren, Informationen der Presse, Unterschriftensammlungen und Ortsterminen mit Kommunalpolitikern mehr Verständnis für die „Lappen“ zu erzielen und ein Bewußtsein für die Gefährdung dieses im Landkreis einmaligen Vogelschutzgebietes zu wecken.

Im Februar 1991 formierten sich die Naturfreunde als Arbeitskreis „Biotopvernetzung Oberes Marsbachtal“ und erarbeiteten ein Konzept für die Rückführung der weiteren Umgebung der „Lappen“ — von der nahen Quelle des Marsbaches talabwärts bis zum Taleinschnitt unterhalb des Walldürner Schwimmbades — in eine Landschaft, wie sie früher bestanden hat und Mensch und Tier einen wertvollen Lebensraum bot. Nachdem auch im Oberen Marsbachtal der Wasserabfluß (Marsbach) begradigt, Feuchtgebiete entwässert, Gehölze entfernt worden waren usw.,



Pflegeziel für die „Lappen“ sind offene, zeitweise überflutete Seggenflächen.

Foto: Brunner 1992

formulierte ein Papier des Arbeitskreises, das am 18. Januar 1993 vorgelegt wurde, als Ziele eines Biotopvernetzungs-konzeptes: Schaffung von Flächen mit ökologischen Ausgleichsfunktionen in der Kulturlandschaft zur Wiederherstellung von Lebensräumen von vielen Tieren und Pflanzen; Verbesserung der Lebensbedingungen der heimischen Tier- und Pflanzenwelt insgesamt; Erhöhung der Leistungsfähigkeit des Naturhaushalts; Boden- und Erosionsschutz; Grundwasserschutz; Klimaverbesserungen; abwechslungsreiches Landschaftsbild; Steigerung des Erholungswertes der Landschaft¹⁷). Im einzelnen wurden als Maßnahmen hierfür vorgeschlagen: Anlage von Feldgehölzen; Anpflanzung von Hecken, Einzelbäumen, Baumgruppen; Schaffung von Saumbiotopen entlang von Gehölzen; Ansaat von Ackerrandstreifen und Feldrainen; Anpflanzen und Erhalten von

Streuobstbeständen; Gestaltung von Feuchtbiotopen und Tümpeln; Auflockerung der Fruchtfolge, Grünbrache; Verzicht auf Umbruch von Grünland; reduzierte Bodenbearbeitung; Umwandlung von Grünland in Sukzessionsflächen; Aufforstungen¹⁸). Für die „Lappen“, in das Biotopvernetzungs-konzept einbezogen, wurden die oben schon genannten Notmaßnahmen verlangt: Entfernung der standortfremden, expandierenden Gehölzvegetation und Anlage einer Stauvorrichtung. Für die entfernten Bäume könnten — so ein weiterer Vorschlag — Feldgehölze am Rande des Areals angepflanzt werden¹⁹). Einleitend stellte der Arbeitskreis in seinem Papier klar: „Unser gemeinsames Haus (unser Lebensraum, der Verf.) steht nicht nur auf zwei oder drei, sondern auf vier Eckpfeilern; Wohn- und Gewerbegebiete. Verkehrsflächen, landwirtschaftliche Nutzflächen und schüt-



Die Bundesforstverwaltung hat durch die Anpflanzung tausender von Schwarzerlen die „Lappen“ als Feuchtgebiet schwer beeinträchtigt. Nach langen Verhandlungen ist als „Kompromißlösung“ im Frühjahr 1992 ein Teil des Erlenwaldes zu „Kopferlen“ gestutzt worden.

Foto: Brunner 1993



Zustand der „Lappen“ im Winter 1991.

Foto: Hauck 1991.

zenswerte Biotope. Nur eine Entwicklungsplanung, die alle Elemente berücksichtigt, ist letztlich erfolgreich... Um allen Mißverständnissen vorzubeugen: Es geht nicht darum, die Prioritäten auf den Kopf zu stellen. Menschen brauchen Arbeit und Wohnung! Aber zum Leben gehören auch fruchtbare Erde, gesunde Luft und trinkbares Wasser. Nicht zuletzt unseren Kindern schulden wir eine intakte — oder zumindest wieder halbwegs instandgesetzte — Natur²⁰).

Die Trägerschaft für die Biotopvernetzung sollte die Stadt Walldürn übernehmen, und aus Gemeindeverwaltung, Gemeinderat, Bürgerschaft und Fachbehörden sollte ein offizieller Arbeitskreis „Biotopvernetzung“ gebildet werden. Eine Übernahme der Trägerschaft blieb daher bis heute offen. Die Finanzierung der Maßnahmen wäre vom Land Baden-Württemberg bezuschußt worden, aus einem zur Zeit aufgelegten Förderprogramm

für Biotopvernetzungen. Doch sah sich die Stadt zur Zeit der Wirtschaftskrise nicht in der Lage, die von ihr geforderten Mittel aufzubringen. Eine Übernahme der Trägerschaft für die Biotopvernetzung blieb daher offen. Davon ließen sich die Natur- und Vogelfreunde jedoch nicht entmutigen. Am 10. Dezember 1993 gründeten sie in Walldürn den „Biotopschutzbund Walldürn e. V.“. Damit stehen die weiteren Aktivitäten auf Vereinsgrundlage, was neue rechtliche Möglichkeiten (Erwerb von Gelände, Sammeln von Spenden usw.) ermöglicht. Mit Elan wird nun an der Realisierung aller Pläne weitergearbeitet, und es steht zu hoffen, daß sich dadurch auch für die „Lappen“ neue und positive Perspektiven ergeben. Die Vereinsmitglieder hoffen dabei, daß sich auch anderwärts Gruppen bilden, die der weiteren Zerstörung der Natur entgegenreten und sich dafür einsetzen, die letzten Feuchtgebiete zu erhalten.

Anmerkungen

- 1) Susanne Mahler, Vogelzug in Baden-Württemberg, hrsg. v. d. Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege. Karlsruhe 1992 S. 6 ff.
- 2) Ebenda, S. 9
- 3) Ebenda, S. 23.
- 4) Lothar Hassel, Einzigartiges Vogelschutzgebiet in den Lappenwiesen. In: Amtsblatt für den Kreis Buchen, ca. 1975, S. 54.
- 5) Fritz Sachs, Limicolenzug über dem Odenwald. In: Ornithologische Mitteilungen 8 (1956), S. 194—195, hier: S. 195.
- 6) Vgl. Regierungspräsidium Karlsruhe: Würdigung zum Naturschutzgebiet Lappen vom 21. 12. 1979.
- 7) Vgl. Lothar Hassel, Bedeutung des Lappengebietes auf Gemarkung Walldürn, Hainstadt und Hettlingen als Rastplatz für Wasservögel. Unveröffentl. Gutachten 1968.
- 8) Vgl. Fritz Sachs, Die Vogelwelt im Kreise Buchen (= Beiträge zur naturkundlichen Forschung

in Südwestdeutschland, Bd. XII, Heft 2).

⁹⁾ Hassel (wie Anm. 4), S. 54.

¹⁰⁾ Wie Anm. 6.

¹¹⁾ Ebenda.

¹²⁾ Sachs (wie Anm. 5).

¹³⁾ Ebenda, S. 194 f.

¹⁴⁾ Hassel (wie Anm. 4).

¹⁵⁾ Ebenda, S. 55.

¹⁶⁾ Vgl. Willi Hollerbach, Beobachtungsdaten betreffend rastender Limikolen und Entenvögel im Naturschutzgebiet „Lappen“ bei Walldürn. Unveröffentl. Gutachten, 1992.

¹⁷⁾ Vorschläge für das Biotopvernetzungs-konzept, vorgelegt vom Arbeitskreis „Biotopvernetzung Oberes Marsbachtal“ am 18. Januar 1993, S. 4.

¹⁸⁾ Ebenda.

¹⁹⁾ Ebenda, S. 2.

²⁰⁾ Ebenda, S. 2.

²¹⁾ Vgl. Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Karlsruhe (Hrsg.): Pflege und Entwicklung für das Naturschutzgebiet Lappen 9 (1992), S. 8 f.

²²⁾ Ebenda, S. 10 ff.



Provisorisches Staubauwerk im Eiderbachgraben zur Verzögerung des Abflusses aus den „Lappen“, Staubhöhe etwa 20 cm, errichtet von der Bund-Ortsgruppe Buchen.

Foto: Brunner 1993.

Spendenliste 1993

Folgende Damen und Herren haben uns im vergangenen Jahr Spenden zukommen lassen. Wir danken allen sehr herzlich für die willkommene Hilfe, über die wir uns sehr gefreut haben:

v. Rotberg Sigmund, Remagen
Bundy Elisabeth, Freiburg
Horwedel Felix, Karlsruhe
Müller Hedwig, Lahr
Bergmann Wilma, Lahr
Glatt Volker, Lörrach
Dr. Grueninger H. W., Konstanz
Schaack Walter, Gundelfingen
Prof. Dann Otto, Eberbach
Lutz Paula, Karlsruhe
Friedlin Sofie, Mannheim
Wolf Rudolf, Mannheim
Weidenhammer Edeltraut, Offenburg
Clauss Joh., Oldenburg
Diehm Elfriede, Pforzheim
Merkelbach Charlotte, Karlsruhe
Merkelbach Else, Karlsruhe
Krieg Bruno, Lahr
Köhler Alfred, Baden-Baden
Weirauch-Klormann Elfriede, Heidelberg
Simon Hans, Karlsruhe
Weiß Erika, Karlsruhe

Hausrath Erna, Freiburg
Goll Hermann, Tuttlingen
Schöffel Wolfgang, Stuttgart
Armbruster Ernst, Bad Rippoldsau-Schapbach
Sauter Helmut, Konstanz
Gangloff Susanne, Freiburg
Obert Alois, Lahr
Laubenberger Anne, Freiburg
Richter Gerhard, Stuttgart
Dr. Götz Edith, Emmendingen
von Geyer Isolde, Freiburg
Behrle Marianne, Rheinfelden
Kammerer Rudolf, Graben-Neudorf
Vosberg Gretchen, Karlsruhe
Schröder Paul, Hornberg
Hausrath Erna, Freiburg
Berger Dietrich, Schwanau
Volz Hans Konrad, Schwäbisch Hall
Scheffler Rudolf, Karlsruhe
Leischner Oskar, Lahr
Jäger Maria, Ettenheim
Krieghoff Irmtraut, Lahr
Albert Jutta, Baden-Baden

82 Mitglieder haben einen Beitrag von DM 50,— bezahlt.

Jahresberichte der Ortsgruppen

Ortsgruppe Mannheim



7. 1. 93:

Die Aktivitäten des Vereins wurden 1993 mit einem Besuch der Ausstellung „Eduard Manet-Augenblicke der Geschichte“ in der städtischen Kunsthalle Mannheim begonnen. Das historisch interessante Monumentalgemälde „Die Erschießung Kaiser Maximilians“ stand im Mittelpunkt der Erläuterungen.

4. 2. 93:

Am 4. 2. folgte ein weiterer Ausstellungsbesuch im Museum für Archäologie und Völkerkunde im Reiss-Museum mit dem Thema „Suche nach der Unsterblichkeit — Ägypten in Mannheim“. Die Exponate zeigten u. a. den Totenkult der Ägypter.

8. 3. 93:

Interessante Einblicke in das Geschehen im Großkraftwerk Mannheim AG (GKM) bekamen die Teilnehmer der Besichtigung mit Führung im Werk Neckarau. Besonders imposant war der neueste Block von insgesamt 6 Blöcken mit modernster Schalttechnik, die unmittelbar vor der Inbetriebnahme besichtigt werden konnte.

3. 4. 93:

Trotz des kühlen, regnerischen Aprilwetters hatten die Teilnehmer an der 2-Tagesfahrt nach Baden, Winterthur und Zürich viel Freude an dem Besichtigungsprogramm. In Baden bei Zürich kamen alle Liebhaber des französischen Impressionismus in der „Villa Langmatt“ auf ihre Kosten. Diese bedeutende Gemäldesammlung begeisterte auch in diesem Jahr wieder ganz besonders. Aber auch

das Museum in Winterthur der „Stiftung Oskar Reinhart“ die u. a. die Deutsche Romantik und den Impressionismus mit Uhde, Liebermann und Slevogt präsentiert, sowie die Sammlung Oskar Reinhart „Am Römerholz“ mit einer erlesenen Auswahl von Bildern und Zeichnungen alter Meister und der Werkgruppen französischer Maler und Bildhauer des 19. Jahrhunderts wurde ausgiebig bestaunt.

Alternativ konnte das „Technorama“ in Winterthur besichtigt werden. Den Abschluß bildete eine Führung in den ständigen Sammlungen des Kunsthauses Zürich.

Da auch das Hotel in Winterthur sehr gut ausgewählt war, werden sich alle Mitreisenden gerne an diese Kurzreise erinnern.

24. 4. 93:

Gemeinsam mit dem „Förderkreis Historische Grabstätten“ wurde eine Führung über den Heidelberger Bergfriedhof angeboten. Der Heidelberger Bergfriedhof gilt als einer der schönsten Friedhöfe Deutschlands. Mit seinen zahlreichen Grabdenkmälern ist er zugleich ein Zeugnis deutscher Kultur- und Geistesgeschichte.

5. 6. 93:

Bei brütender Hitze trafen sich die Interessenten — auch der „Schutzgemeinschaft Deutscher Wald“ — zu einer kleinen Wanderung zu den Sanddünen im Rheinauer Wald. Diese Binnendünen — bis über 10 m hohe Sandaufwehungen — sind Zeugen der letzten Eiszeit. Dr. Gerhard Rietschel, Direktor des Museums für Naturkunde im Reiß-Museum, gab vor Ort höchst interessante Erläuterungen zu Flora und Fauna.

23. 6. 93 u. 30. 6. 93:

Allen an ägyptischer Kultur interessierten wurde die Möglichkeit zum Besuch der Ausstellung „Götter, Menschen, Paraonen 3500

Jahre ägyptischer Kultur“ im Historischen-Museum der Pfalz in Speyer gegeben.

Auch bestand Gelegenheit zur Besichtigung des neu ausgestellten Domschatzes.

29. 9. 93:

Tagesfahrt nach Basel zur Besichtigung des Kunstmuseums, des Museums für Gegenwartsfußerkirche), sowie zu einem Altstadt- u. Münsterrundgang, je mit Führungen.

6. 10. 93:

Bei herrlichem Herbstwetter fand die Fahrt durch die Mannheimer Häfen vom Hafenbecken 24 in Mannheim-Rheinau bis zum Mühlauhafen besonderes Interesse bei zahlreichen Vereinsmitgliedern und Gästen.

Den ausführlichen Erläuterungen zur Entwicklung und dem Ausbau der Mannheimer Hafenanlagen durch den Hafendirektor wurde gerne aufmerksam zugehört.

30. 11. 93:

Die Führung durch die Ausstellung „Die Welt der Maya“ brachte bemerkenswerte, aber auch furchterregende Einblicke in Kultur und Gepflogenheiten jenes Volkes.

Die viel zitierte „Gnade der späten Geburt“ bekam eine völlig neue Bedeutung, da es Gott sei Dank heute nicht mehr üblich ist, unterlegene Mannschaften nach sportlichen Wettkämpfen zu opfern.

14. 12. 93:

Den Jahresabschluß bildete der Besuch mit Erläuterungen im Stellwerk Mannheim HBF der Deutschen Bundesbahn.

Die angewandte Technik wurde nachvollziehbar und leicht verständlich erklärt. Beeindruckend war der hohe Standard an Sicherheit.

Die Ortsgruppe hat sich wiederum auch zu kommunalpolitischen Fragen geäußert. So wurden im Verfahren zur Errichtung eines 4. Kessels zur Müllverbrennung im Heizkraftwerk Nord Einwendungen erhoben, da die Emissionen dieses zusätzlichen Kessels im belasteten Norden Mannheims der Bevölkerung unzumutbar sind, auch der durch Abgase schon stark gefährdete und geschädigte

Wald im Norden Mannheims verträgt keine zusätzliche Belastung.

Allen Mitgliedern des Gemeinderats wurden im Verfahren zur Verbreiterung der Waldhofstraße die Bedenken vorgetragen gegen einen damit verbundenen Abbruch von 5 denkmalgeschützten Häusern aus dem 19. Jahrhundert.

Irmgard Laurenzi-Eisnecker

Ortsgruppe Heidelberg



Nach längerer Pause der Vereinstätigkeit begann die Sektion zunächst unter der kommissarischen Leitung von Herrn Wolfram Hoffner mit neuen Aktivitäten im Jahr 1992. Am 13. 2. 1993 formierte sich nach Wahlen der neue Vorstand. Herr Vögely und Herr Lindinger wachten mit scharfen Augen über die Prozedur und die Finanzen der Sektion Heidelberg. Herr Hoffner als 1. Vorsitzender, Herr R. Kaschau als Stellvertreter, Herr Gustav A. Ungerer als Schriftführer und Herr J. Wolff als Kassier wurden gekürt. Bei der Veranstaltung zeigte sich wieder, daß die Sektion Heidelberg aus vorwiegend 70—90 Jährigen besteht, dieser Altersaufbau unser Problem ist und nur langfristig eine Verjüngung geschaffen werden kann. Auf Nachfrage wurde auch erkennbar, dass der Landesverband kein spezielles Programm für eine derartige Situation kennt. Kurz: die Sektion Heidelberg war auf sich selbst angewiesen. Die Herren R. Kaschau und G. A. Ungerer hatten hierzu Vorschläge für das Jahr 1993, die zusammengefaßt Folgendes beinhalten:

Neubürger, die noch ohne Kenntnis unserer näheren Umgebung ihre Heimat verloren oder eine neue Heimat suchen, sollen verstärkt von uns angesprochen werden. Sie sind zumeist jünger als der Mitgliederbestand, haben oft eine kinderreiche Familie. Die Exkursionen am 18. Okt. 92 und 27. Juni 93 haben uns gezeigt, dass in Zusammenarbeit mit anderen Organisationen (Caritas) ein grosses Interesse besteht — im Juni 93 zwei Busse besetzt waren (62 Teilnehmer). So konnten wir den Teilnehmern einen kleinen Ausschnitt unserer näheren Umgebung (Neckartal und Odenwald) mit sachkundiger Führung zeigen.

Am 4. April hielt Pater Norbert Bosslet OSB von Stift Neuburg den ersten Vortrag über die Geschichte der Kirchen und Klöster in Heidelberg bis zur Renaissance. Es würde zu weit führen die vielfältigen Beziehungen des kirchlichen Lebens und der klösterlichen Einflüsse auf die Stadtgeschichte darzustellen. Eine Blüte aber war das Zeitalter nach der Universitätsgründung 1386. Der Schatten der Vertreibung der Juden und der Einzug ihrer Vermögen lastete lange auf diesem Beginn. Herr Prof. Schmitt-Brand hielt am 4. Juli einen Vortrag, dessen Thema die prähistorische Besiedelung unserer Region war nach dem Zeugnis der Ortsnamen. In einer grossen Paraphrase schlug er den Bogen vom Menschen in Mauer zu den Römern. Aus den heutigen Namen für Orte, Flüsse und Gewanne lassen sich die Spuren unserer alteuropäischen, keltischen, germanischen und römischen Vorfahren rekonstruieren und verstehen.

Längst sind die Völker verschwunden, Sueben, Alemannen, Franken, aufgegangen in einem Konglomerat Nachfolgender. Das Gedächtnis der Nachkommen hält an den inzwischen meist unverstandenen Bezeichnungen dennoch fest (Lopodunum-Wolfsburg). Vielleicht sind in Zukunft die sprachlichen Reste unserer Vorzeit die beständigsten, denn unsere Bodendenkmäler werden allmählich

durch das saure Wasser zersetzt.

Im September trug Herr Rektor Riehl eine Palette der Verzweigung und Vernetzung ritterlichen Familien im Kraichgau mit den Pfälzer bes. den Heidelberger Adelige vor. Die Grabdenkmäler der Adelige geben uns ein bildreiches und künstlerisches Zeugnis ihrer Verwandtschaft und der pfälzischen Geschichte. Über die Verwandtschaftsverhältnisse bis auf unsere Tage (Zillenhard, Göler von Ravensburg) und die Steinmetzen (Jeremias Schwartz von Leonberg) sind in den letzten Jahren neue Ergebnisse der Forschung veröffentlicht worden.

In seinem 2. Teil der Darstellung „Klöster und Kirchen in Heidelberg“, referierte Pater Norbert Bosslet über die Epoche der Neuzeit. Nach der baulichen Zerstörung Heidelbergs 1693 gab es mit dem Wiederaufbau eine Erneuerung des klösterlichen Lebens (Franziskaner, Dominikaner, Kapuziner, mit grossem Areal in der Altstadt die Jesuiten, die auch Kloster Neuburg nutzten). Als großer Verlust ist die Kirche der Karmeliter am Friesenberg anzusehen, die in barockem Stil gebaut, die späte Grablege der Wittelsbacher war. Aber auch Neugründungen gab es. Die Augustiner-Chorfrauen (jetzige Univ.-Bibliothek) und die Dominikanerinnen (Schießtorstraße) belebten bis 1806 die geistliche Geschichte der Stadt. Heute existiert als Refugium aller Tradition das Benediktinerkloster Neuburg, dessen geistesgeschichtliche Bedeutung von der Romantik bis zum Jahre 1993 der Referent bildreich vorführte (Schlosser, Görres, C. M. v. Weber, J. Kerner, M. v. Willemer, E. Fries).

Zum Abschluss des Jahres hielt, wie schon vor einem Jahr, Herr Eberhard Schöll den Dia-Vortrag: Heidelberg in napoleonischer Zeit (1799—1815). Wir haben in Heidelberg einen Fundus aus jener Zeit: die Bilder des Universitätszeichenmeisters Friedrich Rottmann (1768—1816). Er ist der Vater und Lehrmeister von Carl Rottmann, neben Fries, der bekannteste Romantik-Maler Heidel-

bergs. Rottmann malte verschiedene Ansichten der Altstadt und aktuelle Ereignisse (z. B. ein Neckareis mit Lustbarkeiten auf dem Fluß, die Parade auf dem Karlsplatz vor dem Zaren und dem Kaiser 1815, auf dem er sich selbst darstellte.

Dieter Baeuerle

Ortsgruppe Schwetzingen



Auch in diesem Jahr verzeichnet unsere Ortsgruppe wiederum eine positive Entwicklung bez. des Mitgliederbestandes. Gegenüber des Vorjahres wurde eine Zunahme von 12 Mitgliedern auf insgesamt 332 erreicht. Die im folgenden aufgeführten Veranstaltungen, die auf großes Interesse seitens der Vereinsmitglieder wie auch der Bevölkerung fielen, zeigen den Stellenwert des Bezirksvereins Schwetzingen der „Badischen Heimat“ im kulturellen Angebot unserer Region. Erster Höhepunkt war die Bandkeramikerausstellung „Tod und Jenseits vor 7000 Jahren“ im Palais Hirsch in Schwetzingen. Von der Idee bis zur Präsentation im Monat Mai, war unser Ortsverein zusammen mit dem Landesdenkmalamt und der Stadt dabei. Die Funde aus der Zeit der Bandkeramiker, 1988—90 im Gewinn Schälzig sachkundig geborgen, wurden der interessierten Bevölkerung vorgestellt. Das Engagement vieler unserer Mitglieder bei der Beaufsichtigung der Ausstellung, von über 3000 Interessenten besucht, verdient Dank. Für unsere Mitglieder und Freunde organisierten wir eine Sonderführung.

Einen weiteren Höhepunkt bildete unsere Mehrtagesfahrt in das Bergische Land mit Schwerpunkt Düsseldorf. Eine manchmal aus

unserem Blickwinkel weniger beachtete Region, die jedoch eng mit der Kurpfalz verbunden ist, erschloß sich den Teilnehmern, historisch und kulturell ausgewogen vorbereitet. Die mehrtägigen Bildungsfahrten dienen dem Zusammenhalt unserer „Familie“ der Badischen Heimat.

Seit der Wiedereinführung des Hebeltrunks im Jahre 1986, war dies die 4. Veranstaltung zum Gedenken des in Schwetzingen am 22. 9. 1826 verstorbenen großen alemannischen Dichters, Erzählers, Schul- und Kirchenmannes Johann Peter Hebel. Die gemeinsam mit der Stadt Schwetzingen durchgeführten zweitägigen Feierlichkeiten bezogen ihren Höhepunkt aus dem Festvortrag von Prof. Dr. Adrien Finck, Universität Straßburg. In nachdenkenswerter Weise zeigte er seinen langen Weg zu J. P. Hebel auf. Stellvertretend für den Oberbürgermeister verlieh Stadtrat Walter Bährle die Hebelmedaillen an verdiente Schwetzingener Schüler. Am Hebelgrab rezitierte Walter Bauer Hebels Gedichte „Sonntagsfrühe“ in Mundart. Pfarrer Dumont würdigte die liberale Haltung J. P. Hebels in Glaubensfragen. Für die Hebelgemeinden Hausen und Schwetzingen legte Bürgermeister Vogt, Hausen, einen Kranz am Grab des bedeutenden Alemannen nieder. An dieser Stelle sei unserem Ehrenvorsitzenden Karl Wörn in besonderer Weise gedankt. Ohne seinen unermüdlichen Einsatz und seine stetig präsente Hilfestellung in allen Bereichen der Vereinsarbeit wäre es nicht möglich gewesen, die schwierige Zeit nach dem unerwarteten Ableben unseres Vorsitzenden Alexander Lindinger so unbeschadet zu überstehen.

Viel Anklang fanden die Ortsbegehungen. Die erste führte uns unter Leitung des Oberbürgermeisters in das Schwetzingener Neubaugebiet Schälzig; die zweite auf die Ketscher Rheininsel, vom Bürgermeister und Fachleuten aus Forst und Heimatgeschichte sachkundig begleitet. Beide Exkursionen wurden mit insgesamt 150 Teilnehmern durchgeführt.

Bewährt hat sich auch die Konzeption von Tagestouren, die durch entsprechende Vorträge vorbereitet werden. „Auf den Spuren der Revolution 1848/49“ lautete das Thema der diesjährigen Tagesfahrt nach Rastatt, wo uns der Heimatforscher Rainer Wollenschneider seine großen Kenntnisse auf diesem Spezialgebiet darlegte.

Im Berichtsjahr haben wir 5 Vorträge mit folgenden Themen angeboten: „Der zweigipflige Musenberg. Zur Literatur der Kurpfalz um 1600“, „Das Heidelberger Schloß und der Hortus Palatinus im Wandel der Zeit“, „Das Ende der Revolution 1848/49 in Rastatt“, „Mätressen und Kavaliere am Kurpfälzischen Hof“ und „Einheimische und Fremde am Oberrhein im Frühmittelalter. Zur Stammeswerdung der Franken“. Die Beliebtheit und Akzeptanz unserer Vorträge wird durch eine durchschnittliche Besucherzahl von über 30 Personen dokumentiert.

Dieter Burkard, 2. Vorsitzender

Ortsgruppe Bruchsal



1993 war für die Ortsgruppe Bruchsal ein Jahr mit reger Vereinstätigkeit bei guter Beteiligung der Mitglieder. Diavorträge wurden von den Mitgliedern Eiseler, Schneider und Teuschl gehalten, in denen sie ihre Reiseeindrücke von Land, Leuten und Kultur der Ostseemetropolen, der Insel Gotland und der Slowakei vermittelten. Gemeinsame Besuche von Ausstellungen wie „Vom Marktstand zum Supermarkt“ in Bruchsal (Außenstelle des Landesmuseums Karlsruhe) oder die „Suche nach Unsterblichkeit — Totenkult im alten Ägypten) in Mannheim oder „Gemälde von Paul Cézanne“ in Tübingen waren beliebte Programmpunkte.

Eine Tages-Busfahrt nach Rastatt, Schloß Favorite, Schloß Ettlingen zeigte deren Beziehung zu Bruchsal über Markgräfin Sybilla Augusta, eine zweite Tour führte ins Nordelsaß, wo weniger berühmte Sehenswürdigkeiten wie die Dörfer Schleithal, Seebach, Hunsbach, Kuhlendorf, die Abteikirche Surburg, die Benediktiner Abtei St. Walburg und Senheim besucht wurden.

Zwei viertätige Reisen, einmal an den Oberrhein — Stein am Rhein — und in die Schweiz — Schaffhausen, Kapelle Landschlacht bei Altnau, Luzern, Vierwaldstätter See, Besuch der unterirdischen Anlagen des Wasserkraftwerkes Göschenen —, ein andermal nach Sachsen, um die neue Heimat kennenzulernen, wie Meißen, Dresden, Freiberg, Seiffen, wobei auch Schlackenwerth (Ostrov) der Geburtsort von Sybilla Augusta in der Teschechei aufgesucht wurde, fanden Zuspruch.

Zwei Spaziergänge in der Umgebung Bruchsal, die mit gemütlichem Beisammensein abschlossen, gehörten zum Jahresprogramm. Ende des Jahres 1993 hat der 1. Vorsitzende Alfred Marx sein Amt abgegeben. Das ist umso bedauerlicher, als er in den zwei Jahren seiner Tätigkeit nach einer langen Ära in der Ortsgruppe Bruchsal unter der bewährten Leitung von Adolf Eiseler und Berthold Weindel den Neuanfang gut meisterte. Er gab neue Impulse, die es nun gilt weiter zu verfolgen. Vorstandsintern — was die anwesenden Mitglieder beim Treffen am 1. 12. 93 bestätigten — wurde die Vereinsarbeit ab 1994 wie folgt aufgeteilt: Jörg Teuschl, 1. Vorsitzender, Elisabeth Burkard, 2. Vorsitzende (Geschäftsstelle, Öffentlichkeitsarbeit), Wolfgang Müller (Schriftführer). Alfred Marx als Beisitzer und Eberhard Leininger als Führer von Wanderungen stehen dem Verein zur Verfügung. Für 1994 liegt ein Rahmenprogramm vor, das als Höhepunkt eine siebentägige Reise nach Mecklenburg-Vorpommern mit Schwerpunkt Rügen vorsieht. Die Ortsgruppe konnte eine Reihe neuer Mitglieder begrüßen.

Elisabeth Burkard

Ortsgruppe Bretten



Die Ortsgruppe Bretten innerhalb der Badischen Heimat, eine der kleinsten im Lande, aber mit einer beachtlichen Tradition, hat sich im Jahre 1993 konsolidiert. Über künftige Aktivitäten wurde eingehend gesprochen, ein Vorschlag wurde in die Tat umgesetzt. Einige der Mitglieder waren zu einer Mitarbeit bereit und stellten sich mit ihren spezifischen Beiträgen für einen Stadtrundgang in Bretten zur Verfügung. Dieser Stadtrundgang fand am Sonntag, dem 2. Mai 93 statt. Ausgangspunkt dazu war der malerische Markt- platz mit seinem Marktbrunnen, wo man sich zur Einführung versammelte. Der Vorsit- zende konnte zu diesem Stadtrundgang eine stattliche Anzahl Interessenten von Bretten und von auswärts begrüßen: es waren nahezu hundert Leute gekommen, was ohne Zweifel darauf hinweist, daß man solche Angebote zum Kennenlernen der Heimatstadt mit ih- ren Besonderheiten begrüßt. Studiendirektor Wolfgang Martin führte mit einem gründli- chen Kurzreferat, das auch dem Kenner neue Aspekte der Stadtgeschichte Bretten's bot, in die Entwicklung seiner Heimatstadt ein. Manfred Störzer, der ehemalige Leiter der Stadtwerke Bretten, erörterte in einer kennt- nisreichen Weise — er hat in der Zwischen- zeit ein Buch dazu veröffentlicht — die Was- serprobleme von einst und heute, vor allem, wie man diese zum Wohl der Bevölkerung gelöst hat. Professor Dr. Erwin Huxhold, der Altmeister für den Fachwerkbau im Kraich- gau, zeigte die Besonderheiten dieses heute so bewunderten Bauens in Bretten, hier vor allem im Rahmen des Marktplatzes, auf. Der Leiter des Städtischen Museums Bretten, Dr. Wolf-Dieter Albert, Experte in Archäologie

und für Inschriften, führte uns an Hand von Wappen und mit dem Besuch von Kellern und Höfen in die Entwicklung Bretten's ein, Prof. Huxhold konnte das von der architek- tonischen Seite her ergänzen. Der Rundgang endete nach zwei Stunden im Neuen Rathaus. Es besteht die Absicht, solche Stadtrundgänge — es sind dazu noch einige Objekte in Bret- ten vorhanden — weiterzuführen. Auch wur- de in Erwägung gezogen, die Brettener Jahr- bücher weiterzuführen.

Michael Ertz

Ortsgruppe Karlsruhe



Führungen, Vorträge und Studienfahrten machten das Programm für die Mitglieder und Freunde der Badischen Heimat zu einem interessanten Angebot im kulturellen Leben unserer Stadt.

Den Anfang der Führungen machte unser Vorstandsmitglied Dr. Schmitt mit einem Gang durch die neugestalteten Räume der Stadtgeschichtlichen Sammlungen im Prinz- Max-Palais. Dr. Schmitt, Ltd. Bibliotheks- und Archivdirektor, war ein sehr kompeten- ter Führer durch die sehr ansprechend gestal- teten Räume. Für Pädagogen ist anzumerken, daß der Arbeitskreis für Landeskunde in Karlsruhe Arbeitsblätter für Schüler in der Ausstellung ausgelegt hat.

Weitere Führungen galten dem Studio Karls- ruhe des SDR, dem Karlsruher Ortsteil Ho- henwettersbach, dem Ständehaus und dem Generallandesarchiv (Dr. Kaller). Mit beson- derer Genugtuung und Freude besichtigten wir das neu errichtete Ständehaus mit Stadtbi- bliothek und der Gedenkstätte für den badi- schen Parlamentarismus. Durch die Initiative

des Badischen Heimat wurde die Bevölkerung sensibilisiert und schließlich der Wiederaufbau in moderner Form erreicht. In Heft 3/93 wurde darüber ausführlich berichtet. Den Abschluß der Besichtigungen bildete der Besuch der Bundesanstalt für Wasserbau, der alle Teilnehmer begeisterte. Herr Dipl. Ing. Mayer brachte uns eindrucksvoll die wichtige und überregionale Bedeutung dieser Institution nahe.

Zwei Vorträge können wir vermelden. Herr Freyer vom Landesdenkmalamt sprach über Fragen und Probleme der Denkmalpflege in Karlsruhe, ein Thema, das in seiner Vielschichtigkeit ein Dauerbrenner ist. Bei der zur gerne wahrgenommenen Tradition gewordenen alljährlichen Hebelgeburtstagsfeier hielt der Präsident des Landesvereins Ludwig Vögely die Ansprache.

Eintägige Studienfahrten führten uns nach Mannheim in das Landesmuseum für Technik und Arbeit und nach Hambach, wo die Dauerausstellung Hambacher Fest, Freiheit und Einheit, Deutschland und Europa besichtigt wurde. Weiter wurden Tübingen und das Kloster Bebenhausen besucht. Frau Setzler, die Frau des Tübingen Kulturamtsleiters Dr. Setzler, war eine ausgezeichnete Führerin durch die Altstadt von Tübingen, Schloß und Kloster des idyllisch gelegenen Bebenhausen. Zu einer 4tägigen Studienfahrt ins Coburger Land startete die Ortsgruppe im April 93. Sie wurde zu einem großen Erfolg. Die Führungen in der Veste und Stadt Coburg waren sehr interessant, ebenso der Besuch im Museum für moderne Glaskunst in Rosenau bei Coburg.

In Lauscha im Thüringer Wald war das älteste deutsche Glasmuseum unser Ziel und der Besuch wurde zu einem eindrucksvollen Erlebnis. Mitten in die traditionsreichen, berühmten Stätten der Spielzeugindustrie führten uns die Besichtigungen des Museums der deutschen Spielzeugindustrie in Neustadt und des Spielzeugmuseums in Sonneberg/Thüringen. Beide Besuche hinterließen bei

den Fahrtteilnehmern bleibende Eindrücke, sie waren die Höhepunkte der Reise. Ein Abstecher zu der einmaligen Schwalbennestorgel in der Kirche zu Bedheim wird ebenso unvergeßlich bleiben. Mit der Stadtführung in Bayreuth und der Besichtigung des Markgr. Opernhauses und des Festspielhauses endete die harmonisch verlaufene Reise.

J. Vögely

Ortsgruppe Pforzheim

Auch im Jahre 1993 konnte der Vorstand unter der Leitung von Dieter Essig den Mitgliedern und Freunden der Ortsgruppe Pforzheim ein abwechslungsreiches Programm anbieten. Die angebotenen heimatkundlichen und kunsthistorischen Fahrten fanden reges Interesse, so daß für so manche Fahrt sogar eine Warteliste bestand.

Im März ging es zunächst nach Bietigheim, wo unter kundiger Führung ein Rundgang durch die historische Altstadt mit zahlreichen interessanten Baudenkmalern erfolgte. Die Teilnehmer waren beeindruckt, mit wieviel Liebe und Sorgfalt die einzelnen Fachwerkhäuser restauriert wurden.

Im Mai ging es dann in die elsässische Metropole Straßburg, wo die Kunsthistorikerin Claudia Baumbusch mit gewohnter Brillanz die wichtigsten Sehenswürdigkeiten, allen voran natürlich das Münster, vorstellte. Dabei gab es auch weniger bekannte Objekte wie den noch vollständig erhaltenen, mittelalterlichen Rabenhof zu bestaunen. Nach der ausführlichen Münsterbesichtigung ging es durch das bekannte Gerberviertel zur Kirche St. Thomas, ebenfalls ein kunsthistorischer Höhepunkt von Straßburg.

Die Sommerfahrt führte dann nach Hohenlohe. Zunächst erwartete die Teilnehmer eine Schloßführung auf Schloß Neuenstein, einem der prächtigsten Renaissance-Schlösser in Baden-Württemberg. Anschließend galt der Besuch der imposanten Klosteranlage von Groß-Comburg, wo Frau Baumbusch

anhand der verschiedenen Baustile einen schönen Streifzug durch die Architekturge-schichte machen konnte. Am Nachmittag folgte dann noch ein Rundgang durch Schwä-bisch-Hall mit den wichtigsten Sehenswürdig-keiten. Durch die schöne Landschaft des Schwäbischen Waldes ging es über Murr-hardt, wo noch eine Besichtigung der be-rühmten Walterichs-Kapelle eingeschoben wurde, nach Hause zurück.

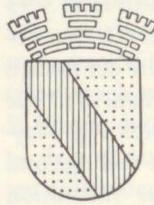
Die Jahresabschlußfahrt führte dann im Ok-tober zu bedeutenden Klöstern und Kirchen am Südrand der Schwäbischen Alb. Zunächst beeindruckte das Kloster Blaubeuren mit sei-nem spätgotischen Schnitzelaltar. Weiter ging es zur Klosteranlage Obermarchtal, wo Frau Baumbusch in die Grundzüge der ba-rocken Kirchenbaukunst einführen konnte. Den krönenden Abschluß des Tages bildete dann die Besichtigung der Klosterkirche von Zwiefalten, einem Höhepunkt süddeutschen Barockschaffens.

Auch für das Jahr 1994 stehen wieder interes-sante Fahrtziele an. Als erstes soll der Besuch der württembergischen Staatsgalerie und des württembergischen Landesmuseums stattfin-den. Im April steht eine zweitägige Fahrt an den Bodensee und durch Oberschwaben an. Im Sommer soll Mittelbaden mit der ehema-ligen freien Reichsstadt Gengenbach das Ziel sein. Den Abschluß wird eine Reise in mehre-re Städte des ehemaligen Fürstentums Ho-henzollern bilden.

Es ist insgesamt festzustellen, daß die Orts-gruppe starken Zuwachs durch diese Fahrten gefunden hat, was insbesondere in den her-vorragenden Führungen begründet ist. In dem für die Stadt Pforzheim wichtigen Stadt-jubiläumsjahr 1995 wird sich die Ortsgruppe ebenfalls um heimatkundliche Aktivitäten bemühen.

Dieter Essig

Ortsgruppe Baden-Baden



Das vergangene Jahr wurde vom 75jährigen Bestehen der Ortsgruppe Baden-Baden im Landesverein Badische Heimat dominiert. Mit einer Elsaßfahrt nach Seltz und Weissen-burg zu unseren elsässischen Freunden wurde das Jubiläum eingeleitet. Mdm. Knobloch und Prof. Reinbold sowie Mr. Weigel erwie-sen unserer Ortsgruppe Gastfreundschaft, die auf zahlreiche Kontakte unserer Mitglieder zu unseren westlichen Nachbarn in den letz-ten 30 Jahren fußen. Unsere Festversamm-lung am 8. Mai, zu der als Vertreter des Landesvorstandes der leider inzwischen ver-storbene Alexander Lindinger einführende Worte sprach, stellte den Höhepunkt unserer Veranstaltungen im Jahr 1993 dar. Neben dem Oberbürgermeister der Stadt Baden-Ba-den, Herrn Ulrich Wendt und einem histori-schen Rückblick des Vorsitzenden gestalteten „D’Gälfiäßler“ den Abend zu einem einmali-gen Ereignis unserer Vereinsgeschichte. Der damit erwartete Eintritt zahlreicher neuer Mitglieder konnte leider nicht erreicht wer-den.

Bei den monatlichen Zusammenkünften im Gutleuthaus der Arbeiterwohlfahrt beim Al-ten Bahnhof referierten unsere Mitglieder Rainer Rüschi (Wie betreibe ich Familienfor-schung?), Marei Messer (Posie in Stadt und Wald), Gerhard Schmauder (Baden-Badener Trachten — einst und jetzt) und Rolf und Wolfgang Bühler (Eine Reise nach Prag und Marienbad). Ein Dia-Abend mit Wolfgang Kohler über Achate aus Baden-Baden, ein Erzählabend über die abgegangene Höllen-gasse unter der Vorbereitung von Lore Gau-

ges sowie ein Informations- und Diskussionsabend über Denkmalpflege in Baden-Baden mit Dr. Ohr vom Landesdenkmalamt und Herrn Schübert und Herrn Malesius von der Stadtverwaltung ergänzten das Monatsprogramm.

Zwei literarische Stadtrundgänge mit unserem Mitglied Renate Effern (Das russische Baden-Baden), eine Stadtführung auf den Spuren Reinhold Schneiders mit dem verdienstvollen Stadthistoriker Dr. Haehling von Lanzenauer in Verbindung mit der Reinhold Schneider Gesellschaft, eine Führung mit der Museumsleiterin Ingrid Lauck-Oelze durch die Sonderausstellung unseres ehemaligen Mitgliedes Julius Kraetz sowie eine Naturkundliche Wanderung durch Wiesen und Äcker der Kinzig-Murg-Rinne mit Dirk Müller ergänzten unser Jahresprogramm.

In wieweit ein klassischer „Bildungsverein“ wie die Badische Heimat in Baden-Baden in den heutigen Zeiten trotz eines anspruchsvolleren Programms weiterbestehen kann, wird die weitere Zukunft erweisen müssen. Die „Badener“, zumal in Baden-Baden, sind aufgerufen, an ihrer Geschichte — und damit an unserer Zukunft — mitzuwirken.

Ortsgruppe Lahr



Tätigkeitsbericht für das Jahr 1993

Es entspricht einer guten Tradition jeweils am Jahresende Rückblick bzw. Rechenschaft über die Aktivitäten im abgelaufenen Vereinsjahr zu geben.

Die Ortsgruppe Lahr darf mit Stolz auf ihre Arbeit 1993 zurückblicken. Erneut das starke Interesse bei den 17. durchgeführten Veranstaltungen.

An Vorträgen, in der Regel mit Lichtbildern, waren geboten:

- Gärten und Landschaften in England
- Die großen Kaiserdome (Speyer, Worms, Mainz und Bamberg)
- Drei Feldkirchen als Zeugen frühen Christentums in der Ortenau.
- Klöster im Schwarzwald (ihre Geschichte, Gründung, Höhepunkt und Niedergang)
- Der Lahrer Dichter Alfred Siefert

Halb- und Ganztagesexkursionen mit den unterschiedlichsten Exkursionsinhalten kamen zur Durchführung:

- In *Rheinmünster-Schwarzach*, die romani-sche Abteikirche und in *Altenheim* das Riedmuseum
- In den nördlichen *Kraichgau* mit Schwerpunkten u. a. Bad Wimpfen, Rappenaue-Heinsheim
- An den *Oberrhein* mit Zielen: *Istein* mit seinem „Klotzen“ und in Bad Bellingen-Bamlach das Oberrheinische Bädermuseum.
- Führung durch die „römische“ Ausgrabungen in Lahr-Dinglingen mit anschließendem Fachvortrag.

- In den südlichen *Schwarzwald* mit Zielen: *Bernau*, das Hans Thoma-Gemäldemuseum und das Bauern- und Holzschnefelmuseum Resenhof

St. Blasien, der frühklassizistische Kuppel-dom

- *Hochschwarzwald und in die Baar* Stadtmuseum Hüfingen, Göschweiler, Geburtsort von Heimatforscher Emil Baader
- *Nach Mannheim*, Besuch im Landesmuseum für Technik und Arbeit
- *Nach Breisach*, das Rheintormuseum (4000 Jahre Geschichte Breisachs), das Radbrunnenmuseum, das Münster (insbes. die restaurierte Wandmalerei von Martin Schongauer.
- *Zum Kunstmuseum Basel*, das Thema: „Vom Materialismus des späten 19. Jahrhunderts zur abstrahierenden Ideenkunst des 20. Jahrhunderts“.

Großes Interesse fanden die beiden mehrtägigen Studien- und Kulturfahrten

a) in das Bundesland Sachsen

b) in das Saarland und nach Luxemburg

Beide Fahrten brachten für die Teilnehmer bleibende Erinnerungen.

Ein Höhepunkt der Veranstaltungen war der Hebelschoppen mit Universitätsprofessor Raymond Matzen aus Straßburg, der sich als weiterer Brückenschlag von hüben und drüben würdig den früheren Langenharder Abenden anreicht.

Die Entwicklung des Mitgliederbestandes war auch im Berichtszeitraum zufriedenstellend. Am Jahresende registrierte die Ortsgruppe 378 Mitglieder. (Ende 1992 372)

Zu erwähnen eine geordnete und gesunde Kassen- und Vermögenslage.

Es ist das Bestreben des Vorstandes den kulturellen Stellenwert der Ortsgruppe zu sichern.

Andreas Mannschott

Ortsgruppe Freiburg



Die Ortsgruppe Freiburg steht wohl wie kaum eine andere OG in einem Umfeld konkurrierender Veranstaltungen, seien es Vorträge, Besichtigungen, Kurz- und Langzeitfahrten. Im Kern unserer Angebote muß daher der Akzent „Badische Heimat“ eine Rolle spielen.

Um der Altersstruktur der Mitglieder Rechnung zu tragen, wurden Veranstaltungen für den Nachmittag wie für den Abend angeboten. Fahrten in die nähere Umgebung wurden dieses Jahr eingeschränkt zugunsten von zwei mehrtägigen Fahrten.

Breit gefächert waren die Themen der Vorträge: Diavorträge über Freiburgs Partnerstadt Padua als Rückblick auf unsere Fahrt nach Abano Terme; „Die Kunst am Oberrhein in der Zeit der Mystik“ (Prof. Dr. H. Hofstätter); „Ein einzigartiges Kleinod Freiburger Baudenkmäler: Die erste badische Gewerbeschule“ (Prof. G. Kramer); „Dr. Joh. Pistorius (Leibarzt des Markgrafen Jakobs III.), eine bedeutende Persönlichkeit des Reformationsjahrhunderts in Freiburg“ (H.-J. Günther); „Markgräflerland — Himmlische Landschaft“ (Frau I. Kühbacher); „Die römische Villa Sub-Urbana in Heitersheim“ (Prof. Dr. H. Nuber. Vorträge zur Feier „900 Jahre St. Peter im Schwarzwald“ wurden mit Fahrten und Besichtigungen im Kloster verbunden. Besonders erlebnisreich war unter anderen Veranstaltungen die landeskundliche Fahrt nach Großherrschswand im Hotzenwald, zum Klausenhof-Museum und der Glasbläserei. Eine 3tägige Studien- und Kulturfahrt, ausgerichtet von der Lahrer Ortsgruppe der Badischen Heimat, führte uns ins Saarland und nach Luxemburg. Von besonderem Erlebnis- und Informationswert war ohne Zweifel auch unsere Fünftagefahrt im September, die uns das nordböhmische Bäderdreieck Karlsbad, Marienbad, Franzensbad erschloß, mit den Themen „Auf den Spuren Goethes“ und, mit dem Abstecher nach Schlackenwerth, zum Erbschloß und in die Heimat der großen badischen Markgräfin Sibylla Augusta.

Beim Rückblick auf das vergangene Jahr dürfen wir aber auch unsere Augen nicht verschließen vor der traurigen Tatsache, daß mehrere Mitglieder der OG vom Tod dahingerafft wurden oder auch wegen Alter und Krankheit an den Veranstaltungen nicht mehr teilnehmen können. Ganz besonders erschüttert hat uns die Nachricht vom Tode von Herrn Dr. Franz Laubenberger, der am 2. Weihnachtstag in die Ewigkeit abberufen wurde. Er hat als langjähriger Vorsitzender der OG durch seine Persönlichkeit den Ver-

ein geprägt. Ihm wie auch allen anderen Verstorbenen unserer Ortsgruppe gilt ehren- des Gedenken. Anny Laubenberger

Ortsgruppe Markgräflerland

Wie bereits in den letzten Jahren, schloß sich die Ortsgruppe den Veranstaltungen an zu denen der Museumsverein auch die Mitglieder der Badischen Heimat einlud. Dem Vortrag „Baden als liberales Musterlände“ von Prof. Dr. Wolfgnag Hug im Januar folgte ein fasnächtlicher Diaausflug nach Hohenzollern. Das vermutlich schon über 500 Jahre alte Fasnachtspiel von der „Bruderschaft des ehrsamem Narrengerichts zu Grosselfingen“ zeigte uns, wie ein ganzes Dorf an der Überlieferung alter Bräuche festhält. In die engere Heimat führten uns die meisterlichen Aufnahmen von Herrn Hoffmann, die uns ein Bild von der mittelalterlichen Kunst in Dorfkirchen der Markgrafschaft vermittelten. Im Mai besuchten wir auf vielfachen Wunsch, wie im vergangenen Jahr, den botanischen Garten in Brüglingen bei Basel. In der Hauptblütezeit der Iris ist die Besichtigung dieser vielhundertfältigen Blütenpracht ein einmaliges Erlebnis. Die Humanistenbibliothek in Schlettstadt im Elsaß war das Ziel unserer Juniexkursion. Im Juli führte uns Dr. Richter zu den Spuren der Vergangenheit rund um den Neuenburger See in der Schweiz. Das Benediktinerstift Engelberg war das Ziel unserer Augustfahrt. Die alljährliche Herbstfahrt mit dem Stadtarchivar von Rouffach, Herrn Faust wurde zu einer Entdeckungsfahrt jenseits der Vogesen. Über den Col de Bussang ging die Fahrt ins obere Moseltal und entlang der jungen Mosel nach Remiremont und nach Epinal. Die Fahrt durch die herbstliche Landschaft und die Besichtigung des neuen Museums in Epinal wird in angenehmer Erinnerung bleiben. Ein Bummel durch Efringen Kirchen und der Besuch des dortigen Museums bildete den Abschluß unserer Fahrten durch das Jahr.

Herr Bauckner, ein ausgezeichnete Kenner des Pilgerweges nach Santiago de Compostella führte auf dieser Pilgerstraße anhand eines reichen Lichtbildermaterials bis zum Höhepunkt dieser Wallfahrt, der Kirche des Hl. Jakobus, im Mittelalter neben Rom und Jerusalem der wichtigste Wallfahrtsort der Christenheit.

Neben diesen Veranstaltungen waren wir auch regelmäßig zu den Sonderausstellungen des Museums am Burghof und deren Führungen durch den rührigen Kustos Markus Moehring eingeladen. Hedwig Maurer

Ortsgruppe Rastatt

Wie seit Jahrzehnten hat die Ortsgruppe der „Badischen Heimat“ in Rastatt jeden Monat (ausgenommen den Ferienmonat — in diesem Jahr im Juli) eine Vortragsveranstaltung organisiert — einige davon zusammen mit der Volkshochschule Rastatt und auch dem „Historischen Verein für Mittelbaden“. Im Jahre 1993 waren zwei Vorträge der Mundart gewidmet. Karl Rittler sprach (im Februar) „In Bietigheimer Mundart“ und Jürgen Pfeifer und Brigitte Wagner lasen abwechselnd „Prosa und Gedichte in Östringer und Rastatter Mundart“ (im März). Beide Autoren erfreuten mit ihren heiteren Texten die Zuhörer aufs Angenehmste. Kunsthistorische Vorträge boten Josef Hermann Maier mit „Kunstreisen im Elsaß“ (im Januar) und Hanno Hafner mit „Balthasar Neumann und seine Bauwerke in Südwestdeutschland“ (im November). Ins Reich der Musik führte uns der Dezembervortrag von Martin Dücker (Stuttgart), der mit vielen Klangbeispielen „Orgeln der Silbermann-Schule in Südwestdeutschland und dem Elsaß vorstellte. Aus Anlaß des Todesjahres von Johannes Nepomuk (1393) führte (im Mai) Günter Meier in zahlreichen Lichtbildern die künstlerische Gestaltung der „Nepomukverehrung im badischen Raum“ eindrucksvoll vor Augen. Frau Dr. C. Prohaska-Gross führte (im

August) hochinteressant in das Wohnen und Leben in „Heidelberg vor dem großen Brand (1693)“. Die Infaltion von 1923 war äußerer Anlaß zum Oktoberthema „Infaltion — wieder ein Problem unserer Volkswirtschaft?“ von Prof. W. Röck (Kehl). Obwohl volkswirtschaftliche Themen fast nie zu unserem Themenkreis gehören, kam dieser Vortrag sehr gut an. Die Machtergreifung Hitlers 1933 führte uns im April Frau Dr. C. Rauh-Kühne (Tübingen) aus einem nicht gerade häufigen Blickwinkel vor Augen: Die Entwicklung des Nationalsozialismus in einer Kleinstadt zeigte ihr Vortrag „Lokale politische Kultur und der aufstieg des Nationalsozialismus in Ettlingen“. Besonders stark beeindruckt hat Frau A. Knoop-Graf ihr Publikum (im September) mit ihrem Vortrag „Studentischer Widerstand gegen Hitler — Willi Graf und die

„Weiße Rose““. Erfreulich war dabei der hohe Anteil junger Menschen unter den Besuchern.

Sehr froh waren wir darüber, wieder einmal eine auf private Initiative zurückgehende ernsthafte Arbeit zur Erforschung der Heimatgeschichte vorstellen zu können. Im Juni führte uns Dr. F. Klarhof mit Lichtbildern in die neuesten Forschungen in seiner Heimatgemeinde „Auf den Spuren des alten Schlosses in Michelbach — Die Ausgrabungen des Jahres 1992 und ihre Ergebnisse“.

Die Besucherzahlen (zwischen 22 im August und 80 im Januar) bestätigen, daß unser abwechslungsreiches Programm ankommt und geben uns mut, auf dem schon von Professor Weber eingeschlagenen Weg weiterzufahren.

Gerhard Hoffmann

Badische Heimat

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt-, und Denkmalschutz

Herausgegeben im Auftrage des
Landesvereins Badische Heimat e. V.

Präsident: Ludwig Vögely, Karlsruhe

Schriftleiter: Heinrich Hauß, Karlsruhe

Inhaltsverzeichnis

73. Jahrgang

- | | | | |
|------------|------------------------------------|-------------|---|
| 1.0 | Geschichte | 5.0 | Volkskunde/Regionalismus/Heimat |
| 1.0 | Allgemeine Geschichte | 5.1 | Volkskunde |
| 1.1 | Badische Geschichte | 5.2 | Regionalismus/Heimat |
| 1.2 | Familiengeschichte | 5.2.1 | Regionalpolitik |
| 1.3 | Frauengeschichte | 5.3 | Arbeitskreise |
| 2.0 | Kunst/Kunstgeschichte/Musik | 5.4 | Naturschutz |
| 2.1 | Architektur | 6.0 | Heimattage/Heimatbund |
| 2.1.2 | Gartenarchitektur | 7.0 | Mundart |
| 2.2 | Malerei | 8.0 | Kirchen |
| 2.3 | Plastik | 9.0 | Persönlichkeiten |
| 2.4 | Ausgrabungen | 10.0 | Museen unserer Heimat/Geschichtsvereine/Bibliotheken/Archive |
| 2.5 | Ausstellungen | 10.1 | Museen unserer Heimat |
| 2.6 | Restaurierungen | 10.2 | Geschichtsvereine |
| 2.7 | Musik | 10.3 | Bibliotheken |
| 2.8 | Photographie | 10.4 | Archive |
| 3.0 | Literatur/Philosophie | 10.5 | Verlage |
| 3.1 | Theater | 11.0 | Vereinsnachrichten |
| 3.2 | Presse | 11.1 | Landesverein |
| 3.3 | Hebeliana | 11.2 | Vereinsnachrichten |
| 3.3.1 | Hebelpreisträger | 11.3 | Ortsgruppen |
| 3.3.2 | Hebelschoppen | 12.0 | Texte |
| 3.3.3 | Hebeldank | 12.1 | Gedichte |
| 3.4 | Hansjakob | 12.2 | Prosa |
| 4.0 | Landschaften/Orte | 12.3 | Aktuelle Positionen |
| 4.1 | Landschaften | 13.0 | Editorial |
| 4.2 | Orte | 14.0 | Literaturberichte/Buchbesprechungen |
| 4.3 | Stadt/Dorfsanierung | | |
| 4.4 | Raumplanung | | |
| 4.5 | Wirtschaft | | |
| 4.6 | Handwerk | | |
| 4.7 | Firmen | | |
| 4.8 | Technik | | |

1.0 Allgemeine Geschichte

„Luther 1983“ — eine Wittenberger Ausstellung in Bretten		
Stefan Rhein, Bretten	2	271
Staatskunst — statt Kunst? Bemerkungen zu den künstlerischen Ergebnissen der Luther- ehrerung der DDR 1993		
Martin Treu, Lutherhalle Wittenberg	2	273
Cranachs Spuren in den Werken der Lutherehrung von 1883		
Jutta Strehle, Lutherhalle Wittenberg	2	277

1.1 Badische Gesichte

Fürstabt Martin Gerbert		
Zum 200 Geburtstag am 13. Mai 1993		
Franz Hilger, Pfaffenweiler	1	83
Der Krieg von 1866 und die Zivilbevölkerung im Bezirk Tauberbischofsheim		
Wilhelm Seußler, Karlsruhe	1	59
Raritätenkabinette und „Hohe Schule“ in Alt-Karlsruhe		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	1	79
Mobilität — Zur Personalpolitik der Piasten, zum Beispiel in Rastatt		
Johannes Werner, Elchesheim	1	117
Von Widerstand bis Resistenz. Zur Einrichtung der Forschungsstelle „Widerstand gegen den Nationalsozialismus im deutschen Südwesten“		
Michael Kießner, Karlsruhe	2	325
1916: Bomben auf den Zirkus in Karlsruhe. Gedenkstein erinnert an die Schrecken von damals		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	2	329
175. Jubiläum der Badischen Verfassung und die Einweihung der „Stadtbibliothek im Ständehaus“		
Heinrich Hauß, Karlsruhe	3	359
Rede des Herrn Ministerpräsidenten anlässlich des 175. Jahrestages der Unterzeichnung der Badischen Verfassung verbunden mit der Einweihung des neuen Ständehauses		
Erwin Teufel, Stuttgart	3	375
„Das Samenkorn ist ausgestreut“ — Anfang und Entfaltung des badischen Verfassungsle- bens im 19. Jahrhundert		
Hans Fenske, Speyer	3	383
Der Vater der Badischen Verfassung von 1818: Carl Friedrich Nebenius		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	3	395
Das Großherzogtum Baden und die Badische Verfassung von 1818		
Marie Salaba, Karlsruhe	3	405
Bürgerrechte haben (k)ein Geschlecht — Frauen in der Geschichte des badischen Ständehauses		
Susanne Asche, Karlsruhe	3	419
Der deutsche Liberalismus — eine Selbstkritik		
Zum 100. Geburtstag Hermann Baumgartens		
Leonhard Müller, Karlsruhe	3	431

Franz Josef Ritter von Buß — Badischer Abgeordneter und Mann des Volkes		
Wolfgang Hug, Freiburg	3	437
Der Badische Landtag in Dokumenten		
1. Entwurf von C. F. Nebenius zum Eingangsreskript der Verfassungsurkunde	3	446
2. Dankadresse der Vorsteher der Gemeinden des Bezirksamts Rheinbischofsheim an den Großherzog Karl von Baden vom 14. 9. 1818	3	448
3. Buß: Fabrikrede	3	450
4. Der Landtag von 1831	3	452
5. Gesetz über die bürgerliche Gleichstellung der Juden vom 4. Oktober 1862	3	454
6. Petition 1848	3	456
7. Wahlrechtsänderung 1869	3	458
8. Petition zum Burenkrieg 1899/1900	3	460
9. Plakat zu den badischen Landtagswahlen 1905	3	462
10. Freiherr von Bodmann über die SPD 1910	3	464
11. Auszug aus dem Bericht von Anton Geiß über die Revolution im November 1918 und die Abdankung des Großherzogs	3	466
12. Die „Ohrfeigenaffäre“ im Badischen Landtag 1931/31	3	468
13. „Schutzhaft“ 1933	3	470
Ludwig Frank (1874—1914) und Karl Heimbürger (1859—1912)		
Gerhard Kaller, Karlsruhe	3	473
Die „revolutionären Umtriebe“ der Familie Obermüller		
Heinrich Raab, Karlsruhe	3	481
Der Widerstand der badischen Staatsregierung vor und während der Machtergreifung der NSDAP am 11. März 1933		
Amalie Heck, Karlsruhe	3	491
Fast sieben Jahre Arbeit für die sechste Ortschronik Remchingen		
Karl Banghard, Oberdedingen-Sickingen	3	529
Badische Liberalität als Verfassungsprinzip		
Ihre Entfaltung und ihre Grenzen		
Robert Albiez, Ettlingen	4	583
<i>1.3 Frauengeschichte</i>		
Beteiligt am Aufbau eines neuen Frauendaseins		
Der Lebens- und Berufsweg zweier Abiturientinnen des ersten Mädchengymnasiums		
Margarete Kraft, Karlsruhe	4	673
<i>2.0 Kunst/Kunstgeschichte/Musik</i>		
<i>2.1.2 Gartenarchitektur</i>		
Schloß und Schloßgarten Schwetzingen im Spannungsfeld zwischen Denkmal- und Naturschutz		
Albert Falk, Schwetzingen	1	41
<i>2.2 Malerei</i>		
Otto Laible (1898—1962)		
Zeichnungen aus Rußland (1942—1944)		
Gerlinde Brandenburger-Eisele, Karlsruhe	1	127

Wilhelm Schnarrenberger (1892—1944)		
Sabine Heilig, Freiburg-Hochdorf	1	135
Die Welterfahrung in den Reisebildern Emil Wachters		
Hubert Morgenthaler, Neckargemünd	4	537
Portraits-Frauenbildnisse-Ballettszenen		
Der Maler Herberg Kämpfer		
Hubert Morgenthaler, Neckargemünd	4	551
Michael Eckardt als Portraitmaler		
Neues zum Werk des spätbarocken fränkischen Meisters		
Peter Assion, Freiburg	4	561
 <i>2.3 Plastik</i>		
Otto Leiber		
Johann Haller, Königsfeld	4	577
 <i>2.5 Ausstellungen</i>		
Neueröffnung der Dauerausstellung zur Karlsruher Stadtgeschichte im Prinz-Max-Palais		
Peter Presch, Karlsruhe	1	175
Otto Laible — Zeichnungen aus Rußland		
Gerlinde Brandenburger-Eisele, Karlsruhe	1	127
Wilhelm Schnarrenberger		
Sabine Heilig, Freiburg-Hochdorf	1	135
Ausstellung zu David und Nathan Chytracius in Menzingen		
Karl-Heinz Glaser	1	331
Informationssystem im Neuen Ständehaus		
Konzepte und Chancen — Konventionelle Ausstellung contra interaktives Informationssystem zur Landesgeschichte?		
Rehbaum-Keller, Karlsruhe	3	499
Die Entstehung der volkskundlichen Abteilung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe		
Brigitte Heck, Karlsruhe	2	231
„Zwischen Schule und Fabrik. Textile Frauenarbeit in Baden“. Eine volkskundliche Sonderausstellung in Karlsruhe		
Brigitte Heck, Karlsruhe u. Guido Fackler, Freiburg	2	241
„Vom Marktstand zum Supermarkt — Der Kaufladen in Puppenwelt und Wirklichkeit“		
Heinrich Hauß, Karlsruhe	2	255
 <i>2.7 Musik</i>		
Pianistin aus dem Hegau		
Frieda Elise Kwast-Hodapp (1880—1949)		
Horst Ferdinand, St. Augustin	4	629
 <i>2.8 Photographie</i>		
Trutpert Schneider & Söhne: Europas erfolgreichste frühe Photographen		
Adolf Schmid, Freiburg	1	99

3.0 Literatur/Philosophie

Der Weise vom Bodensee — Über Leopold Ziegler (1881—1958)

Zum 35. Geburtstag des badischen Philosophen

Gerd-Klaus Kaltenbrunner, Kandern 4 643

Der Buddha vom Bodensee oder Die Meersburger Jahre Fritz Mauthners. Zum 70. Todestag des Philosophen am 26. 6. 1993

Manfred Bosch, Rheinfelden 1 89

3.3 Hebeliana

Der Hebelgast 1992

Markus Manfred Jung beim 39. Hebelschoppen

Andreas Mannschott, Lahr 1 131

Johann Peter Hebel — Gedankplakette für Paul Nunnenmacher

Elmar Vogt, Hausen 2 303

4.0 Landschaften/Orte

4.2 Orte

Schwetzingen Perspektiven

Gerhard Stratthaus, 1 21

Auf dem Weg zur Großen Kreisstadt

Aus Geschichte und Kultur Schwetzingens

Karl Wörn, Schwetzingen 1 29

Überlingens Zentralität in der Geschichte — Gewinne — Gefahren — Verluste

Guntram Brummer, Überlingen 1 51

500 Jahre Märkte in Bretten

Peter Bahn, Bretten 2 261

„Euroregio Bodensee“ im Werden

Rainer Röder, Konstanz 4 593

4.5 Wirtschaft

Elektrizität für Baden aus Schwarzwälder Wasserkraft

Das „Murgtalwerk“ bei Forbach besteht seit 75 Jahren

Bernhard Stier, Mannheim 4 609

4.8 Technik

Felix Wankel — der fast vergessene Motoren pionier aus Lahr		
Joachim Schaier, Mannheim	2	185
„Die Elementar-begriffe von Zeit und Raum sind schwankend geworden“. Anderthalb Jahrhunderte badischer Eisenbahnbau: Soziologische Betrachtungen zu einer umwälzenden Entwicklung		
Thomas Adam, Bruchsal	2	197
Ungeahnte Schätze: Das Auto + Technik Museum Sinsheim		
Karlheinz Böckle, Sinsheim	2	223

5.0 Volkskunde /Regionalismus/Heimat

5.1 Volkskunde

Von der Bet-Zeit-Sonnenuhr zur Stunden-Sonnenuhr in Baden		
Kurt Schumacher, Freiburg	1	107
Die Entstehung der volkskundlichen Abteilung des Badischen Landesmuseums		
Brigitte Heck, Karlsruhe	2	231
„Zwischen Schule und Fabrik. Textile Frauenarbeit in Baden“		
Brigitte Heck, Karlsruhe u. Guido Fackler, Freiburg	2	241
Volksbildung durch Tradition des geistigen Worts		
Adrien Finck, Straßburg	2	307
„Hotzen“, der rätselhafte Übername der Hauensteiner		
Joachim Larenz, Rickenbach	4	621

5.2.1 Regionalpolitik

Zur Veröffentlichung — „Zentralisation oder Dezentralisation“ der Industrie- und Handelskammer Karlsruhe		
Heinrich Hauß, Karlsruhe	1	3
Zentralisation oder Dezentralisation — das ist die Frage		
Kurzfassung der Ergebnisse einer unter dem gleichen Titel erschienenen Studie der Industrie -und Handelskammer		
Karlsruhe	1	9

5.4 Naturschutz

Die Walderkrankung in Baden-Württemberg		
F. Kälble u. G. Kändler, Karlsruhe	2	163

Naturschutz-Umweltvorsorge mit Zukunftsverantwortung		
Siegfried Schwag, Karlsruhe	2	179
<i>6.0 Heimattage/Heimatbund</i>		
Deutscher Heimatbund, Aktivitätenbericht	4	694
<i>9.0 Persönlichkeiten</i>		
Gedenkblatt für Karl Kurrus	1	20
Zum Gedanken an Hans Krattiger-Enzler		
Elmar Vogt, Hausen	2	311
Dr. Helga Walter-Dressler geht in den Ruhestand		
Franz Josef Wehinger, Karlsruhe	2	327
Gedenken an Alexander Lindinger		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	3	517
Andreas Mannschott zum 80. Geburtstag		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	3	520
Erinnerung an Karl Kolb		
Elmar Vogt, Hausen	3	522
Zum Tode von Jean Dentinger		
Elmar Vogt, Hausen	3	525
Ein Fürst von Geblüt und Gesinnung		
Rede beim Festakt zum 70. Geburtstag Seiner Durchlaucht des Fürsten Joachim zu Fürstenberg am 23. Juli 1993		
Friedemann Maurer, Augsburg	4	694
Dr. Heinz Schmitt zum 60. Geburtstag		
Peter Assion, Freiburg	4	695
<i>11.0 Vereinsnachrichten</i>		
<i>11.1 Landesverein</i>		
Gedenken an Alexander Lindinger		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	3	517
August Vogel — Vorkämpfer für das neue Ständehaus		
Heinrich Hauß, Karlsruhe	3	513
Kündigungen der Mitgliedschaft im Landesverein durch Schulen	3	529
Neue Postleitzahlen	3	531
<i>11.3 Ortsgruppen</i>		
Jahresberichte der Ortsgruppen	1	147
75 Jahre Ortsgruppe Badische Heimat Baden-Baden.		
Chronik einer Ortsgruppe im Landesverein Badische Heimat		
Dieter Baeuerle, Baden-Baden	2	313
Ortsgruppe Heidelberg		
W. Hoffner, Heidelberg	2	324
Andreas Mannschott zum 80. Geburtstag		
Ludwig Vögely, Karlsruhe	3	520
<i>14 Buchbesprechungen</i>	<i>1</i>	<i>156</i>
.....	2	343
.....	4	700
		167

Autoren dieses Heftes

Manfred Bosch

Lenbachstr. 30, 79618 Rheinfelden

Dr. Ernst Otto Bräunche

Stadtbibliothek, Archiv, Sammlungen
Stadtarchiv,
Markgrafenstr. 29, 76124 Karlsruhe

Dr. Erwin Dittler

Offenburgerstr. 4, 77694 Kehl-Goldscheuer

Thomas Fuchs

Heidelsheimerstr. 15, 76703 Kraichtal

Dr. Wolfram Förster

B 6.12, 68159 Mannheim

Rainer Gutjahr

Köslinerstr. 41, 76139 Karlsruhe

Manfred Hauck

Hans-Ecksteinstr. 25, 74731 Walldürn

Dr. Michael Heck, Kulturreferent

Rathaus, 76124 Karlsruhe

Franz Hilger

Krozingenstr. 27, 79292 Pfaffenweiler

Gerhard Kaiser, Baudirektor

Damaschkestr. 7, 76275 Ettlingen

Thomas Lutz

Münzgasse 16, CH 4001 Basel

Leonhard Müller

Reinhold-Schneiderstr. 10, 76199 Karlsruhe

*Annette Niesyto, Frauenbeauftragte der Stadt
Karlsruhe*

Rathaus, Marktplatz, 76124 Karlsruhe

Dr. Bernhars Stier

Universität Mannheim, Historisches Institut
Schloß, EO 210, 68131 Mannheim

Ludwig Vögely

Tiefentalstr. 35, 76288 Karlsruhe

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage von Arich Verlag GmbH, 38120 Braunschweig und die Einladung zur Mitgliederversammlung bei. Wir bitten um Beachtung.